Das Märchen.

Märchen-Schatz.

Sammlung der schönsten Märchen und Sagen

aller Zeiten und Völker.

Bearbeitet und herausgegeben

von

O. L. B. Wolff.

Erster Band.

Leipzig, 1845.

Druck und Verlag von Otto Wigand.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt

des erſten Bandes.

	Seite
Der Drache. Neapolitaniſches Märchen . . .	1
Der Muhel. Rabbiniſches Märchen	20
Gaglinſe. Neapolitaniſches Märchen	28
Elidue. Altfranzöſiſche Sage	38
Der Schmaus der Zwerge. Norwegiſches Märchen	72
Giega's Sohn. Märchen der Shetlands Inſeln	90
Das Ziegengeſicht. Neapolitaniſches Märchen	91
Die gebrochenen Eide. Rabbiniſches Märchen	107
Die verheirathete Meermaid. Märchen der Shetlands-Inſeln	122
Die Gräfin vom Quell. Altbretaniſche Sage .	127
Dobrüna Nikititſch. Ruſſiſches Märchen . .	179
Eiſen Laczi. Ungariſches Märchen	218
Tſchurila Plenkowitſch. Ruſſiſches Märchen	231
Waſſili Boguslajewitſch. Ruſſiſches Märchen	250

Eine Einleitung und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß nebſt Angabe der Quellen, aus denen die einzelnen Mährchen geſchöpft wurden, werden dem letzten Bande beigefügt.

Der Drache

Provenzalisches Mährchen.

Es war einmal ein König von Alta-Marina, welcher solche Tyrannei und Grausamkeit verübte, daß eines Tages, als er von seiner Gemahlin fortgegangen war, um ein Schloß in einiger Entfernung von der Stadt zu besuchen, sich ein gewisses Weib, das eine Hexe war, des königlichen Sitzes bemächtigte. — Als er deswegen eine hölzerne Bildsäule, welche Antworten zu ertheilen pflegte, um Rath gefragt hatte, bekam er den Bescheid, daß er sein Vermögen nicht wieder erlange, als bis die Hexe blind wurde. Da er nun sah, daß die Hexe, die außerdem wohl bewacht war, auf den ersten Blick die Leute erkannte, die er ausschickte, um ihr nachzustellen, und Hundegerechtigkeit an ihnen ausübte, so fiel er in

Verzweiflung und beraubte aus Trotz jedes Weib, das ihm in die Hände fiel, seines Lebens.

Nachdem Hundert und aber Hundert das Unglück gehabt hatten, das Leben auf diese Weise einzubüßen, trug es sich zu, daß eine Jungfrau, Namens Portiella, das schönste Geschöpf auf der ganzen Erde, dahin kam. Ihre Haare waren Fesseln der Liebesschergen: ihre Stirn eine Tafel, auf welcher das Schild des Gottes der Liebesreize geschrieben war; ihre Augen zwei Leuchtthürme, welche die Schiffe der Wünsche in den Stand setzten, das Steuer nach dem Hafen der Glückseligkeit zu richten; ihr Mund ein Honiggrübchen zwischen zwei Rosenhecken.

Als nun diese Portiella in die Hände des Königs fiel, und ihr Urtheil an ihr vollzogen war, wollte er sie wie die übrigen tödten. In demselben Augenblicke aber, als er den Dolch erhob, ließ ein Vogel eine unbekannte Wurzel auf seinen Arm fallen, und er bekam ein solches Zittern, daß der Stahl seiner Hand entsank.

Dieser Vogel war eine Fee, die sich einige Tage zuvor in einem Walde zum Schlafe hingelegt hatte, wo sie im Schatten der Hitze Trotz bot, wiewohl es nicht ohne

Gefahr war; als nun ein gewisser Satyr sie überfallen wollte, hatte Portiella sie geweckt, und aus Dankbarkeit folgte sie dieser nun beständig, um die Wohlthat zu erwiedern.

Als nun der König jenen Vorfall bemerkte, glaubte er, daß die Schönheit ihres Gesichtes so viel Einfluß auf seinen Arm gehabt habe, und der Dolch sie daher nicht wie so viele Andere traf. Deshalb wollte er es nicht noch einmal versuchen, sondern beschloß, sie in einem Kerker seines Palastes einzumauern; dieß führte er auch sehr schnell aus, indem er das unglückliche Geschöpf zwischen vier Mauern einsperrte, ohne ihr Speise und Trank zu lassen, damit sie sich nach und nach aufzehren und so allmälig sterben möchte.

Der Vogel, sie in diesem traurigen Zustande sehend, tröstete sie mit holden Worten und empfahl ihr heiter zu sein, denn er würde ihr, für den großen Dienst, den sie ihm erzeigt, helfen, und sollte es ihm das Leben kosten. Trotz Allem, was Portiella sagte, behauptete er immer, ihr größere Verpflichtungen schuldig zu sein, und fügte hinzu, daß er nichts unterlassen würde, um ihr zu die-

nen. — Da er nun bemerkt, daß ſie faſt vor Hunger umkam, ſo flog er eilig fort, kam mit einem ſpitzigen Meſſer wieder, das er aus des Königs Cabinet genommen hatte, und befahl ihr, mit demſelben ein Loch in dem Winkel des Bodens, der über der Küche war, zu machen: durch dieſes wolle er ihr beſtändig Nahrung bringen. Perticella bohrte, bis es groß genug war, um den Vogel durchzulaſſen; dieſer wartete, bis der Koch hinausgegangen war, um Waſſer zu holen, nahm ein zubereitetes Huhn und brachte es Perticella; um ihren Durſt zu ſtillen, nicht wiſſend, wie er ihr etwas zu trinken bringen ſollte, flog er nach der Speiſekammer, wo viele Weintrauben hingen und trug ihr eine ſchöne Traube zu, ließ that er viele Tage hintereinander.

Unterdeſſen brachte Perticella einen ſchönen Knaben zur Welt, den ſie unter beſtändigem Beiſtande des Vogels auffäugte. Als er aber ſtark geworden war, rieth die Fee ſeiner Mutter, das Loch größer zu machen, und ſo viele Dielen aus dem Boden zu nehmen, als hinreichten, um Minccio, ſo hieß der Knabe, durchzulaſſen; wenn ſie dieſes nun gethan und ihn an einigen Stricken, die der Vogel herbeibrachte, herabgelaſſen habe, ſo ſolle

ſie die Dielen wieder an ihre Stelle legen, damit man nicht ſehen könne, woher das Kind käme.

Portiella that, wie der Vogel ihr geſagt hatte, prägte ihrem Sohne ein, niemals zu ſagen, woher er käme, noch weſſen Kind er ſei, und ließ ihn hinab, als der Koch ausgegangen war. Als dieſer nun bei ſeiner Zurückkunft den hubſchen Knaben ſah, fragte er ihn, wer er ſei, woher er käme und was er wolle. Das Kind, der Rathſchläge ſeiner Mutter eingedenk, ſagte, es ſei ein armer verlaſſener Knabe und ſuche einen Herrn. Als ſie ſo mit einander ſprachen, kam der Kellermeiſter herein, und da er ſah, daß der kleine Mann ſo viel Verſtand habe, ſo dachte er, dieſer würde einen guten Pagen für den König abgeben. Deshalb führte er ihn in die königlichen Zimmer, und als man ihn ſo hübſch und ſo liebenswürdig fand, ſo nahm ihn der König in ſeinen Dienſt als Page, gewann ihn plötzlich ſehr lieb, und ließ ihn in allen ritterlichen Wiſſenſchaften unterrichten, ſo daß er der vollkommenſte junge Mann am Hofe wurde. Der König liebte ihn weit mehr als ſeinen Stiefſohn, deshalb fing die Königin an, ihn zu haſſen und ſchlecht zu halten; ihr Haß nahm immer mehr zu, je mehr Güte

und Gnade der König dem Miuccio erzeigte. — Sie entſchloß ſich daher, die Treppen ſeines Glücks ſo mit Seife zu beſchmieren, daß er von oben bis unten hinabfallen mußte.

Demzufolge ſagte ſie eines Abends, als der König in guter Laune war, zu ihm: — „Da iſt Miuccio, der ſich gerühmt hat, Schlöſſer in der Luft bauen zu können.“ Der König, theils aus Verwirrung, theils um ſeiner Gattin zu gefallen, ließ am folgenden Morgen, ſobald der Mond, der Schulmeiſter der Schatten, ſeinen Schülern einen Feiertag wegen des Feſtes der Sonne gegeben hatte, Miuccio rufen, und befahl ihm, drei Schlöſſer in der Luft zu bauen, wie er ſich deſſen gerühmt habe, ſonſt ſolle er ſelbſt einen Tanz in der Luft machen.

Als Miuccio das hörte, ging er auf ſein Zimmer und begann bitterlich zu klagen, indem er einſah, wie gläſern die Gunſt der Fürſten iſt, und wie kurz ihre Gnade währet. Während er nun ſo weinte und klagte, kam der Vogel zu ihm: „Ich bin im Stande, den Vogel aus dem Feuer zu ziehen. Faſſe Muth und fürchte nichts, Miuccio, ſo lange Du einen ſolchen Stamm zur Stütze haſt.“ — Darauf befahl er ihm, Pappe und

Leim zu nehmen und drei große Schlösser zu machen; dann ließ er drei Greife kommen, band an jedes Schloß einen und diese flogen nun in die Luft. Miuccio rief dann den König, der mit seinem ganzen Hofe herbeieilte, um das zu sehen. Als er nun Miuccio's Gewandtheit gewahrte, liebte er ihn noch mehr und verschwendete Liebkosungen aus der andern Welt an ihn; das trug aber Schnee zu dem Neide der Königin und Feuer zu ihrem Zorn, da sie sah, daß Nichts ihr gelang; deshalb wachte sie nie bei Tage, ohne daran zu denken, und schlief nie bei Nacht, ohne von etwas zu träumen, das den Dorn in ihrem Auge aus dem Wege räumen könnte.

Endlich kam sie nach einigen Tagen zu dem Könige und sagte: „Mein Gemahl, es ist Zeit, zu unserer Größe und den Freuden vergangener Tage zurückzukehren; da Miuccio erklärt hat, er wolle die Fee bl[illegible]en und dadurch nun, daß er ihre Augen auszahlte, Euch zu Eurem verlorenen Königreiche wieder verhelfen." — Der König, der den wunden Fleck berührt fühlte, rief sogleich dem Miuccio und sagte zu ihm: „Ich bin sehr erstaunt, daß Du, da ich Dich so innig liebe, die Macht gehabt hast, mir zu dem Sitze, von dem ich gestürzt bin, wieder zu

verhelfen, und dennoch so sorglos und unthätig bist, Dich nicht bemühst, mich aus dem Elende, in dem ich jetzt bin, zu erretten, da Du mich doch von einer Stadt auf ein armseliges Schloß und von der Herrschaft über so viele Leute darauf beschränkt siehst, von vier Brod- und Suppenträgern bedient zu werden; wenn Du nun nicht mein Unglück willst, so eile gleich fort und blende die Augen der Fee, die mein Eigenthum inne hat; denn indem Du ihre Laden schließest, öffnest Du das Waarenlager meiner Größe — indem Du ihre Laternen auslöschest, zündest Du die Lampen meiner Ehre an, die jetzt trüb und finster sind.

Als Miuccio diesen Vorschlag hörte, wollte er dem König antworten, er sei schlecht unterrichtet und irre sich; denn er sei kein Rabe, der Augen ausbacken oder ein Bohrer, der Löcher bohren könne.

Aber der König erwiederte: „Kein Wort mehr, ich will es haben, und es muß geschehen. Mache Deine Rechnung, damit ich in der Münze meines Gehirns die Bilance fertig habe; in der einen Schaale die Belohnung, wenn Du thust, was ich Dir sage; in der andern die Strafe, wenn Du unterlässest, was ich Dir befehle."

Miuccio, der nicht gegen einen Felsen mit dem Kopfe laufen konnte, und mit einem Manne zu thun hatte, der unglücklicher Weise unter der Herrschaft der Königin stand, ging auf eine Brücke, sich zu beklagen; da kam der Vogel und sagte zu ihm: „Ist es möglich, Miuccio, daß Du Dich immer ins Wasser stürzen willst, um eines Glases Wasser wegen? Wenn ich todt wäre, ja dann könntest Du die Thorheit begehen. Weißt Du nicht, daß ich Dein Leben höher achte, als das meinige? Darum fasse Muth, komm mit mir und Du sollst sehen, was ein Vogel thun kann.“ Darauf flog er fort und ließ sich in einem Walde nieder, wo er zu singen begann; da kam ein ganzer Haufen Vögel um ihn herum, die er fragte, und ihnen versicherte, daß derjenige, der die Hexe ihres Gesichtes beraubte, eine Sauvegarde gegen Habichte und Geyer, und eine Sicherheitskarte gegen Schießgewehre, Armbrüste, Bögen und Leimruthen der Vogelsteller haben solle.

Unter ihnen war eine Schwalbe, die ihr Nest an einem Balken des Palastes gebauet hatte und die Hexe haßte, weil sie jedes Mal, wenn sie ihre verwünschten Beschwörungen angefangen, sie mit den Räucherungen

fortgetrieben hatte; daher, theils aus Rache, theils um die Belohnung zu erhalten, bot ſich dieſelbe an, den Auftrag auszuführen. Wie der Blitz ſo ſchnell, flog ſie in die Stadt, und in den Palaſt kommend, fand ſie die Fee auf einem Lager ausgeſtreckt, bei ihr zwei Jungfrauen, die ihr mit den Fächern Luft zu wehten. Die Schwalbe ſetzte ſich gerade über die Augen der Fee hin, ließ ihren Koth hinein fallen und beraubte jene auf dieſe Weiſe des Geſichts. Als nun die Fee Nacht am Mittage ſah, ſo wußte ſie, daß durch dieſe Schließung des Zollhauſes die Waaren des Königreiches verloren gingen, ſtieß das Geſchrei einer verdammten Seele aus, ließ das Zepter fahren und eilte, ſich in gewiſſen Höhlen zu verſtecken, wo ſie, mit dem Kopfe gegen die Wand laufend, ihre Tage endete.

Als die Hexe fort war, ſandten die Miniſter eine Ambaſſade an den König, ihn zu bitten, wieder zu kommen und ſich des Hauſes zu erfreuen, da die Blindheit der Hexe dieſen glücklichen Tag herbeigeführt habe. Zugleich mit dieſer Ambaſſade kam Miuccio an, der, auf des Vogels Anweiſung, zu dem Könige ſagte: „Ich habe Euch ehrlich gedient. Die Hexe iſt geblendet, das Kö-

nigreich Euer; verdiene ich daher Belohnung, so verlange ich nichts weiter, als daß ich meinem eigenen Schicksale überlassen werde, ohne wieder solchen Gefahren ausgesetzt zu sein."

Der König umarmte ihn mit äußerster Zärtlichkeit, und ließ ihn bei sich niedersetzen. Gott weiß, wie das die Königin kränkte; denn der vielfarbige Bogen, der sich auf ihrem Gesichte zeigte, gab den Sturmwind zu erkennen, den sie in ihrem Herzen gegen den armen Miuccio braute.

Nicht weit von dem Schlosse war ein furchtbarer Drache, der in derselben Geburt mit der Königin geboren war, und als ihr Vater die Astrologen zusammenberief, um diesen Vorfall zu deuten, sagten sie, daß seine Tochter sicher sein würde, so lange der Drache sicher wäre, doch wenn Eines stürbe, so sei das Andere auch genöthigt, zu sterben. — Eine Sache allein könne alsdann die Königin wieder ins Leben zurückbringen, wenn man nämlich ihre Brust, ihren Leib und ihre Nasenlöcher mit dem Blute dieses Drachen salbte.

Die Königin nun, die die Wuth und Stärke des Thieres kannte, faßte den Gedanken, ihm den Miuccio

in den Rachen zu liefern, fest überzeugt, daß es nur einen Bissen aus diesem machen, und er gleich einer Erdbeere im Schlunde eines Bären sein würde. — Deshalb wandte sie sich zu dem Könige und sagte zu ihm: „Ohne Zweifel ist Miuccio der Schatz Deines Hauses, und Du wärst undankbar, wenn Du ihn nicht liebtest, besonders da er den Wunsch geäußert hat, den Drachen zu tödten, der, wiewohl mein Bruder, doch Dein sehr großer Feind ist, und mir ist ein Haar von meinem Gatten lieber, als hundert Brüder."

Der König, der den Drachen tödtlich haßte, und nicht wußte, wie er ihn aus dem Wege räumen solle, rief sogleich den Miuccio und sagte: „Ich weiß, daß Du Allem, wenn Du willst, Fesseln anlegen kannst; deshalb, da Du schon so viel gethan hast, muß Du mir noch eine Freude machen, dann kannst Du gehen, wohin Du willst. — Eile, und tödte den Drachen, Du erzeugst mir einen großen Dienst damit, und sollst eine gute Belohnung dafür haben." — Als Miuccio diese Worte hörte, verlor er beinahe den Verstand und sagte, sobald er wieder im Stande war, ein Wort zu äußern, zu dem Könige: „Ist das nun der Kopfschmerz, wegen

dessen Ihr mich zum Reiben angenommen habt? Ist mein Leben die Milch einer schwarzen Ziege, daß ihr so verschwenderisch damit umgeht? Dieß ist kein Befehl: „Komm, tritt mir auf den Nacken!" denn es ist ein Drache, der mit seinen Klauen zerreißt, mit seinem Kopfe betäubt, mit seinem Schwanze zerschlägt, mit seinen Zähnen zermalmt, mit seinen Augen vergiftet. Ist das die Sinecure, zu der Ihr mir verhelft, weil ich Euch zum Königreiche verholfen habe? Wer ist die schlechte Seele, die diesen Würfel auf den Tisch gebracht hat? Wer ist der Höllensohn, der Euch auf diese Sprünge gebracht und mit diesen Worten geschwängert hat?

Der König, der so leicht wie eine Blase im Versprechen, aber fester als ein Fels im Halten war, wenn er einmal etwas gesagt hatte, stampfte mit den Füßen und schrie: „Hast gethan, hast gethan, und kannst nun das Letzte nicht; aber kein Wort mehr; bringe mir die Plage aus dem Königreiche, oder ich bringe Dich um's Leben!" Der unglückliche Minccio, der da fühlte, daß ihm bald eine Gnade, bald eine Drohung zugefügt, ihm bald das Gesicht gestreichelt, bald ein Schlag in den Nacken

gegeben, daß er bald heiß, bald kalt empfangen wurde, sah ein, wie Hofgunst veränderlich sei, und wünschte, den König gar nicht mehr zu kennen. Da er aber wußte, daß einem mächtigen dummen Manne zu antworten so gut ist, wie einen Löwen an dem Barte zupfen, so ging er fort sein Schicksal verwünschend, das ihn an den Hof geführt hatte, um seine Lebenstage abzukürzen, und setzte sich nieder auf einer Stufe vor der Thüre, mit dem Kopfe zwischen den Knieen, seine Schuhe mit seinen Thränen waschend, und den Boden mit seinen Seufzern erwärmend, als — siehe! — der Vogel ankommt mit einem Kraut im Schnabel, es dem Miuccio in den Schoos wirft und sagt: „Steh' auf Miuccio, und beruhige Dich: Du wirst nicht „Lad' ab den Esel" mit deinen Tagen spielen, sondern „Puff" mit dem Drachen. Nimm dieses Kraut, und wenn Du an die Höhle des verhaßten Thieres kommst, so wirf es hinein; der Drache wird davon so entsetzlich müde werden, daß er sogleich in tiefen Schlaf fällt, dann kannst Du mit einem guten Messer durch Stechen und Schneiden ihm bald den Rest geben. — Drum komme, es wird besser gehen, als Du denkst. — Genug, ich

weiß, was ich vermag, wir haben mehr Zeit, als Geld, und wer Zeit hat, hat Leben.

Als Miuccio das hörte, ſprang er auf, verſah ſich mit einem guten Meſſer, nahm das Kraut und ging in des Drachen Höhle, die unter einem Berge von ſolcher Größe war, daß die drei Berge, welche Stufen für die Rieſen abgaben, ihm nicht an den Leib reichten. Als er hinkam, warf er das Kraut in die Höhle, augenblicklich bemächtigte ſich der Schlaf des Drachen, und Miuccio begann, ihn zurechtzuſchneiden.

Während er nun ſo an der Beſtie herumſchnitt, fühlte die Königin, daß ihr Herz durchſchnitten ſei, und da ſie einſah, wohin ſie ſich gebracht, bemerkte ſie ihren Irrthum, ſich den Tod ſo wohlfeil gekauft zu haben. Sie rief ihren Gatten, erzählte ihm, was die Aſtrologen verkündet hatten, wie ihr Leben von dem Drachen abhinge, und ſie befürchtete, Miuccio habe ihn bereits getödtet, da ſie ſich immer ſchwächer werden fühle. Der König erwiederte: „Wenn Du wußteſt, daß das Leben des Drachen der Halt Deines Lebens und die Wurzel Deiner Tage war, warum ließeſt Du mich dem Miuccio dieſen Beichl ertheilen? Weſſen Schuld iſt es? Du haſt

das Böse selbst gethan und mußt es beweinen; Du hast das Glas selbst zerbrochen und mußt es bezahlen."

Die Königin antwortete: „Ich habe nie geglaubt, daß ein simpler Bursche die Kraft und Gewandtheit hätte, ein Thier zu Boden zu werfen, das sich nichts aus einer Armee machte, und meinte, er würde seine Lungen da lassen: da ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht habe, und die Barke meiner Projecte aus ihrer Fahrt gekommen ist, so erzeige mir eine Freude, wenn Du mich liebst. — Wenn ich todt bin, so nimm einen in das Blut des Drachen getauchten Schwamm und salbe alle Extremitäten meines Körpers damit, bevor Du mich begräbst." — „Das ist eine Kleinigkeit gegen die Liebe, die ich zu Dir hege, sagte der König, und reicht das Blut des Drachen nicht hin, so will ich mein eigenes nehmen, um Dich zufrieden zu stellen."

Die Königin wollte ihm danken, aber der Athem ging ihr aus, denn gerade zu derselben Zeit hatte Minucio dem Drachen das Garaus gemacht.

Er war kaum zu dem Könige gekommen mit der Nachricht, als dieser ihm befahl, zurückzugehen, um Blut von dem Drachen zu holen; da er aber neugierig

war, die von Miuccio's Hand vollbrachte That zu ſehen, ſo folgte er ihm nach. Kaum war Miuccio aus dem Palaſt, als ſich auch ſchon der Vogel zu ihm geſellte und fragte: „Wo gehſt Du hin?“ Miuccio antwortete: „Ich gehe, wohin der König mich ſendet; denn er läßt mich vorwärts und rückwärts gehen, wie ein Weberſchiff, und geſtattet mir keine Ruhe.“ — „Was ſollſt Du thun?“ fragte der Vogel. „Blut vom Drachen holen,“ erwiederte Miuccio. Darauf ſagte der Vogel: „Unglücklicher Jüngling; dieſes Drachenblut wird böſes Blut für Dich ſein, denn es wird Deinen Untergang bereiten; durch dieſes Blut wird der böſe Urſprung aller Deiner Mühen, der Dich beſtändig neuen Gefahren preisgiebt, damit Du Dein Leben dabei einbüßeſt, neu belebt werden, und der König, der ſich von einer edeln Schlange bei der Naſe herumführen läßt, befiehlt Dir, wie einem Verworfenen, Dein Leben, das aus ſeinem eigenen königlichen Blute entſpringt, das ein reiner Sprößling jener Pflanze iſt, auf's Spiel zu ſetzen. — Der unglückliche Mann kennt Dich aber nicht, wiewohl die große Neigung, die er zu Dir hegt, ein Zeichen der Verwandtſchaft iſt. — Obendrein ſollten die Dienſte, die du ihm ge-

leiſtet haſt, und der Vortheil, einen ſolchen vortrefflichen Erben an Dir zu haben, machen, daß die unglückliche Portiella, Deine Mutter, die ſchon vierzehn Jahre lang lebendig in dem Kerker begraben iſt, wo ſie in ihrer Jugendſchönheit eingemauert wurde, Gnade vor ihm finde."

Als die Fee ſo ſprach, kam der König, der jedes Wort vernommen hatte, näher, um beſſer zu hören, und da er fand, daß Miuccio nicht nur der Sohn der Portiella, ſondern auch der Seinige ſei, und daß Portiella noch in ihrem Kerker lebe, ſo gab er ſogleich den Befehl, ſie zu erlöſen und zu ihm zu bringen. Als er ſie nun ſchöner als je wiederſah, was ſie der Sorgfalt des Vogels verdankte, ſo konnte er gar nicht aufhören, Mutter und Sohn wechſelsweiſe an ſein Herz zu drücken, ſie um Verzeihung bittend für die ſchlechte Behandlung, die ſie erlitten hatte und die Gefahren, denen er ausgeſetzt geweſen war. Darauf ließ er Portiella mit den reichſten Gewändern der verſtorbenen Königin bekleiden und machte ſie zu ſeinem Weibe. — Da er nun erfahren hatte, daß ihre Erhaltung und die Rettung ſeines Sohnes aus ſo vielen Gefahren einzig und allein von der Nahrung, die der Vogel ihr gebracht und dem Rathe, den er ihm gegeben,

herrühre, so bot er ihm seine Staaten und sein Leben an. — Der Vogel aber sagte, er wolle keine andere Belohnung für alle Dienste, als Miuccio zum Gemahl, verwandelte sich bei diesen Worten in eine wunderschöne Jungfrau und wurde, zu des Königs und Porticella's größter Zufriedenheit, Miuccio's Gattin.

Während die todte Königin hinausgeworfen war, erntete das junge Paar Glück haufenweise. Um aber die Festlichkeit größer zu machen, gingen sie in ihr eignes Königreich, wo sie mit Schmerzen erwartet wurden. Jedermann schrieb dieses Glück der Fee zu, wegen der Wohlthat, die Porticella ihr erwiesen hatte; denn, am Schluß der Schlüsse:

„Eine gute That geht nie verloren."

Der Ruhel.

Rabbinisches Mährchen.

Es war einmal ein Mann, der sehr reich, aber über alle Maaßen geizig war, und in seinem ganzen Leben keine gute That gethan hatte, niemals den Armen auch nur einen Heller an Werth gegeben hatte. —

Es trug sich in einer Winternacht zwischen Zwölf und Eins zu, daß ein Mann kam und laut an die Thür des Geizhalses klopfte. Er öffnete das Fenster, sah einen Mann vor der Thüre und fragte ihn, was er wolle. Dieser erwiederte, er wünsche, daß er mit ihm gehe zu einem Dorfe, drei Meilen weit von der Stadt, um einen Knaben zu beschneiden, der am nächsten Morgen acht Tage alt sein würde.

Nun müßt Ihr wissen, daß der Mann, von dem

wir reden, ein Jude und ein Muhel war, d. h. Einer, deſſen Amt es iſt, die jungen Knaben zu beſchneiden. Trotz allem ſeinem Geiz in Geldgeſchäften, war er nicht geizig in ſeinem Amte, denn er glaubte an das Ende der Welt, und that deshalb dieſe gute That.

Er willigte daher ein, mit dem Manne zu gehen, zündete ein Feuer an, hängte ſeine Kleider davor, und legte die Inſtrumente, deren er zu der Ceremonie bedurfte, bereit. Darauf ging er fort mit dem Fremden, den er gar nicht kannte, obgleich es Winter, dunkel und regnicht war, ſie wanderten vorwärts durch die Wildniß; — der unglückliche Muhel, der den Weg in der Wildniß und im Dunkel nicht kannte, fiel dann und wann über die Steine im Wege; ſie gingen aber immer vorwärts, bis ſie an einen großen und hohen Berg mitten in der Wildniß kamen, wo nie Leute durchreiſen und nie Leute zu ſehen ſind, nur dunkle, dunkle Berge, die Alle, welche ſie anſchauen, mit Schrecken erfüllen.

Der Mann, der mit dem Muhel kam, legte nun die Hand auf einen großen Stein im Berge, ſo groß, daß fünfhundert Menſchen ihn weder wegbringen noch aufheben konnten; er hob ihn aber mit einer Hand auf. —

Der Platz öffnete sich und sie stiegen beide hinab. — Es waren viele Stufen da, und es ging sehr tief in die Erde hinein und unten war eine große Stadt.

Sie traten in einen großen und schönen Palast, der schöne Gärten hatte, wo viel Licht, Musik und großer Tanz von Männern und Frauen. Als sie den Nubel sich nähern sahen, lachten sie und verspotteten ihn, der arme Nubel aber war sehr erstaunt über Alles was er sah, und fing an, als er es so anschaute, es in Betrachtung zu ziehen, und darüber nachzudenken; dann sah er, wie es nicht menschliche Wesen gleich uns waren und große Furcht kam über ihn; er konnte aber nicht herauskommen oder sich retten, deßhalb bezwang er sich und blieb ruhig.

Der Mann, der ihn dahin gebracht hatte, war Einer von den Anführern, und ein vornehmer Mann unter ihnen. Er brachte ihn in das Zimmer einer Frau, die in Wochen lag, damit er das Kind sehen solle. — Der Mann ging darauf fort und ließ ihn mit der Frau allein. Diese aber seufzte sehr tief und fing an zu weinen. Der Nubel fragte sie, was ihr fehle? Da antwortete sie ihm: „Weißt Du nicht, wo und bei wem Du bist?" —

Er erwiederte, daß er das nicht wisse und nicht gewagt habe zu fragen. — Sie erklärte ihm nun: „Du bist im Lande der Mazikin, und alle diese Leute sind Mazikin, ich bin aber ein Mensch wie Du: denn einmal, als ich noch klein war, war ich allein an einem dunklen Ort und diese Leute fingen mich und brachten mich hieher; ich heirathete jenen Mann, der Einer der Vornehmen unter ihnen ist, und obendrein ein Jude, denn es giebt verschiedene Religionen unter ihnen; ich bin auch eine Jüdin; und als ich dieses Kind gebar, sprach ich mit meinem Manne und bat ihn, einen Mohel zu schaffen, der es beschnitte; so brachte er Dich hieher. Du bist aber jetzt hier in großer Gefahr; denn Du wirst nie im Stande sein herauszukommen, und wirst wie sie werden. Da ich aber Mitleid mit Dir habe und besonders, weil Du aus Gutherzigkeit hergekommen bist, das Kind zu beschneiden, so will ich Dir einen nützlichen Rath geben; nämlich, wenn sie Dich einladen zu essen oder zu trinken, rühre nichts an; denn wenn Du etwas von ihren Sachen genießest, wirst Du wie sie werden, und für immer hier bleiben müssen."

Der Gatte trat jetzt ein und sie gingen in die Ver-

ſammlung, um das Morgengebet zu ſprechen. Dann kehrten ſie wieder nach dem Hauſe zurück, um die Beſchneidung vorzunehmen. Der Muhel nahm einen Becher mit Wein und ließ die Frau, das Kind und alle Anweſende davon koſten; denn das iſt ſo Sitte. — Der Mann aber, der den Muhel geholt hatte, ſagte: „Du mußt auch koſten.“ Der Muhel erwiederte, das könne er nicht, denn er habe einen böſen Traum gehabt und müſſe faſten; dadurch entging er ihm. Er wartete aber bis zum Abend, dann brachten ſie ihm Speiſe und Trank; er erwiederte indeſſen, er könne nicht eher eſſen, als bis er zwei oder drei Tage gefaſtet habe.

Als der Mann, der ihn hingebracht hatte, ſah, daß er weder eſſen noch trinken wollte, ſo hatte er Mitleid mit ihm und ſagte zu ihm: „Was iſt mit Dir, warum willſt Du weder eſſen noch trinken.“ — „Herr, entgegnete der Muhel, ich verlange und wünſche weiter nichts: als heim zu meiner Familie gehen zu können, denn dieſe Woche feiern wir ein Feſt, und ich muß bei den Meinen ſein; deßhalb bitte ich Euch demüthig, bringt mich zu Hauſe.“ — Er bat und beſchwor ihn ſehr ernſtlich darum und die Frau ſtimmte mit ein.

Der Mann ſagte nun zu ihm: „Da Du zu Hauſe zu gehen wünſcheſt, ſo komm mit mir; ich will Dir ein Geſchenk für Deine Mühe geben. Komm, damit Du ſehen und nehmen kannſt, was Dir gut dünkt. — Der Muhel antwortete: „Ich wünſche nichts. Ich bin, Gott ſei Dank! reich; ich brauche nichts — als zu den Meinen zurückzukehren.“ — „Demungeachtet, ſagte der Mann, komm mit mir, ich will Dir merkwürdige Sachen zeigen, wie Du ſie noch nie geſehen haſt.“ —

Er ließ ſich überreden, und ging mit ihm. Jener zeigte ihm mehrere Zimmer voll Silber, Gold und Diamanten, Edelſteine aller Arten, und eine Menge anderer koſtbarer Dinge, wie er ſie noch nie geſehen hatte.

Darauf führte er ihn aus einem Zimmer in das andere und fragte ihn beſtändig, ob er nicht etwas davon zu haben wünſche; wäre das der Fall, ſo möchte er es nur nehmen. Endlich kamen ſie in das letzte Zimmer, wo nur Schlüſſelbunde hingen. Der Muhel ſchlug erſtaunt die Augen auf über ſo viele Schlüſſel und gewahrte ſein eigenes Bund Schlüſſel. Er ſann tief darüber nach, und der Mann fragte ihn: „Was ſtarreſt Du ſo; ich habe Dir eine Menge koſtbarer Sachen gezeigt, und Du

haſt nicht ſo viel Aufmerkſamkeit darauf verwandt, als auf dieſe alten Schlüſſel von geringem Werthe.“ — „Zürne nicht, Herr,“ erwiederte der Mubel, aber dieſe Schlüſſel gleichen den meinigen ſo und ich glaube, es ſind dieſelben.“

Er nahm die Schlüſſel, unterſuchte ſie und zeigte dem Manne jeden Schlüſſel beſonders. Endlich ſagte dieſer zu ihm: „Du haſt Recht, es ſind Deine Schlüſſel. Wiſſe, daß ich der Herr bin über die Herzen der Menſchen, die niemals Gutes thun; und da Du dieſe gute That der Beſchneidung vollziehſt, und Dein Leben auf gefährlichen Reiſen wagſt und mit Leuten jeder Art gehſt, um Gottes Gebot zu erfüllen, ſo nimm hier die Schlüſſel. Von nun an wird Dein Herz geöffnet ſein, und gut gegen den Armen und Du wirſt lange und glücklich mit den Deinen leben. Komm nun mit mir, ich will Dich zu den Deinen bringen. Schließe Deine Augen.“

Er ſchloß die Augen und befand ſich augenblicklich bei den Seinigen. — Er begann nun Geld an alle Armen im Lande wöchentlich und monatlich zu vertheilen. Die Welt iſt aber immer begierig, Neues zu

hören und die Leute, ja ſelbſt ſein eigenes Weib, drangen ſo lange in ihn, bis er ihnen Alles von Anfang bis Ende erzählte, und die ganze Welt freute ſich ſehr darüber; ſie thaten den Armen viel Gutes und wurden Alle reich und glücklich. Und der Muhel lebte eine lange und glückliche Zeit mit den Seinen; ein Muſter und Vorbild für alle Welt.

Gagliuso.

Neapolitanisches Mährchen.

Es war einmal in der Stadt Neapel ein alter, armer, armer Mann. Er war so elend, so runzlicht, so eingeschrumpft, und hatte nicht einen einzigen Lumpen, seine Blöße zu bedecken, so daß er umherging, nackt wie eine Fliege.

Da er nun nahe daran war, die Säcke dieses Lebens abzuschütteln, so rief er seine Söhne, Oratiello und Vippo, und sagte zu ihnen: „Ich werde jetzt vor den Rechnungsführer gerufen, um die Schuld, die die Natur an mich zu fordern hat, zu bezahlen, und glaubt mir, wenn Ihr Christen seid, daß es mir großes Vergnügen machen würde, diesen Elendshaufen, diese Wehschlucht zu verlassen, ließe ich Euch nicht zurück, ein Paar

erbärmlicher Geſellen, ſo dick wie St. Clara auf den fünf Straßen von Melito, ohne einen einzigen Stich an Euch, ſo rein wie ein Barbierbecken, ſo glatt wie die Oberfläche eines Springbrunnens, ſo trocken wie ein Pflaumenſtein; die Ihr nicht ſo viel habt, um eine Fliege zu fangen; und lieſt Ihr hundert Meilen, nicht ein Staubkörnchen würde Euch entfallen, da mein Unſtern mich hinſetzte, wo nichts Gutes zu bekommen war, und daß ſie mich gerade wie ich bin, in den Büchern eintragen; denn ich habe immer mich beholfen und beſtrebt, und bin ohne Licht zu Bette gegangen. — Demungeachtet will ich aber doch, da ich nun ſterben muß, Euch Zeichen meiner Liebe hinterlaſſen. Darum nimm Du, Oratiello, mein Erſtgeborner, das Sieb, das an der Mauer hängt, damit kannſt Du Dir Dein Brod erwerben; und Du, der Du der Jüngſte biſt, nimm die Katze und erinnre Dich Deines Papa's." — Als er das geſagt hatte, fing er an zu winſeln, und nach einer Weile ſprach er: „Gott ſei mit Euch! es wird Nacht."

Oratiello ließ den Vater durch die Armenpfleger begraben, nahm das Sieb und ſiebte hier und dort herum, um ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen, jemehr er ſiebte,

deſto mehr verdiente er. Pippo, die Katze nehmend, rief: „Nun ſeh mir Einer, welches hübſche Vermächtniß mir der Vater hinterlaſſen hat. Ich bin kaum im Stande mir ſelbſt durchzuhelfen, und muß nun für Zwei ſorgen. — Was nützt mir die erbärmliche Erbſchaft? ich bin überzeugt, daß ich ohne dieſelbe viel weiter käme.“

Die Katze, die dieſes Selbſtgeſpräch anhörte, ſagte zu ihm: „Du quälſt Dich ohne Grund; Du haſt mehr Glück als Verſtand, aber Du kennſt Dein Glück nicht; ich bin im Stande, Dich reich zu machen, wenn ich darauf ausgehe.“ Als Pippo das vernahm, bedankte er ſich bei der Katze, ſtreichelte ihr drei oder vier Mal den Rucken und empfahl ſich ihr auf das Wärmſte.

Die Katze hatte nun Mitleid mit dem unglücklichen Gagliuſo, und jeden Morgen, wenn die Sonne mit dem Lichtköder die goldene Angel auswarf und nach dem Schatten der Nacht fiſchte, begab ſie ſie entweder an das Ufer von Chiaja oder nach dem Fiſchfelſen (Petra de lo Pesce) und einen guten Steinbutt oder einen andern feinen Fiſch fangend, ſackte ſich ihn ein, brachte ihn zu dem Könige und ſagte: „Mein Gebieter, Herr von

Gagliuſo, Eurer Hoheit unterthänigſter Sclave, ſendet Euch ehrfurchtsvoll dieſen Fiſch und ſpricht: Für einen ſo großen Herrn ein kleines Geſchenk.“

Der König erwiederte mit freudigem Antlitz, wie er es immer denen zu zeigen pflegte, die ihm etwas brachten: „Sage dieſem Herrn, den ich nicht kenne, ich laſſe ihm herzlich danken.“

Ein anderes Mal lief die Katze dahin, wo man Vögel jagte in Sümpfen oder Feldern, und wenn die Jäger ein Rebhuhn oder eine Schnepfe heruntergebracht hatten, ſo raffte ſie's auf und brachte es dem Könige mit derſelben Botſchaft. Dieß that ſie ſo lange, bis er eines Morgens zu ihr ſagte: „Ich fühle mich dieſem Lord Gagliuſo ſo verbunden, daß ich lebhaft wünſche, ſeine Bekanntſchaft zu machen, um ihm die vielen Höflichkeiten zu erwiedern.“ — Darauf antwortete die Katze: „Herr von Gagliuſo wünſcht ſehnlichſt, ſein Leben und ſein Blut für Eurer Hoheit Krone zu wagen, und wird ohnfehlbar morgen früh, ſobald die Sonne die Stoppeln des Luſtfeldes angezündet hat, kommen, Euch ſeine Aufwartung zu machen.“

Am nächſten Morgen ging die Katze wiederum zum

Könige und ſagte: „Majeſtät! Herr von Gagliuſo läßt ſich entſchuldigen: ſeine Kämmerlinge ſind heute Nacht davon gelaufen und haben ihm nicht einmal ein Hemd gelaſſen.“ Als der König das hörte, ließ er ſogleich eine Menge Kleider und Wäſche aus ſeiner Garderobe nehmen und ſandte ſie dem Gagliuſo. Ehe zwei Stunden vergingen, begab ſich dieſer, von der Katze begleitet, nach dem Palaſte, wo er eine Menge Complimente vom Könige empfing, der ihn an ſeiner Seite ſitzen ließ und ihn ſo prächtig tractirte, daß Ihr Euch darüber wundern würdet.

Während ſie aßen, wandte ſich Gagliuſo von Zeit zu Zeit zu der Katze und ſagte zu ihr: „Mein Schätzchen, laß dieſe vier Finger Dir empfohlen ſein, damit ſie nicht auf den unrechten Weg kommen,“ und die Katze pflegte zu antworten: „Seid ruhig, ſeid ruhig, ſprecht nicht von ſolchen erbärmlichen Dingen.“ — Da der König zu wiſſen wünſchte, wovon die Rede ſei, ſo antwortete die Katze, daß er eine kleine Citrone verlange, und der König ließ ſogleich einen ganzen Korb voll aus dem Garten holen. — Gagliuſo fing wieder von Neuem ſo an und die Katze hieß ihn wieder ſchweigen, der König

fragte wieder, wovon die Rede sei, und die Katze hatte eine andere Entschuldigung für Gagliuso's Unwissenheit bei der Hand.

Nachdem sie nun eine gute Weile gegessen und geplaudert hatten, beurlaubte sich Gagliuso und die Katze blieb bei dem Könige, die Vorzüge, den Verstand und den Geist Gagliuso's, vor Allem aber seine großen Reichthümer in den römischen und lombardischen Ebenen, die ihn wohl berechtigten, in eine Königsfamilie hinein zu heirathen, über die Maaßen zu preisen. — Der König fragte, wie hoch sich wohl sein Vermögen beliefe, und die Katze erwiederte, Niemand könne die Mobilien, Immobilien und das Hausgeräthe dieses ungeheuer reichen Mannes, der selber nicht wisse, was er besäße, zählen. Wünsche aber der König Erkundigungen darüber einzuziehen, so möge er nur Leute mit ihr aus dem Königreiche senden, und sie würde ihm beweisen, daß ihr Herr, was den Reichthum beträfe, in der ganzen Welt seines Gleichen suche.

Der König rief einige zuverlässige Leute und trug ihnen auf, die Sache genau zu erforschen. Diese folgten der Katze, welche, sobald sie über die Grenze des

Königreiches war, von Zeit zu Zeit, unter dem Vorwande, Erfrischungen zu besorgen, vorauszulaufen pflegte. Wo sie nun eine Heerde Schaafe, Kühe, Pferde oder Ferkel antraf, rief sie dem Hirten und den Hirtenjungen zu: „Nehmt Euch in Acht! es kommt ein Trupp Räuber, um Alles fortzuschleppen. Wünscht Ihr Euch nun der Wuth derselben zu entziehen und Euer Besitzthum verschont zu sehen, so sagt, es gehöre dem Herrn von Gagliuso, und kein Haar wird Euch gekrümmt werden."

Dasselbe sagte sie auf allen Meierhöfen, die sie unterwegs antraf, so daß des Königs Leute, wohin sie auch kamen, überall die Geige gestimmt fanden; denn Alles gehörte dem Herrn von Gagliuso. — Am Ende wurden sie des Fragens überdrüssig, gingen deshalb zurück zu dem Könige und erzählten ihm Berge und Seen von den Reichthümern des Herrn von Gagliuso. — Als dieser es hörte, versprach er der Katze ein gutes Trinkgeld, wenn sie die Heirath zu Stande brächte. Der Katze, die den Kuppler zwischen ihnen spielte, gelang es auch endlich, die Sache in Richtigkeit zu bringen. Gagliuso kam und der König gab ihm seine Tochter und eine reiche Mitgift.

Am Ende des Feſtmonates wünſchte Gagliuſo ſeine Frau auf ſeine Güter zu führen. Der König begleitete ihn bis an die Grenze und er ging nach der Lombardei, wo er auf den Rath der Katze Güter kaufte und ein Baron wurde.

Als Gagliuſo ſich nun ſo außerordentlich reich ſah, dankte er der Katze über allen Ausdruck, und ſagte, daß er ihren guten Dienſten ſein Leben und ſeine Größe verdanke, und daß die Geſcheidtheit einer Katze mehr für ihn gethan habe, als die Geſchicklichkeit ſeines Vaters. Sie könne, fuhr er fort, mit ſeinem Leben und ſeinem Eigenthum ſchalten und walten, wie ihr gefalle, und er verſprächе ihr, daß, wenn ſie ſtürbe, was aber nach ſeinem Wunſche erſt in hundert Jahren geſchehen möge, ſo wolle er ſie einbalſamiren, in einen goldenen Sarg legen und auf ſein Zimmer bringen laſſen, damit ihm ihr Andenken beſtändig vor den Augen ſei.

Die Katze hörte dieſe verſchwenderiſchen Verſprechungen und ſtellte ſich in den nächſten Tagen todt, indem ſie ſich der Länge nach im Garten ausſtreckte. Gagliuſo's Frau gewahrte es und rief: „Welch ein Unglück, die Katze iſt todt, mein Gemahl!“ „Sterbe der Teufel mit

ihr," sagte Gaglinso, „besser sie, als wir." — „Was sollen wir mit ihr anfangen?" fragte die Frau. — „Nimm sie bei den Beinen und wirf sie fort," sagte er.

Die Katze, die diese böse Antwort hörte, als sie sie am Wenigsten vermuthete, rief: — „Das ist wohl die Belohnung dafür, daß ich die Fliege von Euch abgewehrt habe? das ist wohl der Dank, daß ich Euch von Lumpen befreit habe? das ist die Vergeltung, daß ich Euch schön kleidete und fütterte, als Ihr ein armer, verhungerter, erbärmlicher schlotterhosiger Schuft war't?"

„Das kommt davon, wenn man einem Esel den Kopf wäscht. Verflucht sei Alles, was ich für Euch that, Ihr seid nicht werth, daß ich Euch in's Gesicht speie. — Einen schönen goldenen Sarg habt Ihr mir machen lassen; ein schönes Leichenbegängniß wolltet Ihr mir ausrichten! Geht nur! dienen, arbeiten, sich abquälen, schwitzen, um solchen Lohn dafür zu haben! — Wehe dem, der eine gute That in Hoffnung auf Vergeltung thut. Wie richtig sagt nicht der Philosoph — wer als ein Esel schlafen geht, steht als ein Esel wieder auf. — Wer am Meisten thut, hat am Wenigsten zu

erwarten. Aber gute Worte und ſchlechte Thaten täuſchen ſowohl Weiſe als Narren.“

Als ſie dieſes ſagte, ſchlug ſie ihren Mantel um ſich und machte ſich auf den Weg; was Gagliuſo ihr auch ſagen mochte mit der äußerſten Demuth, nichts war im Stande ſie zu beſänftigen. Sie wollte nicht umkehren, ſondern rannte immer weiter, ohne ſich umzuſehen und rief:

„Gott behüte Euch vor einem arm gewordenen Reichen, und vor einem reich gewordenen Armen.“

Eliduc.

Altfranzöſiſche Sage.

Es lebte einſt in Bretagne ein tapferer, liebenswürdiger und ſtattlicher Ritter, Namens Eliduc, der ſeines Gleichen nicht im Lande hatte. Er war mit einer edelbürtigen, eben ſo weiſen, als liebenswürdigen Gattin, die ihn ganz glücklich machte, vermählt. Sie liebten ſich ſehr, wie wohl ſie ſchon lange mit einander verheirathet waren. Da traf es ſich aber, daß der Krieg ausbrach und Eliduc ſich genöthigt ſah, in fremde Lande in den Kampf zu ziehen. Er machte daſelbſt die Bekanntſchaft einer Jungfrau von ſeltener Schönheit, Guillardea genannt, welche die Tochter eines Königs und einer Königin war. Ich will Euch nun offen die Begebenheit erzählen, welche den Stoff zu dieſer Sage geliefert hat.

Eliduc's Fürſt war einer der Könige von Klein-Bretagne; er liebte den Ritter ſehr wegen der vielen ihm von demſelben geleiſteten Dienſte. So oft er verreiſte, übernahm Eliduc den Befehl über die Ländereien, welche er weiſe verwaltete; aber ungeachtet dieſer großen Vorzüge hatte er doch manchen Verdruß. Zwar hatte er das Jagdrecht in den Wäldern ſeines Herrn, und man würde keinen Förſter gefunden haben, der kühn genug geweſen wäre, es ihm zu verweigern oder zu murren, wenn er ſich deſſen bediente; aber ſeine Neider machten dem König falſche Berichte und dieſer entzweite ſich mit ſeinem Günſtling. Eliduc, deſſen Gunſt den Haß der Hofleute angeregt hatte, wurde ohne hinreichende Gründe angeklagt und ſeiner Dienſte entlaſſen.

Umſonſt bat er den König, ihm eine beſondere Unterredung zur Darlegung ſeiner Schuldloſigkeit zu geſtatten; der Fürſt gab ihm keine Antwort, und da der Ritter ſah, daß ſeine Bemühungen vergeblich waren, faßte er den Entſchluß, den Hof zu verlaſſen und nach Hauſe zu gehen. Gleich nach ſeiner Ankunft ſandte er zu ſeinen Freunden und ſagte ihnen, daß er die Gründe ſeines Herrn, ihm übel zu wollen, nicht auffinden könne,

zumal da er ihm treu gedient habe. Ich war weit entfernt (fuhr er fort), eine ſolche Behandlung zu erwarten, aber meine Lage beweiſt hinreichend, daß man nie auf die Dankbarkeit ſeines Fürſten rechnen ſolle; der Lehnsmann iſt dieſem Treue, ſo wie ſeinem Nachbar Freundſchaftsdienſte ſchuldig.

Der Ritter machte nun ſeinen Freunden bekannt, daß er ſich in das Königreich Logres begeben wolle, daß ſeine Gattin während ſeiner Abweſenheit das Land verwalten würde, und daß er ſie, die Freunde, bäte, ihr nach Kräften beizuſtehen. Elidue's Freunde waren über ſeine Abreiſe ſehr betrübt; er nahm zehn Ritter mit ſich. Seine Frau begleitete ihn eine Strecke Weges, und ihre Trennung war ſehr ſchmerzlich. Er verſprach ihr, ſie nie zu vergeſſen und ſie immer zu lieben.

Er kam nach einem Seehafen, wo er ſich einſchiffte. Bald darauf landete er in Totenois, einem von mehrern Fürſten, die ſich unter einander befehdeten, regierten Lande. Nach Greeſtea zu in dieſer Gegend wohnte ein ſehr mächtiger Fürſt, der aber ein alter, ſchwächlicher Mann war und keinen männlichen Erben hatte. Er beſaß aber eine erwachſene Tochter, um derentwillen ein

Fürſt, ſein Nachbar, weil er ſie ihm nicht hatte zur Frau geben wollen, ihn bekriegte und oftmals ſein Land verwüſtete. Die Jungfrau hatte ſich in ein Schloß zurückgezogen, welches ſo ſtark befeſtigt war, daß die ſie vertheidigenden Ritter weder einen Ueberfall, noch ſonſt irgend einen Angriff zu befürchten hatten. Als Eliduc davon hörte, wollte er nicht weiter gehen, ſondern blieb in dem Lande. Er unterſuchte, welcher Fürſt am meiſten gelitten habe durch die Verwüſtungen und Einfälle, um ihm ſeine Dienſte anzubieten und in ſeinen Sold zu treten. Dies war der Vater der Jungfrau. Unſer Ritter ſandte ihm ſeine Boten und ließ ihm ſagen, daß er ſein Vaterland verlaſſen habe, um zu ihm zu kommen. Wenn er ihn nebſt ſeinen Rittern behalten wolle, ſo ſolle er ihm einen Geleitsbrief ſenden. Der König nahm die Boten vortreflich auf und befahl ſeinem Connetable, große Sorge für die Neuangekommenen zu tragen, damit es ihnen an Nichts fehle, ſo wie darüber zu wachen, daß das Geld, deſſen ſie bedürftig ſein könnten, ihnen ſogleich ausgezahlt werde. Der Geleitsbrief wurde unterzeichnet und ſogleich an Eliduc abgefertigt, der ſich dagegen beeilte, ſo ſchnell wie möglich einzutreffen.

Der König empfing den Ritter aufs Huldreichſte und überhäufte ihn mit Freundſchaftsbezeugungen. Er wurde zu einem der guten Bürger der Stadt, welcher ihm ſein beſtes Zimmer abtrat, ins Quartier gelegt. Eliduc lebte ſehr anſtändig und lud alle armen Ritter ein, bei ihm zu ſpeiſen. Er verbot ſeinen Leuten bei ſtrenger Ahndung, während der erſten vierzig Tage irgend etwas, weder Geld, noch Lebensmittel, zu verlangen. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft erhob ſich in der Stadt das Geſchrei, daß der Feind nahe, ſich über das flache Land verbreitet habe und die Stadt angreifen wolle. Sobald Eliduc das Geſchrei der betäubten Menge gehört hatte, wartete er nicht länger, ſondern bewaffnete ſich nebſt ſeinen Gefährten. Es gab nur vierzehn ſtreitbare Ritter in der Stadt; die andern waren verwundet oder gefangen. Eliduc zog, ohne Aufforderung zu erwarten, aus dem Thore. Herr, ſagten ſeine Begleiter, wo Ihr hinzieht, da ziehen wir hin, und was Ihr thut, das werden wir thun. — Habt Dank! erwiederte er. Kann mir Keiner einen gefährlichen Paß zeigen, von wo aus man dem Feinde großen Schaden zufügen kann? Ich bin nicht der Meinung, daß wir ihn hier erwarten, der Ort

ſcheint mir nicht gut, und wenig Ehre würde ſich davon tragen laſſen. Sie erwiederten ihm: Nahe bei dieſem Gehölz iſt ein Fußſteig dicht bei einem ſehr engen Wege, welcher dem Feinde, wenn er geſchlagen wird, zum Rückzuge dient. Von dort aus ließe ſich wohl ein großer Vortheil erringen. — Meine Freunde, erwiederte Gliduc, das will reiflich überlegt ſein. Ihr ſeid alle Leute des Königs und müßt ihm treu dienen. Verſprecht, mir zu folgen und zu thun, was ich thun werde, und ich verſpreche, daß Euch nicht Böſes widerfahren ſoll, und daß ich dem König werde auf eine nützliche Weiſe dienen können. Die Ritter verbargen ſich in dem Gehölze nahe bei der Heerſtraße und erwarteten die Ankunft des Feindes. Gliduc zeigte ihnen die Art des Angriffs. Als ſie die engſte Stelle erreicht hatten, läßt er das Feldgeſchrei erſchallen und empfiehlt ſeinen Gefährten, nach ihrer gegenſeitigen Uebereinkunft zu handeln. Der Feind, der ſchlecht poſtirt war, zeigt ſich, und wird durch die gegen ihn genommenen Maßregeln ſo überraſcht, daß er ſich zurückzieht und ſein Connetable, ſo wie vier und funfzig Andere gefangen genommen und den Knappen übergeben werden. Ich rede gar nicht von den erbeute-

ten Pferden, Waffen und Gepäck. Die Sieger kehrten froh, mit großer Beute beladen, zurück.

Unterdessen hatte der König einen hohen Thurm bestiegen und war in großer Furcht, daß er seine Krieger verloren habe. Er beklagte sich über Gliduc, den er in Verdacht hatte, ihm treulos geworden zu sein. Da sieht er plötzlich eine große Menge nahen. Da aber der Haufen, der auf die Stadt zuritt, weit zahlreicher war, als der, der dieselbe verlassen hatte, so erkannte der König ihn nicht, sondern befahl vielmehr in seinem Zweifel, die Thore zu schließen und die Wälle zu besetzen, um sich gegen die Ankommenden vertheidigen zu können. Diese Befehle waren glücklicher Weise unnütz. Ein auf Kundschaft ausgesandter Knappe brachte die Nachricht von dem Siege und erzählte, wie Gliduc allein noch, außer dem Connetable, neun und zwanzig Ritter zu Gefangenen gemacht habe, ohne die Todten und Verwundeten zu rechnen. Der König, über diese Kunde höchlichst erfreut, verläßt sogleich den Thurm, geht dem Gliduc entgegen, wünscht ihm Glück zu seinem Siege und überläßt ihm die Gefangenen, um Lösegeld von ihnen zu ziehen. Gliduc vertheilte alle seine Beute an seine Waffengefährten und

ſchenkte ihnen auch das, was ihm zu kam. Er nahm nur drei gefangene Ritter, deren Tapferkeit während des Kampfes ihm viel zu ſchaffen gemacht hatte, für ſich. Der König behielt den Elidue mit ſeinen Waffengefährten noch ein Jahr bei ſich und machte ihn dann zum Statthalter über alle ſeine Länder.

Elidue vereinte mit Großmuth, ritterlichem Sinn und Klugheit noch hohe Schönheit. Die Tochter des Königs, die von ſeinen Heldenthaten hatte reden hören, ſchickte einen ihrer Kämmerer zu ihm, um ihn einzuladen, ſie zu beſuchen und ihr von ſeinen kriegeriſchen Leiſtungen zu erzählen; ſie ließ ihm zu gleicher Zeit ihre Verwunderung darüber, daß er ihr noch nicht aufgewartet habe, zu erkennen geben. Elidue erwiedert: daß er ſich, nach dem Willen der Princeſſin, bei ihr einfinden werde. Er beſteigt ſein gutes Pferd und kommt, nur von einem Ritter begleitet, bei der Dame an. Ehe er eintritt, bittet er den Kämmerer, ſie von ſeiner Gegenwart zu unterrichten. Dieſer bringt ihm mit freudigem Antlitz die Nachricht, daß er mit Ungeduld erwartet werde. — Beſcheiden ſtellt ſich Elidue der ſchönen Dame Guillardoa vor und dankt ihr, nach ihm gefragt zu haben.

Er wird sehr gut von ihr aufgenommen. Sie faßt ihn bei der Hand und führt ihn an ihr Lager, auf welches sie ihn bittet, sich neben ihr hinzusetzen. — Nachdem sie von diesem und jenem mit ihm gesprochen hatte, betrachtete die Dame sehr aufmerksam die Gestalt, das Antlitz und Wesen des Ritters, und findet Alles ohne Tadel. Amor schießt ihr einen Pfeil in das Herz und zwingt sie, ihn zu lieben: sie erbleicht, seufzt und wagt nicht, ihre Leiden einzugestehen, aus Furcht, die Achtung ihres Siegers zu verlieren. Elidue beurlaubte sich darauf von der Schönen, welche sehnlichst wünschte, ihn zurückzuhalten, und kehrte nachdenkend in seine Wohnung zurück. Mit Freuden gedachte er der Seufzer der Prinzessin und bereute es sehr, sie nicht öfter während seines Aufenthalts in ihrem Lande gesehen zu haben. Dann tadelt er sich, indem er sich seiner Frau erinnert, der er gelobt hat, ihr treu zu bleiben. Aber die Schöne will ihren Liebsten aus ihm machen. Nie traf sie einen Ritter, der mehr ihre Freundschaft verdiente; sie beschließt, alles Mögliche zu thun, um ihn sich zu erhalten.

Unter diesen Gedanken verstrich die Nacht. Die Prinzessin war ihrerseits nicht im Stande, ein Auge zu

ſchließen. Sie ſteht frühzeitig auf, ruft ihren Kämmerer, und ihn in eine Fenſterbrüſtung führend, theilt ſie ihm den Zuſtand ihres Herzens mit. Ich muß es geſtehen, ſagte ſie, ich bin ſehr unglücklich und weiß nicht, was ich thun ſoll. Ich liebe den Ritter ſo ſehr, daß ich weder Schlaf noch Ruhe habe. Wenn er mich wahrhaft lieben und mir ſein Herz ſchenken will, ſo wird es mein Glück ausmachen, ihm zu gefallen. Welche glückliche Zukunft würde ihm übrigens dadurch werden; er wird König dieſes Landes ſein, das er weiſe regieren wird. Wenn er mich aber nicht liebte, ach! ſo würde ich vor Schmerz ſterben. — Als die Prinzeſſin ihre Klagen beendigt hatte, gab ihr der Kämmerer einen ſehr weiſen Rath. Dame, hub er an, weil Sie den Ritter lieben, ſo machen Sie ſich erſt ſicher, daß er Ihre Gefühle theilt. Senden Sie ihm eine Schärpe, ein Band und einen Ring: iſt ihm das angenehm und empfängt er es freudig, ſo ſind Sie ſeiner Liebe gewiß; es giebt keinen Herrſcher unter dem Himmel, den Ihre Zuneigung nicht glücklich machen würde. Als die Dame dieſes hörte, fragte ſie: Wie ſoll ich aber die Gewißheit ſeiner Liebe erlangen? Ich habe nie von einem Ritter gehört, der

nicht gern etwas annähme, gleich viel, ob er liebt oder haßt. Wie unglücklich wäre ich, wenn er ſich über mich luſtig machte. Warum giebt es nicht ſichere Zeichen, um im menſchlichen Herzen leſen zu können? Geht, mein Freund, und bereitet Euch. — Dame, ich bin bereit. — Ihr werdet tauſendmal den Ritter von mir grüßen und ihm dieſen Ring und meinen Gürtel übergeben. — Der Kämmerer geht fort und wenig fehlt, daß ihn die Prinzeſſin nicht zurückruft; aber ſie läßt ihn gehen und iſt troſtlos bis zu ſeiner Zurückkunft. Wie unglücklich, ruft ſie aus, bin ich, daß mein Herz für einen Mann aus fremdem Lande eingenommen iſt; ich weiß nicht, ob er von hoher Abkunft iſt und ob er nicht bald wieder fort reiſt. Dann werde ich als eine Trauernde zurückbleiben. Ich habe thöricht gehandelt. Ich ſprach ihn geſtern zum erſtenmal und heute verlange ich ſchon ſeine Liebe. Ohne Zweifel wird er mich tadeln. Nein, er iſt ritterlich geſinnt und tapfer und wird mir ohne Zweifel Dank wiſſen. Will er mich aber nicht anhören, ſo betrachte ich mich als das unglücklichſte Weib und werde in meinem ganzen Leben nicht wieder vergnügt ſein.

Während nun die Prinzeſſin alſo klagte, beeilte ſich

der Kämmerer, ihren Auftrag auszurichten. Er kommt bei Cliduc an, grüßt ihn von seiner Herrin und überreicht ihm die Schärpe und den Ring, die er ihm von Seiten seiner Dame geben soll. Der Ritter dankt ihm, steckt den Ring an den Finger und bindet sich die Schärpe um. Weiter sagt er nichts, bietet aber dem Kämmerer Geld; dieser bedankt sich und kehrt zu seiner Gebieterin zurück, um ihr den Erfolg seiner Botschaft zu melden. Er findet sie auf ihrem Zimmer. Nun, sagte sie, verbergt mir nichts; will Cliduc meine Liebe theilen? — Ich glaube es wohl, Dame; ich halte den Ritter für zu aufrichtig und wacker, als daß er Euch betrügen sollte. Als ich zu ihm kam, grüßte ich ihn in Eurem Namen und übergab ihm Euer Geschenk. Er steckte sogleich den Ring an den Finger und gürtete sich mit der Schärpe; darauf habe ich ihn verlassen. — Vielleicht bin ich geopfert! Schien er zufrieden zu sein? — Dame, ich weiß es nicht; hätte er aber Eure Bitte verworfen, so hätte er auch Eure Geschenke ausgeschlagen. — Du erlaubst Dir, einen Scherz daraus zu machen, ich bin aber beinahe überzeugt, daß er den Gefühlen, die ich für ihn hege, keinen Glauben schenkt. Ich habe ihm dadurch

doch nichts Böses erzeigt, daß ich ihn herzlich liebe. Wenn er mich haſſen könnte, ſo würde ich vor Gram ſterben. Bis er zu mir kommt, will ich ihm nichts, weder durch Dich, noch durch Andere, ſenden. Ich will ihm die Stärke meiner Liebe zeigen, doch weiß ich nicht, ob er lange bei uns bleibt. — Dame, ich weiß, daß er dem König geſchworen hat, ein Jahr bei uns zu verweilen; Ihr könnt Euch alſo nach Bequemlichkeit ſehen und ſprechen. — Als die Prinzeſſin erfuhr, daß ihr Geliebter bleiben würde, freute ſie ſich darüber. — Eliduc litt ſeinerſeits ſehr ſeit dem Augenblicke, in welchem er die Jungfrau, in die er ſich ſehr verliebte, geſehen hatte. Es gab von nun an keine Freude mehr für ihn; er dachte immer an Guillardoa, und die Erinnerung an das Gelübde, das er ſeiner Frau bei der Abreiſe gethan hatte, vergiftete ſein Glück. Er wollte dieſer ſeine Treue bewahren, aber Guillardoa's Reize vernichteten alle ſeine guten Vorſätze. Er hatte völlige Freiheit, ſie zu ſehen und zu ſprechen, ja ſogar, ſie zu umarmen; aber er that nie etwas, das ſeiner Geliebten hätte Schande bringen können, ſowohl um ſeiner Frau ſeine Treue zu bewahren, als auch, weil er im Solde des Königs war.

Eines Tages wußte er ſich vor Sehnſucht nicht zu laſſen; von ſeinen Freunden begleitet, begab er ſich auf's Schloß, um den König zu ſprechen, bei dem er ſeine Freundin zu finden hoffte. Der Monarch hatte ſo eben geſpeiſt und hielt Mittagsruhe in den Gemächern der Prinzeſſin, wobei er eine Partie Schach mit einem über Meer gekommenen Ritter ſpielte. Guillardoa ſaß neben den Spielern, um von ihnen zu lernen. In dieſem Augenblicke trat Gliduc ein. Der König erzeigt ihm alsbald viele Freundlichkeit und ladet ihn ein, ſich ihm zur Seite niederzulaſſen. Dann ſagte er zu Guillardoa: Demoiſelle, dieſen Ritter mußt Du wohl aufnehmen und ihm viel Ehre erweiſen, denn unter fünfhundert giebt es keinen beſſern. — Die Dame war über dieſen Befehl ſehr erfreut. Sie entfernt ſich, ruft Gliduc herbei und ladet ihn ein, ſich zu ihr zu ſetzen. Beide waren von Liebe hingeriſſen. Die Prinzeſſin wagt nicht, das Geſpräch zu beginnen, der Ritter fürchtet ſich, zu reden. Doch dankt er Guillardoa für das Geſchenk, das ſie ihm geſandt hat, und verſichert ſie, niemals etwas Koſtbareres empfangen zu haben. Die Prinzeſſin erwiedert, daß ſie ſich durch den Gebrauch, den er von dem Ringe und

der Schärpe macht, sehr geschmeichelt fühlt. Ich liebe Dich so leidenschaftlich, fährt sie fort, daß ich Dich zum Gatten haben will, und wenn ich Dich nicht bekommen kann, so werde ich mich nie vermählen. — Dame, erwiederte er, ich bin nicht im Stande, Euch meinen Dank für die Liebe, die Ihr zu mir hegt, zu erkennen zu geben, und ich empfinde die größte Zufriedenheit darüber, daß ich erfahre, wie Ihr mich achtet; doch weiß ich nicht, ob ich lange in Eurem Lande bleiben werde, da ich mich Eurem Vater nur auf ein Jahr verpflichtet habe. Uebrigens werde ich ihn nicht eher verlassen, als bis der Krieg ganz geendigt ist; dann will ich in mein Land zurückkehren, wenn Ihr mir die Erlaubniß dazu gebt. — Die Jungfrau antwortete ihm: Ich sehe, mein Freund, daß Du weise und ritterlich gesinnt bist, und hoffe bestimmt, daß Du Alles wohl überlegt hast. Du bist unfähig, mich zu täuschen, und ich liebe Dich so sehr, daß ich Alles, was Du mir sagst, glaube. Hierauf trennten sich die beiden Liebenden. Eliduc kehrte freudig in seine Wohnung zurück, weil er seiner Geliebten seine immer stärker werdenden Gefühle vertraut hatte.

Durch seine Tapferkeit gelang es Eliduc, den feind-

lichen König gefangen zu nehmen und dadurch das Land von der Geißel des Kriegs zu befreien. Er wurde wegen seines Muthes und seiner weisen Rathschläge, auch übrigen Dienste, immer mehr geachtet. Aber während dieser Begebenheit ließ der König, in dessen Reiche Eliduc's Besitzungen lagen, den Ritter suchen, und sandte sogar drei Boten außer Landes, um ihn aufzufinden. Er ließ dem Ritter sagen, daß der Feind das Land beraube und verheere, sich der festen Schlösser bemächtige und das Land verwüste. — Jetzt reute den König das Verfahren, das er sich gegen Eliduc erlaubt hatte, und er beklagte sehr, falschen Rathschlägen Gehör gegeben zu haben. Besonders aber schmerzte es ihn, die Verleumdungen falscher, boshafter Menschen geglaubt und den Ritter gezwungen zu haben, das Reich zu verlassen und sich selbst zu verbannen. Als er ihm daher kund thun ließ, wie sehr er seines tapfern Arms bedürfe, ließ er ihm zugleich zu erkennen geben, wie sehr er es beklage, daß der Ritter nicht mehr in seinem Lande sei. Er bat und beschwor ihn deshalb bei dem Bündniß, das sie geschlossen hatten, als Eliduc ihm huldigte, so bald wie möglich ihm zu Hülfe zu kommen.

Als nun der Ritter diese Kunde empfing, betrübte sie ihn sehr wegen der jungen Schönen, die ihn so innig liebte und der er so sehr zugethan war. Es war indeß nichts unter ihnen vorgefallen, was die Sittlichkeit nicht hätte billigen können. Ihre einzige Freude bestand darin, sich von ihrer Neigung zu unterhalten und sich gegenseitig Geschenke zu machen. Die arme Jungfrau schmeichelte sich, ihn zurückzuhalten und ihn zu ihrem Gatten erheben zu können, denn sie war weit entfernt, zu muthmaßen, daß er schon verheirathet sei.

Ach! sagte Eliduc zu sich selbst, ich habe einen großen Irrthum begangen, als ich mich in einem Lande niederließ, in welches ich zu meinem Unglück gekommen bin. Jetzt liebe ich die schöne Guillardoa, die Königstochter. Soll ich nun abreisen, so wird Eins von uns Beiden sterben, vielleicht alle Beide, und doch muß ich fort. Mein Landesherr verlangt meine Dienste; meine Gattin beschwört mich, zu ihr zurückzukehren; also kann ich nicht bleiben und muß diesen Ort nothwendig verlassen. Die Geliebte darf ich nicht heirathen; Religion und Gesetz verbieten es mir. Ich sehe hier kein Mittel, mich von meinen Schmerzen zu befreien. Gott! wie

viel Thränen wird der Abschied uns kosten. Doch welches Schicksal mich auch erwarte, ich will mich den Befehlen meiner Geliebten unterwerfen und ihren Rath befolgen. Der König, ihr Vater, bedarf meiner Dienste nicht mehr, da allgemeine Ruhe in seinem Lande herrscht. Ich werde ihm die Botschaft meines Fürsten mittheilen und ihn um meinen Abschied bitten, indem ich mich verpflichte, zur bestimmten Zeit wiederzukommen. Dann will ich mich zu der Jungfrau begeben, ihr Alles mittheilen, sie wird mir ihren Willen sagen und ich werde ihr gern willfahren.

Der Ritter zögert nicht länger und gehet zum König, um Abschied von ihm zu nehmen, erzählt ihm die Begebenheit und zeigt ihm den von seinem Fürsten erhaltenen Brief. Der König, fürchtend, daß er nicht wiederkehre, ist darüber sehr betrübt; er bietet ihm den dritten Theil seines Reiches und seiner Schätze an; wenn er bleiben will, so will er, der König, ihn so behandeln, daß er ihn deswegen loben soll.

Bei Gott! Herr, erwiedert Eliduc, mein Fürst ist so sehr in Gefahr und schreibt mir deswegen aus so weiter Ferne, daß ich nicht umhin kann, ihm zu Hülfe zu

eilen. Ich werde auf keinen Fall dort bleiben, wenn Ihr mein bedürft, und werde zu Euch zurückkehren mit vielen Rittern. — Der König dankt ihm herzlich dafür und giebt ihm freundlich den Abschied. Von Allem, was er in seinem Hause hatte, bot er ihm in Ueberfluß an, Gold, Silber, Hunde, Pferde und schöne, kostbare seidene Stoffe. Eliduc nahm bescheidentlich davon und sagte ihm darauf, daß er sich bei seiner Tochter mit seiner Gunst beurlauben wolle, was der König sehr gern gestattete. Er schickt einen Pagen voran, der dem Ritter die Thür des Zimmers öffnen mußte. Als die Dame diesen sah, begrüßte sie ihn tausendmal und rief ihn zu sich. Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen erzählte Eliduc der Schönen seinen Plan und bat sie um Rath. Jedoch bevor er ihr alles mitgetheilt hatte, wurde sie ohnmächtig. Als der Ritter das bemerkte, fing er an zu wehklagen, küßte ihr mehrere Male den Mund und nahm sie in seine Arme, bis sie sich von ihrer Ohnmacht erholte. Theure Freundin, sagte er, erlaubt mir, Euch zu versichern, daß Ihr mein Leben und mein Tod seid, und daß meine ganze Hoffnung auf Euch beruht, deshalb will ich guten Rath von Euch, weil Vertrauen zwischen uns herrscht.

Ich muß in mein Land zurück und habe mich deswegen von Euerm Vater beurlaubt; aber nur Euer Wille soll geschehen, was auch daraus werde. — Da du nicht bleiben willst, entgegnete sie, so nimm mich entweder mit Dir oder ich tödte mich, denn es giebt dann keine Freude mehr für mich. Glidue erwiederte: Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, aber ich bin Deinem Vater eidlich verpflichtet, und wenn ich Dich entführte, so würde ich ihm eidbrüchig sein. Aber ich schwöre Dir bei meiner Ehre, wenn Du mir den Urlaub gewährst, an dem Tage, welchen Du mir bestimmst, zurückzukehren; nichts auf der Welt soll mich zurückhalten, wenn ich noch am Leben bin, denn mein Leben gehört gänzlich Dir. Guillardon erlaubte ihm nun, abzureisen und setzte die Zeit seiner Rückkehr fest. Der Abschied erfüllte sie mit Schmerzen. Ehe sie von einander scheiden, wechseln sie die Ringe und geben sich dann den Trauungskuß.

Glidue vertraute sich darauf den Wellen an; der Wind war ihm günstig und brachte ihn bald hinüber. Als er landete, waren seine Verwandten und Freunde, besonders aber seine schöne und tugendhafte Frau, sehr erfreut, ihn wiederzusehen, aber trotz aller ihm erzeigten

Liebe war er immer traurig und nachdenkend, machte nie ein freundliches Geſicht und fühlte wohl, daß er ſich nicht eher freuen würde, als bis er ſeine Geliebte wiederſähe. So blieb er immer niedergeſchlagen und ſeine Gattin grämte ſich darüber, denn ſie wußte nicht, was ſie daraus machen ſollte, ſo daß ſie ſich endlich bei ihm ſelbſt darüber beklagte. Sie fragte ihn oft, ob er vielleicht von Jemandem gehört habe, daß ſie während ſeiner Abweſenheit Böſes gethan oder ſich ſchlecht betragen hätte; wenn das wäre, ſo ſolle er es ſagen, ſie würde ſich öffentlich vertheidigen. Dame, erwiederte er, ich habe nichts dieſer Art vernommen; aber ich habe dem König, aus deſſen Lande ich komme, geſchworen, zu ihm zurückzukehren, weil er mein bedarf. Wenn der König, mein Landesherr, den Frieden unterzeichnete, ſo wäre ich in den nächſten acht Tagen ſchon nicht mehr hier; ich werde daher bis zu meiner Rückreiſe viele Pein erdulden und keine Ruhe haben, weil ich nicht wortbrüchig werden will.

Die Dame ließ ihn hierauf gewähren. Eliduc ging nun zu ſeinem Fürſten und war ihm von großem Nutzen; durch ſeinen Rath ſchützte er das Land. Als aber die

Zeit sich näherte, in welcher er der Jungfrau versprochen hatte, zurückzukehren, so unternahm er es, Frieden zu schließen, und brachte Alles mit dem Frieden auf's Reine. Dann bereitete er sich zur Abreise und wählte seine Begleiter aus. Er nahm seine beiden Neffen, die er sehr liebte, seinen Kämmerling, der schon früher sein Vertrauter gewesen und die Botschaften überbracht hatte, und seine Knappen mit; um andere Leute kümmerte er sich nicht; diese aber ließ er geloben und schwören, Alles geheim zu halten.

Darauf zögerte er nicht länger, sondern schiffte sich ein und landete bald da, wo er so sehr herbeigewünscht wurde. Aus Schlauheit nahm er eine Wohnung weit vom Hafen, weil er weder gesehen noch erkannt sein wollte. Dann rief er seinen Kämmerer und sandte ihn zur Geliebten. Er ließ ihr sagen, daß er angekommen und zu ihren Befehlen bereit sei. Bei Anbruch der Nacht begab sich der Diener auf den Weg und Elidue folgte ihm verkleidet dahin, wo die Königstochter sich aufhielt. Der Bote verkündete ihr, daß ihr Freund wiedergekommen sei. Guillardoa war so von Freude ergriffen, daß sie ihn mehrere Male umarmte. Als er

ihr nun sagte, sich bereit zu halten, am folgenden Abend mit dem Ritter zu entfliehen, willigte sie ein. Sie brachte den andern Tag mit Vorbereitungen zu; als jedoch in der Nacht Alles im tiefsten Schlafe lag, ergriffen die Dame und der Kämmerer die Flucht aus dem Schlosse. Um nicht erkannt zu werden hatte Guillardoa ein nur leicht geflicktes seidenes Kleid angelegt und sich in einen kurzen seidenen Mantel gehüllt. Der Ritter und seine Freunde erwarteten die Dame nicht fern vom Palast am Eingange eines Gehölzes. Der Kämmerer übergab dem Elidue die Geliebte; dieser umarmte sie zärtlich und nahm sie dann hinter sich auf's Pferd. Sie beschleunigten ihre Reise und kamen an den Hafen von Totenois, wo sie sich sogleich einschifften. Auf dem Fahrzeuge befand sich Niemand, als der Ritter, seine Geliebte und das Gefolge. Während der Ueberfahrt hatten sie sehr schönes Wetter; aber gerade im Augenblick der Landung erhob sich ein wüthender Sturm, der das Schiff weit zurückschleuderte, den Mast zerbrach und die Segel zerriß.

Sie fielen Alle auf die Knie und riefen eifrig St. Clemens, St. Nicolaus und unsere liebe Frau Maria um Hülfe an; inbrünstig flehten sie zur Madonna, ihren

gebenedeiten Sohn zu bewegen, ſie vor Gefahren zu behüten und ſicher in den Hafen zu führen. Das Schiff wurde durch den Sturm bald hier bald dorthin geſchleudert. Da rief plötzlich einer der Knappen: Was bedürfen wir der Gebete! Ihr habt ja, Herr, den Gegenſtand bei Euch, der uns den Tod bringen wird. Wir werden niemals das Ufer erreichen, weil Ihr eine eheliche Gattin habt, und doch der Religion, der Rechtlichkeit und der Ehre zum Trotz ein anderes Weib entführt. — Wir wollen es in's Meer werfen, und Ihr werdet ſehen, wir kommen dann augenblicklich an das Land. — Wenig hätte gefehlt, daß Gliduc über dieſe Worte nicht vor Zorn erſtickte. — Elender, meineidiger Verräther! rief er aus, Du kannſt Dich glücklich ſchätzen, daß ich in dieſem Augenblick meine Geliebte nicht verlaſſen kann, ſonſt würdeſt Du die Beleidigung, die Du mir zufügſt, theuer bezahlen. Er hielt ſie in der That eben in den Armen und ſuchte ihr Muth einzuſprechen. Aber kaum hatte Guillardea vernommen, daß ihr Geliebter verheirathet ſei, ſo fiel ſie beſinnungslos nieder und Farbe, Puls und Athem wichen plötzlich von ihr. Die Ritter, die zu ihrem Beiſtande herbei-

eilten, waren von ihrem Tode überzeugt. Wüthend erhob ſich Eliduc, ging auf den Knappen, den Urheber ſeines Unglücks, zu, ergriff ein Ruder, gab ihm damit einen Schlag auf den Kopf und ſtreckte ihn todt zu ſeinen Füßen nieder. Seine Gefährten warfen ſogleich den Körper in's Meer und er verſchwand bald in den Wellen. Eliduc trat an das Steuer und brachte das Schiff glücklich in den Hafen. Der Anker wird ausgeworfen, die Zugbrücke niedergelaſſen und jeder will freudig an's Land. Nicht ſo Eliduc; ſorgfältig ließ er ſeine noch immer ohnmächtige Geliebte an's Ufer bringen. Seine Verzweiflung war um ſo größer, da er ſich als Urſache von ihrem Tode betrachtete. Er zog ſeine Ritter zu Rath, damit ſie ihm einen wenig entfernten Ort anzeigten, wo er ſie ehrenvoll beſtatten laſſen könnte. Ich will ſie mit Pracht in einer Kirche beiſetzen laſſen, ſagte er, weil ſie eines Königs Tochter iſt, denn ſolches kommt ihr zu. — Die über das traurige Ereigniß noch immer beſtürzten Ritter wußten nicht, was ſie ihm erwiedern ſollten. Er erinnerte ſich, daß ſich nahe bei ſeinen Gütern ein bedeutender Wald hinziehe, wo ſeit mehr, als vierzig Jahren ein Einſiedler wohnte, der eine kleine Kapelle bediente.

Hierhin, rief er aus, will ich den Leichnam meiner Geliebten bringen laſſen, er ſoll ihn in der Kapelle begraben; dafür will ich ihm ſo viel Gutes erzeigen, daß er ein Kloſter gründen kann, in welchem die Geiſtlichen Tag und Nacht für das Heil ihrer Seele beten ſollen.

Alsbald beſtieg er ſein Pferd, ließ ſeine Ritter tiefes Stillſchweigen über Alles, was ſich begab, angeloben, und hob ſeine todte Geliebte zu ſich herauf. Als ſie bei der Kapelle anlangten, fanden ſie Niemanden, der ihnen öffnete. Ungeduldig ließ der Ritter die Thür erbrechen; aber kaum trat er in das Gotteshaus, ſo ſah er das friſch gemachte Grab des alten Einſiedlers, der wenige Tage vorher ſeine irdiſche Laufbahn vollendet hatte. Der Anblick des neuen Grabes vermehrte ſeine tiefe Trauer; ſeine Freunde wollten ein zweites daneben für Guillardon aufwerfen, aber er wehrte es ihnen mit der Bemerkung, daß er die Geliebte nicht eher in die Gruft legen wolle, als bis er ſich deshalb mit weiſen und erfahrenen Leuten berathen habe, wie er den Ort erhöhen und eine Abtei oder ein Kloſter daraus machen könne. Sie legten daher die Leiche vor dem Altar nieder und empfahlen ſie Gott; Elidue ließ Gewänder brin-

gen und machte ihr ein Lager daraus; dann bedeckte er die vermeintliche Todte und wollte ſich entfernen, aber der Schmerz übermannte ihn ſo ſehr, daß er bitterlich zu weinen anfing; er küßte ihr Augen und Mund und ſagte: Schönſte, es hat Gott nicht gefallen, daß Du die Meine werden ſollteſt. So ſchwöre ich denn, den Waffen zu entſagen und mich der Welt zu entziehen. Ja, holde Geliebte, zu Deinem Unglück biſt Du mir gefolgt. Wie ſehr bin ich zu beklagen, daß Du aus übergroßer Neigung zu mir nicht mehr lebſt. Ohne mich wär'ſt Du eine Königin geworden. An dem Tage, an dem ich Dich in die Gruft ſenke, will ich in ein Kloſter gehen, der Welt entſagen und täglich an Deinem Grabe meinem Schmerz nachhängen.

Er verließ darauf den traurigen Ort und verſchloß ſorgfältig die Kapelle. Dann ſandte er einen ſeiner Knappen an ſeine Gemahlin, um ſie zu benachrichtigen, daß er krank und erſchöpft von ſeiner Reiſe heimkehre. Die edle Dame, hocherfreut über die Zurückkunft ihres Gatten, ließ Alles zu ſeinem Empfange zubereiten; aber ſtatt aller freundlichen Liebkoſungen, die ſie erwartete, begrüßte er ſie kalt und finſter, ohne ihr ein ein-

ziges Wort zu ſagen. Sie wußte während der nächſten zwei Tage nicht, was ſie thun ſollte, um ihn zum Sprechen zu bringen. Er ſtand jeden Morgen frühzeitig auf, hörte die Meſſe und begab ſich dann auf den Weg nach der Kapelle, wo ſeine theure Guillardoa beigeſetzt war. Dieſe befand ſich noch immer in demſelben Zuſtande und gab durchaus kein Zeichen des Lebens von ſich. Eine Sache aber überraſchte den Ritter ſehr; ihr Geſicht erlitt durchaus keine Veränderung, ausgenommen, daß es etwas bleicher, als bei ihrer Lebzeit war. Innig beweinte er ihren Tod und betete inbrünſtig für ſie, dann eilte er wieder nach Hauſe. Seine Frau, begierig zu wiſſen, wohin er ſich täglich begebe, ließ ihm durch einen Knappen nachſpüren, dem ſie dafür eine vollſtändige Rüſtung und ein Roß verſprach. Der Diener erfüllte ſeinen Auftrag vortrefflich. Er folgte dem Ritter, ohne bemerkt zu werden und ſah ihn in die Kapelle treten und daſelbſt inbrünſtig weinen und beten. Darauf kehrte er zu ſeiner Gebieterin zurück und unterrichtete ſie von Allem. Die Dame, ſehr überraſcht durch Alles, was ſie vernahm, aber dennoch zufrieden, den Grund von der Traurigkeit ihres Gemahls zu erfahren, erwiederte

ihm: Wir wollen uns morgen nach der Einſiedelei begeben, weil mein Gatte an den Hof muß, um mit dem König zu reden. Ich weiß wohl, daß der Einſiedler geſtorben iſt und daß mein Gatte ihn ſehr liebte, ich kann mir's aber nicht denken, daß der Tod dieſes alten Mannes ihn ſo tief betrübt.

Nachdem Eliduc am andern Tage an den Hof geritten war, machte ſich die Dame, von dem Diener begleitet, auf den Weg nach der Einſiedelei. Kaum betritt ſie die Kapelle, ſo erblickt ſie auch ſchon die Jungfrau, die gleich einer eben aufgeblühten Roſe da lag. Sie hob die über dieſelbe geſpreizte Decke auf und ſah ein Weſen von vollkommner Schönheit, Arme und Hände waren von blendender Weiße, wohlgebildet und lieblich. Jetzt wußte die Gattin die Urſache von dem Kummer ihres Gemahls. Sie rief den Diener herbei und ſagte ihm: Siehſt Du dieſes Weib, deſſen Schönheit glänzender iſt, als der koſtbarſte Edelſtein; es iſt die Freundin meines Gatten, um ihretwillen iſt er ſo traurig. Sein Schmerz über ſo großen Verluſt ſetzt mich nicht in Erſtaunen, denn auch ich werde in Zukunft keine frohe Stunde mehr haben. Darauf ſetzte ſie

ſich beim Lager der Jungfrau nieder und weinte bitterlich über den Tod derſelben.

Während ſie ſich jedoch auf dieſe Weiſe ihrem Schmerz hingab, ſchlüpfte ein Wieſel aus einem Loche in der Kapellmauer und lief über Guillardoa's Leichnam weg. Der Diener ſchlug danach und tödtete es. Da erſcheint bald nachher das Weibchen des Wieſels, eilt auf den Körper des todten Männchens zu, ſucht es fortzuſchleppen und verläßt, da das nicht gelingen will, traurig die Kapelle. Gleich darauf kehrt es zurück, eine rothe Blume zwiſchen den Zähnen tragend, die es im Walde geholt hatte, bringt ſie dem getödteten Thierchen in den Mund, und, o Wunder! dieſes wird alsbald wieder lebendig. Die Dame, die dieſe wundervolle Heilart mit angeſehen hatte, bat augenblicklich den Diener, die Thiere zu fangen; er warf mit dem Stecke nach ihnen, ſie entflohen aber und ließen die rothe Blume liegen. Die Dame bemächtigte ſich ſogleich derſelben und ſteckte ſie der Jungfrau in den Mund. Nach wenigen Augenblicken kam Guillardoa wieder zu ſich, ſeufzte, ſchlug die Augen auf und ſagte: Guter Gott, ich habe lange geſchlafen. Gliduc's Gattin warf

ſich entzückt auf die Knie und dankte dem Himmel für dieſe Gnade. Dann ſagte ſie zu der Jungfrau: Wie heißt Ihr und wer ſind Eure Verwandten? — Ich bin die Tochter eines Königs aus dem Lande Logres, antwortete ſie. Ich liebte den Ritter Gliduc, der in meines Vaters Dienſten war; er hat mich entführt und ich habe eine große Sünde begangen, denn er verbarg mir, daß er vermählt ſei. Als ich dieſe ſchreckliche Nachricht erfuhr, fiel ich beſinnungslos hin. Er hat bös an mir gehandelt, mich verrathen und dann in fremdem Lande mich verlaſſen. Wie thöricht iſt doch eine Frau, die auf die Schwüre der Männer baut. — Schöne Freundin, erwiederte die Dame, nichts auf der Welt wird dem Ritter größere Freude machen, als die Nachricht von Eurem Wiederaufleben. Seitdem er Euch geſtorben glaubt, iſt er troſtlos; täglich ging er her, um Euch zu ſehen, und vermuthet nichts weniger, als Euch am Leben zu finden. Ich bin ſeine Gattin und kann Euch nicht den Schmerz ſchildern, den ſeine Verzweiflung in mir rege macht. Da ich ihn täglich fortgehen ſah und zu wiſſen wünſchte, wohin er ſich begäbe, ließ ich ihm nachforſchen und kam ſelbſt hierher, um die Urſache ſeiner Leiden zu ergründen.

Ich kann Euch nicht beſchreiben, welche Freude es mir macht, Euch vom Tode erweckt zu haben. Ihr ſollt mit mir zurückkehren und ich will Euch Eurem Freunde übergeben. Da ich den Schleier nehme, entbinde ich ihn ſeiner Gelübde.

Durch ihr Benehmen gelang es nicht allein der Dame, die ſchöne Betrübte zu beruhigen, ſondern auch ſie mit ſich zu nehmen. Sie befahl dem Diener, ihren Gemahl aufzuſuchen und ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Dieſer eilte zu dem Ritter und führte ſeinen Auftrag auf eine gute Weiſe aus. Eliduc beſtieg ſogleich ſein Pferd, ohne auf ſein Gefolge zu warten, und kam gegen Abend zu Hauſe an. Zärtlich dankte er ſeiner Gattin, umarmte inbrünſtig ſeine Freundin und fand ſie ſo glücklich, wie nie vorher. — Seine Geliebte duldete nur ſeine Küſſe, ohne ſie lebhaft zu erwiedern. Die Gattin bat ihn nun, ſich von ihm trennen und in ein Kloſter gehen zu dürfen. Du wirſt, ſagte ſie, mir das Nöthige geben, eine Abtei zu ſtiften; dann kannſt Du Dich mit ihr, die Du ſo ſehr liebſt, vermählen, denn Du weißt, das Geſetz verbietet Dir, zwei Frauen zugleich zu haben. — Eliduc willigte mit Freuden ein,

und bald erhob ſich im Walde nahe bei der Einſiedelei ein ſtattliches Kloſter, in welches ſich die Dame mit dreißig Nonnen, deren Aebtiſſin ſie wurde, begab.

Elidue vermählte ſich darauf mit ſeiner Geliebten und feierte ſeine Hochzeit mit großer Pracht. Sie lebten lange glücklich und einig mit einander und widmeten zuletzt auch ihr Leben dem Herrn. Der Ritter ließ eine Kirche bauen, die er reichlich begabte. Er nahm ausgezeichnet fromme Männer darin auf, um als ein gutes Beiſpiel fürs Ganze zu wirken. Nachdem Alles in Ordnung war, ging er ſelbſt hinein und brachte ſein Leben im Dienſte des Herrn zu.

Guillardoa begab ſich zu ſeiner erſten Frau, welche ſie als eine Schweſter aufnahm und mit Freundſchaftsbezeugungen überhäufte. Sie unterrichtete ſie im Dienſte des Kloſters und in den Pflichten der Religion. Beide beteten zu Gott, daß er die Wünſche ihres Freundes erhöre, der ſeinerſeits wieder für die beiden Frauen zum Himmel flehte.

Gegenſeitig ſandten ſie ſich Botſchaften, um Nachrichten von einander zu haben und ſich Muth einzu-

ſtößen. Sie bemüheten ſich ſämmtlich auf's Angelegentlichſte, Gott wohlgefällig zu ſein, und ſtarben endlich in großer Frömmigkeit.

Von den Begebenheiten dieſer drei Perſonen haben die alten geiſtreichen Bretons das Lai gemacht, um daran zu erinnern, daß Niemand ſie vergeſſen ſollte.

Der Schmaus der Zwerge.

Norwegisches Mährchen.

In Norwegen, nicht weit von Drontheim, lebte ein mächtiger Mann, der mit jeglichem Gute gesegnet war. Ein Theil des Landes umher gehörte ihm; zahlreiche Heerden grasten auf seinen Waiden, und eine große Dienerschaft schmückte sein Haus. Er hatte eine einzige Tochter, Aslog; der Ruf ihrer Schönheit war weit umher verbreitet. Die Vornehmsten des Landes bewarben sich um sie, aber ohne Erfolg, und wer hoffnungsvoll und freudig gekommen war, ritt traurig und schweigend wieder fort. Ihr Vater, der da glaubte, daß seine Tochter das nur thäte, um eine kluge Wahl zu treffen, mischte sich nicht darein, und freute sich über ihre Einsicht. — Als aber zuletzt die Edelsten und Reichsten

umſonſt ihr Glück bei ihr verſucht hatten, ſo gut wie die Uebrigen, wurde er böſe und ſagte zu ihr:

„Bis jetzt habe ich Dir freie Wahl gelaſſen; da ich aber ſehe, daß Du, ohne Unterſchied, Alle abweiſeſt, und die beſten Freier Dir nicht gut genug ſcheinen, ſo will ich mir das nicht länger gefallen laſſen. Soll mein Geſchlecht ausſterben und mein Beſitzthum Fremden zufallen? Ich will Deinen halsſtarrigen Sinn beugen. — Ich gebe Dir Zeit bis zum Feſte der großen Winternacht; wähle bis dahin, oder mache Dich gefaßt, den zu nehmen, den ich für Dich beſtimme.“

Asleg liebte einen hübſchen, tapfern und edeln Jüngling, Namens Orm. Sie liebte ihn von ganzer Seele, und wollte lieber ſterben, als ihre Hand einem Andern geben. — Aber Orm war arm, und Armuth zwang ihn, im Hauſe ihres Vaters zu dienen. — Asleg's Neigung zu ihm wurde geheim gehalten, denn ihr ſtolzer Vater würde nie ſeine Einwilligung zu einer Verbindung mit einem ſo untergeordneten Manne gegeben haben.

Als Asleg ſein finſteres Geſicht ſah und ſeine böſen Worte hörte, wurde ſie bleich wie der Tod, denn ſie kannte ſeine Gemüthsart und wußte wohl, daß er der

Mann dazu war, ſeine Drohungen auszuführen. Ohne ein Wort zu erwiedern, zog ſie ſich in ihr einſames Kämmerlein zurück und dachte darüber nach, wie ſie dem dunkeln Ungewitter, das über ihrem Haupte drohend hing, entgehen könne. Der große Feſttag kam immer näher und ihre Angſt nahm immer mehr zu.

Zuletzt entſchloſſen ſich die Liebenden, zu fliehen. — Ich weiß einen ſichern Ort, ſagte Orm, wo wir unentdeckt bleiben können, bis wir Gelegenheit finden, das Land zu verlaſſen. — In der Nacht, als Alles ſchlief, führte Orm die zitternde Asleg über Schnee und Eisfelder den Bergen zu. — Der Mond und die Sterne, die in der kalten Winternacht immer heller ſcheinen, leuchteten ihnen. — Sie hatten einige Kleider und Felle mitgenommen, das war Alles, was ſie tragen konnten. — Die ganze Nacht durch ſtiegen ſie auf den Bergen umher, bis ſie einen einſamen von Felſen umgebenen Platz erreichten. Hier geleitete Orm die ermüdete Asleg in eine Höhle, deren dunkler und enger Eingang kaum ſichtbar war; er erweiterte ſich aber bald zu einer großen Halle, die tief in den Berg hinein ging. Orm zündete ein Feuer an, und ſo ſaßen ſie bei demſelben, auf

den Felsen ausruhend, in tiefer Abgeschiedenheit von aller Welt.

Orm war der Erste, der diese Höhle entdeckt hat, die noch heutiges Tages gezeigt wird, und da sonst Niemand etwas davon wußte, so waren sie sicher vor den Verfolgungen des Vaters der Aslog. Sie brachten den ganzen Winter hier zu. — Orm pflegte auf die Jagd zu gehen und Aslog blieb in der Höhle, gab Acht auf das Feuer und bereitete die nöthige Nahrung. — Oft bestieg sie die Spitzen der Felsen, aber so weit ihr Auge sehen konnte, erblickte es flimmernde Schneefelder.

Der Frühling kam; die Wälder wurden grün; die Wiesen kleideten sich in bunten Farben, und Aslog konnte jetzt nur selten mit großer Vorsicht die Höhe verlassen. Da kam Orm eines Abends heim, mit der Nachricht, daß er in der Entfernung ihres Vaters Leute erkannt hätte, und sicher auch von ihnen erkannt worden wäre, da sie eben so scharf sehen, wie er. Sie werden diesen Platz umgehen, fuhr er fort, und nicht eher ruhen, bis sie uns gefunden haben; wir müssen daher sogleich fort.

Demgemäß stiegen sie an der andern Seite hinab und erreichten den Strand, wo sie glücklicher Weise ein

Boot fanden. Orm ſtieß ab und das Boot trieb in die offene See. Ihren Verfolgern waren ſie zwar entflohen, jetzt aber Gefahren anderer Art ausgeſetzt; wohin ſollten ſie ſich wenden. Sie durften nicht wagen zu landen, da Asleg's Vater Herr der ganzen Küſte war und ſie ihm in die Hände fallen würden. — Es blieb ihnen alſo nichts übrig, als das Boot den Wogen und den Winden zu überlaſſen. Sie trieben die ganze Nacht fort. — Bei Tagesanbruch war die Küſte verſchwunden und ſie ſahen Nichts, als Himmel und Waſſer. Sie hatten nicht einen Biſſen Nahrung mitgebracht; Hunger und Durſt fingen an, ſie zu quälen. — Drei Tage wurden ſie ſo fortgetrieben und Asleg, ſchwach und erſchöpft, ſah den gewiſſen Untergang voraus.

Endlich entdeckten ſie, am Abend des dritten Tages, eine Inſel von ziemlicher Größe, welche eine Menge kleinerer Eilande umgaben. Orm ſteuerte ſogleich darauf zu, aber als er ſich ihr näherte, erhob ſich ein heftiger Wind und die Wogen thürmten ſich höher und höher. Er wandte das Boot, in der Hoffnung, an einer andern Seite landen zu können, aber eben ſo erfolglos; ſo oft das Schiff ſich der Inſel näherte, wurde es wie von un-

ſichtbarer Gewalt zurückgetrieben. Gott! rief er aus, und ſegnete ſich und ſah die arme Aslog an, die vor Schwäche zu ſterben ſchien. Kaum war aber dieſer Ausruf über ſeine Lippen gegangen, als der Sturm aufhörte, die Wellen ſich ebneten und das Schiff ohne weiteres Hinderniß landete. — Orm ſprang heraus; einige Muſcheln, die er am Strande fand, ſtärkten und belebten die erſchöpfte Aslog ſo, daß auch ſie bald das Boot verlaſſen konnte.

Die Inſel war mit kleinen Zwergſtauden bewachſen, und ſchien unbewohnt zu ſein; als ſie aber bis in die Mitte derſelben vorgedrungen waren, entdeckten ſie ein Haus, das halb über und halb unter der Erde zu ſein ſchien. In der Hoffnung, menſchliche Hülfe zu finden, näherten ſie ſich demſelben. Sie horchten, ob ſie kein Geräuſch hörten, aber das tiefſte Schweigen herrſchte ringsum. Orm öffnete endlich die Thür und trat mit ſeiner Gefährtin ein; wie groß war aber ihr Erſtaunen, als ſie Alles wie für Bewohner eingerichtet fanden, und doch kein lebendes Weſen ſichtbar war. Das Feuer brannte auf dem Heerde, mitten im Zimmer, und ein Keſſel mit Fiſchen hing über demſelben und wartete wahr-

ſcheinlich auf Jemand, der ſeinen Inhalt verzehren ſollte. Die Betten waren gemacht und bereit, Schläfer einzunehmen. Orm und Aslog ſtanden eine Weile zweifelhaft und ſahen furchtſam hin, endlich aber trieb ſie der Hunger; ſie nahmen die Speiſe und aßen. Als ſie ihren Hunger geſtellt hatten, und bei den letzten Strahlen der Sonne weit und breit Niemand gewahr wurden, gaben ſie ihrer Müdigkeit nach und legten ſich in die Betten, die ſie ſo lange entbehrt hatten.

Sie hatten erwartet, in der Nacht von den heimkehrenden Eigenthümern des Hauſes geweckt zu werden; aber ihre Erwartung hatte ſie getäuſcht. — Auch am folgenden Tage zeigte ſich Niemand, und es ſchien, als wenn irgend eine unſichtbare Macht das Haus zu ihrer Aufnahme in Ordnung gebracht hätte. — Sie brachten den ganzen Sommer höchſt glücklich zu; wohl waren ſie allein, doch wurden die Menſchen von ihnen nicht vermißt. Die Eier wilder Vögel und die Fiſche, welche ſie fingen, lieferten ihnen hinreichenden Vorrath.

Als der Herbſt kam, gebar Aslog einen Sohn. — Mitten in der Freude über ſeine Ankunft wurden ſie durch eine wunderbare Erſcheinung überraſcht. — Die

Thür öffnete ſich plötzlich und eine alte Frau trat ein. — Sie hatte ein hübſches blaues Gewand an; in ihrem Weſen lag etwas Stolzes und zugleich Fremdes und Seltſames. „Erſchreckt nicht, ſagte ſie, über mein plötzliches Erſcheinen; ich bin die Eigenthümerin dieſes Hauſes und danke Euch, daß ihr es ſo rein und wohl erhalten habt, und daß ich Alles ſo ordentlich finde. — Ich wäre gern früher gekommen, aber ich konnte es nicht eher, als bis der kleine Heide da (auf das Knäbchen zeigend) ſich eingeſtellt hatte. — Nun habe ich freien Zutritt. — Aber holt nur keinen Prieſter vom feſten Lande, um ihn zu taufen, ſonſt muß ich wieder fort. Wenn Ihr meinen Wunſch erfüllt, ſo könnt Ihr nicht allein hier bleiben, ſondern alles Gute, das Ihr nur wünſcht, will ich Euch auch erzeigen. Was Ihr in die Hand nehmt, wird gedeihen; Glück ſoll Euch folgen, wohin Ihr geht. — Brecht Ihr aber dieſe Bedingung, ſo verlaßt Euch darauf, daß Unglück über Unglück Euch heimſuchen ſoll, und ſelbſt an dem Kinde werde ich mich rächen. Wenn Ihr etwas bedürft oder in Gefahr ſeid, ſo braucht Ihr nur drei Mal meinen Namen zu rufen, ich werde erſcheinen und Euch Beiſtand leiſten. Ich bin vom Geſchlecht der

alten Riesen und heiße Guru. Hütet Euch aber in meiner Gegenwart den Namen dessen auszusprechen, von dem kein Riese hören mag, und macht nie das Zeichen des Kreuzes, noch schneidet es in Planken hier im Hause ein. Ihr könnt hier das ganze Jahr wohnen, nur am Juelsabend seid so gut, mir das Haus zu überlassen, wenn die Sonne am Niedrigsten ist. Dann feiern wir unser großes Fest, wo es uns allein erlaubt ist, fröhlich zu sein. — Wenn ihr dann nicht gern das Haus verlassen wollt, so haltet Euch so ruhig wie möglich den ganzen Tag auf dem Boden auf und guckt, wenn Euch Euer Leben lieb ist, vor Mitternacht nicht in das Zimmer. — Nachher könnt Ihr wieder Alles in Besitz nehmen." —

Als die alte Frau dies gesagt hatte, verschwand sie, und Aëlog und Orm, über ihre Lage jetzt beruhigt, lebten ohne Störung glücklich und vergnügt. Orm warf nie das Netz aus, ohne einen guten Zug zu thun, schoß nie einen Pfeil ab, ohne zu treffen; kurz, was er in die Hand nahm und war es noch so unbedeutend, gedieh augenscheinlich.

Als Weihnacht kam, reinigten sie auf das Beste das

Haus, brachten Alles in Ordnung, zündeten ein Feuer auf dem Heerde an und stiegen, als die Dämmerung einbrach, auf den Boden, wo sie sich still und ruhig verhielten. Endlich wurde es dunkel und es kam ihnen vor, als hörten sie ein Rauschen und Schnauben in der Luft, wie es die Schwäne zur Winterszeit zu machen pflegen. In dem Giebel über dem Feuerheerd war ein Loch, das man öffnen und schließen konnte, um Licht ein- oder Rauch auszulassen. — Orm hob die Klappe auf, die mit einem Fell bedeckt war, und steckte den Kopf durch; aber welch wunderbares Schauspiel zeigte sich ihm jetzt. Die kleinen Inseln rund umher waren alle mit zahllosen blauen Lichtern erleuchtet, die sich unaufhörlich bewegten, auf und nieder sprangen, dann ans Ufer glitten, sich versammelten und sich immer mehr und mehr der Insel, auf welcher Orm und Aslog lebten, näherten. Zuletzt erreichten sie dieselbe, und stellten sich im Kreise um einen großen Stein, der unfern vom Ufer stand und den Orm wohl kannte. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er bemerkte, daß der Stein ganz und gar eine menschliche, obwohl riesenhafte Gestalt angenommen hatte. — Er konnte jetzt deutlich bemerken, daß die kleinen blauen

Lichter von Zwergen getragen wurden, deren bleiche erdfarbene Geſichter mit großen Naſen und rothen Augen, entſtellt durch Vögelſchnäbel und Eulenaugen, auf mißgeſtalteten Körpern ruhten; ſie ſchlenkerten und wackelten hin und her, ſo daß ſie zur ſelben Zeit fröhlich und traurig zu ſein ſchienen. Plötzlich öffnete ſich der Kreis, die Kleinen zogen ſich auf jeder Seite zurück und Guru, die jetzt eben ſo groß wie der Stein war, trat mit Rieſenſchritten heran. Sie umſchlang das ſteinerne Bild mit den Armen, das ſogleich Leben und Bewegung bekam. Bei dem erſten Anzeichen davon begannen die Kleinen ſogleich unter wunderlichen Geberden und Grimaſſen einen Geſang, oder richtiger ein Geheul, daß die ganze Inſel davon wiederhallte und erbebte. — Orm, ganz erſchrocken, zog den Kopf zurück; er und Asleg blieben nun im Dunkeln, ſo ſtill, daß ſie kaum zu athmen wagten.

Die Proceſſion rückte dem Hauſe zu, wie man das deutlich an dem Näherkommen des Geſchreies bemerken konnte. Sie waren nun Alle eingetreten; leicht und thätig ſprangen die Zwerge jetzt auf den Bänken umher; ſchwer und dumpf tönten die Schritte des Rieſen dazwiſchen. Orm und ſeine Frau hörten ſie den Tiſch decken,

mit den Schüſſeln klappern und mit Freudengeſchrei ihr Feſt feiern. Als es vorbei und die Mitternacht nahe war, fingen ſie an zu jener bezaubernden Weiſe, die die Seele in ſüße Verwirrung verſetzt und die einige Leute in den Felſenthälern gehört und von den unterirdiſchen Spielleuten durch Horchen erlernt haben, zu tanzen. — Sobald Asloq die Weiſe vernahm, fühlte ſie eine unbeſchreibliche Sehnſucht den Tanz zu ſehen. Orm war nicht im Stande, ſie zurückzuhalten. — „Laß mich hinblicken, ſagte ſie, oder mir bricht das Herz.“ Sie nahm ihr Kind und ſtellte ſich an das äußerſte Ende des Bodens, wo ſie, ohne bemerkt zu werden, Alles ſehen konnte. Lange ſchaute ſie, ohne ihre Augen abzuwenden, dem Tanze und den kühnen und wundervollen Sprüngen der kleinen Weſen, die in der Luft zu ſchweben und die Erde gar nicht zu berühren ſchienen, zu, während die entzückende Weiſe der Elfen ihre ganze Seele füllte. Unterdeſſen wurde das Kind auf ihrem Arme ſchläfrig und athmete ſchwer, und ohne an das der Alten gegebene Verſprechen zu denken, ſchlug ſie, wie es Sitte iſt, ein Kreuz über des Knaben Mund und ſagte: „Chriſtus ſegne Dich, mein Kind.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ſich ein fürchterliches, durchdringendes Geſchrei erhob. Die Geiſter taumelten über Hals und Kopf ſich drängend und ſtoßend aus der Thür; ihre Lichter gingen aus und in wenigen Minuten war das ganze Haus von ihnen verlaſſen. Orm und Asleg, tödtlich erſchreckt, verſteckten ſich im entfernteſten Winkel des Hauſes. — Sie wagten es nicht, ſich zu rühren, bis der Tag anbrach, und fühlten erſt, als die Sonne durch das Loch im Dache auf den Heerd ſchien, den Muth hinabzuſteigen.

Der Tiſch war noch gedeckt, wie die Unterirdiſchen ihn verlaſſen hatten, mit allem ihrem köſtlichen, wundervoll aus Silber gearbeiteten Geſchirr darauf. In der Mitte des Zimmers ſtand auf dem Boden ein hoher kupferner Keſſel, halb mit ſüßem Meth gefüllt, und ihm zur Seite ein Trinkhorn von reinem Golde. In der Ecke lag ein beſaitetes Inſtrument, einem Hackebret ähnlich, auf dem die Rieſinnen ſpielen, wie man glaubt. — Sie ſchauten Alles bewundernd an, wagten jedoch nicht, es zu berühren; ihr Erſchrecken war aber groß, als ſie ſich umwandten und eine ungeheure Geſtalt, in der Orm gleich den Rieſen, den Guru umarmt hatte, erkannte, am

Tiſche ſitzen ſahen. Es war jetzt ein kalter harter Stein. — Während ſie ihn anſtarrten, trat Guru ſelbſt, in ihrer Rieſengeſtalt, ins Zimmer. Sie weinte ſo bitterlich, daß ihre Thränen auf die Erde fielen. — Es dauerte lange, ehe ſie vor Schluchzen ein Wort äußern konnte: endlich ſagte ſie:

„Großen Kummer habt Ihr über mich gebracht, und ich muß von nun an mein Lebelang weinen; da ich aber weiß, daß Ihr es nicht aus böſer Abſicht gethan habt, ſo vergebe ich Euch, wiewohl es mir ein Leichtes wäre, Euch das Haus über dem Kopfe wie eine Eierſchaale zu zerdrücken.“

„Ach, rief ſie, da ſitzt mein Gatte, den ich mehr liebe, als mich ſelbſt, für immer verſteinert, und wird nie wieder die Augen öffnen. — Dreihundert Jahr lebte ich bei meinem Vater auf der Inſel Kuman glücklich, in jugendlicher Unſchuld, die ſchönſte der Rieſenjungfrauen. — Mächtige Helden bewarben ſich um meine Hand; das Meer rund um jene Inſel iſt voll Felſenſtücken, die ſie im Kampfe gegen einander warfen. — Andfind gewann den Sieg, und ich verlobte mich ihm. Aber ehe ich mich vermählte, kam der abſcheuliche Odin in das Land, be-

ſiegte meinen Vater und trieb uns Alle aus der Inſel fort. — Mein Vater und meine Schweſter flohen in die Berge, und meine Augen haben ſie ſeitdem nicht wieder geſehen. — Andfind und ich retteten uns auf dieſe Inſel, wo wir lange Zeit in Frieden lebten und hofften, dieſer würde nie geſtört werden. Aber das Schickſal, dem Niemand entgeht, hatte es anders beſtimmt. Oluf kam aus Britannien. Sie nannten ihn den Heiligen, und Andfind entdeckte ſogleich, daß ſeine Reiſe den Rieſen verderblich ſein würde. — Als er hörte, wie Oluf's Schiff durch die Wellen rauſchte, ging er an den Strand und blies die Wellen mit aller Macht dagegen an. — Die Wogen ſchwollen zu Bergen. Aber Oluf war mächtiger, als er, ſein Schiff flog ungeſtört durch die Fluthen, wie der Pfeil vom Bogen. Er ſteuerte gerade auf unſere Inſel zu. Als das Schiff ſo nahe war, daß Andfind es mit den Händen erreichen zu können glaubte, packte er das Vordertheil mit der rechten Hand, und war in Begriff, es zu Grunde zu ziehen, wie er das oft mit andern Schiffen gethan hatte. Aber Oluf, der ſchreckliche Oluf, ſchritt vorwärts und rief, die Hände kreuzend, mit lauter Stimme: „Stehe da, ein Stein, bis

zum jüngſten Tage!“ und in demſelben Augenblicke wurde mein unglücklicher Gatte eine Felſenmaſſe. Das Schiff ſegelte ungehindert vorwärts und rannte gerade gegen den Berg, den es durchſchnitt, und trennte von ihm die kleine dort liegende Inſel.“

„Seit der Zeit iſt all' mein Glück vernichtet, allein und traurig habe ich mein Leben verbracht. Nur an Juelabenden können verſteinerte Rieſen ihr Leben auf ſieben Stunden wiedererhalten, wenn Einer von ihrem Stamme ſie umarmt und zugleich bereit iſt, hundert Jahre von ſeinem eigenen Leben dafür zu opfern. — Selten aber thut ein Rieſe das. — Ich liebte meinen Gatten zu zärtlich, um ihn nicht, ſo oft ich konnte, ins Leben zurückzurufen; ſollte es mich das Theuerſte koſten. — Ich zählte nie, wie oft ich es gethan hatte, damit ich nicht wüßte, wenn die Zeit kam, wo ich ſein Schickſal theilen und in dem Augenblick, in dem ich ihn umſchlang, Eins mit ihm werden ſollte. Aber ach! ſelbſt dieſer Troſt iſt mir noch genommen. Ich kann ihn nie wieder durch Umarmung erwecken, ſeit er den Namen gehört hat, den ich nicht ausſprechen darf, und nie wieder

wird er das Licht erblicken, bis die Morgendämmerung des jüngſten Tages es bringt."

„Ich ſcheide jetzt von hier. — Ihr werdet mich nimmer wiederſehen. — Alles, was hier im Hauſe iſt, ſchenke ich Euch. — Nur mein Hackebret behalte ich. — Laßt es aber Niemanden wagen, ſich auf den kleinen umliegenden Inſeln niederzulaſſen. Dort wohnen die kleinen Unterirdiſchen, die Ihr bei dem Feſte ſahet, und die ich beſchützen will, ſo lange ich lebe."

Mit dieſen Worten verſchwand ſie. — Im nächſten Frühling brachte Orm das goldene Horn und die ſilbernen Sachen nach Drontheim, wo Niemand ihn kannte. Der Werth dieſer köſtlichen Medalle war ſo groß, daß er im Stande war, jedes einem reichen Manne nöthige Bedürfniß zu kaufen. — Er belud ſein Schiff mit ſeinen Einkäufen und kehrte nach der Inſel zurück, wo er lange Jahre in ungetrübter Seligkeit verlebte. Aslog's Vater verſöhnte ſich bald mit ſeinem reichen Schwiegerſohne.

Das ſteinerne Bild blieb im Hauſe ſitzen. Niemand war im Stande, es fortzubringen. Der Stein war ſo hart, daß Hammer und Art in Stücke ſprangen, ohne den geringſten Eindruck darauf zu machen. Der

Riese blieb dort, bis ein heiliger Mann zu der Insel kam, der ihn mit einem einzigen Wort auf seine alte Stelle, wo er sich noch jetzt befindet, zurückbrachte. Der kupferne Kessel, den die Unterirdischen zurückließen, wurde als ein Andenken auf der Insel, die noch jetzt die Hausinsel heißt, aufbewahrt.

Gioga's Sohn.

Mährchen der Shetlands-Inseln.

Die Mannschaft eines Bootes landete einmal auf einer Bank, in der Absicht, Seehunde zu jagen. — Sie hatte viel Glück, betäubte mehrere und streifte, während sie wie gelähmt lagen, ihnen die Haut mit dem daran klebenden Fell ab. Die todten Leichname ließ man liegen und machte sich auf, mit der Beute das Boot wieder zu besteigen und zu Papa Stour, wo man hergekommen war, zurückzukehren. Als die Leute sich aber eben einschiffen wollten, erhob sich ein solcher Sturm, daß sie wohl einsahen, sie dürften keinen Augenblick verlieren; ein Jeder eilte daher so schnell wie möglich in das Boot. Allen gelang es, nur Einem nicht, der unvorsichtiger Weise zurückgeblieben war. — Seine Gefährten woll-

ten ihn durchaus nicht zurücklaſſen, da er leicht dort umkommen konnte; die Wellen gingen aber zu hoch, daß es ihnen nach vielen vergeblichen Verſuchen unmöglich war, das Boot nahe zu bringen, und ſie ſich gezwungen ſahen, abzufahren und den unglücklichen Mann ſeinem Schickſal zu überlaſſen.

Eine dunkle ſtürmiſche Nacht erhob ſich; die See ſchlug wüthend an die Felſen, und der arme verlaſſene Shetländer ſah den gewiſſen Tod vor Augen, denn Hunger oder Kälte mußten zuletzt ſeinem Leben ein Ende machen, wenn ihn nicht früher die Brandung mit fortriß.

Endlich bemerkte er, wie mehrere von den Seehunden, die den Schiffern entſchlüpft, ſich der Bank näherten. — Als ſie landeten, ſtreiften ſie ihre Seehundskleider ab und erſchienen in ihrer wahren Geſtalt, als See-Trows. — Ihr Erſtes war, ihre Freunde, die betäubt und abgehäutet da lagen, wieder zu ſich zu bringen. Dieſe nahmen, als es gelungen war, auch wieder ihre urſprüngliche Geſtalt an, und zeigten ſich als Unterſeeiſche. Aber in traurigen Tönen, die der heulende Sturm wild begleitete, beklagten ſie den Verluſt ihrer Seegewänder, der ihnen für immer verwehrte, nach ihrer Heimath in

den tiefen Fluthen des atlantiſchen Oceans zurückzukehren. — Hauptſächlich trauerten ſie um Ottaritinus, den Sohn der Gioga, der, ſeines Seehundsfelles beraubt, für immer auf der Oberwelt bleiben mußte.

Ihr Geſang wurde zuletzt unterbrochen, als ſie den unglücklichen Bootsmann erblickten, der mit bebenden Gliedern und verzweifelnden Blicken die wüthenden Wellen, die jetzt über die Bank ſchlugen, anſchaute. — Kaum gewahrte Gioga ihn, ſo machte ſie augenblicklich den Plan, aus der gefährlichen Lage des Mannes Nutzen für ihren Sohn zu ziehen. Sie trat zu ihm, redete ihn freundlich an und verſprach, ihn auf ihrem Rücken über die See zu Papa Stour zurück zu tragen, unter der Bedingung, daß er ihr ihres Sohnes Seehundsfell ſchaffte.

Der Handel war bald geſchloſſen. Gioga ſteckte ſich in ihr ſeehundlich Kleid, aber den Shetländer verließ faſt der Muth, als er die wild brauſende Fluth anſah, die er durchreiten ſollte. — Er bat daher die alte Dame, ihm zu erlauben, einige wenige Löcher in ihre Schultern zu ſchneiden, damit er ſich beſſer feſthalten könne, indem er ihr die Hand zwiſchen Fell und Fleiſch ſteckte.

Gioga willigte aus mütterlicher Zärtlichkeit ein. —

Nachdem der Mann Alles in Ordnung gebracht hatte, ſtieg er auf, ſie ſprang augenblicklich in die See, durchſchnitt dieſelbe muthig und ſetzte ihn wohlbehalten zu Awes Gio bei Papa Stour an's Land. — Von dort ging er nach Skeo zu Hamma Voe, wo die Haut war, und löſte ſein Verſprechen auf eine ehrenvolle Art, indem er ihr das Mittel verſchaffte, ihren Sohn nach der Heimath zurückzubringen.

Das Ziegengesicht.

Neapolitanisches Mährchen.

Ein Bauer hatte zwölf Töchter, keine war einen Kopf höher als die andere; denn jedes Jahr schenkte die gute Frau Cecuzza ihrem Manne ein Töchterlein, so daß der arme Schelm, um sie ehrlich durchzubringen, jeden Morgen hinging und den ganzen Tag hindurch grub, so daß man nicht füglich sagen könnte, ob ihm mehr Schweiß von der Stirn rann, oder er mehr in die Hand spie. — Kurz, er bewahrte seine kleine Heerde durch den Ertrag dieser Arbeit vor dem Hungertode.

Er grub eines Tages am Fuß eines Berges, der der Luginsland der anderen Berge war, so hoch streckte er sein Haupt in die Wolken, um zu sehen, was im Himmel vorging, und zwar nahe bei einer Höhle in diesem Berge,

die so dunkel, so dunkel war, daß die Sonne sich fürchtete hineinzugehen. Aus dieser Höhle kam eine grüne Eidechse, so dick wie ein Crocodil und der arme Bauer erschrak so sehr, daß er nicht die Kraft hatte, vom Flecke zu gehen, indem er fürchtete, von dem häßlichen Thiere verschlungen zu werden. Aber die Eidechse richtete sich auf und sagte: „Fürchte Dich nicht, guter Mann, denn ich will Dir nichts zu Leide, sondern etwas zu Gute thun.“ Als Masaniello, so hieß der Bauer, das hörte, fiel er auf die Kniee und sagte: „Madam Ungenannt, ich bin gänzlich in ihrer Macht; handeln Sie wie eine vortreffliche Person, und haben Sie Mitleiden mit diesem Stamm, der zwölf Aeste zu erhalten hat.“ — „Eben deswegen, sagte die Eidechse, bin ich geneigt Euch zu helfen: darum bringt mir Morgen früh Eure jüngste Tochter, ich will sie erziehen wie mein eigenes Kind und so lieb haben, wie mein Leben.“

Als der arme Vater dieses hörte, wurde er bestürzter als ein Dieb, bei dem man das gestohlene Gut findet. Denn da die Eidechse nach einer von seinen Töchtern und zwar nach der jüngsten und zartesten fragte, so schloß er, daß auf dem Kleide keine Wolle sei, und daß sie wohl

nur einen Mund voll haben wolle, um Ihren Appetit zu beschwichtigen, er sagte daher zu sich selbst: „Gebe ich ihr meine Tochter, so gebe ich ihr meine Seele; schlage ich sie ihr ab, so nimmt sie meinen eignen Körper; überlasse ich sie ihr, so verliere ich meine eigenen Eingeweide; weigere ich mich, so saugt sie mir das Blut aus; willige ich ein, so gebe ich ihr einen Theil von mir; thue ich es nicht, so nimmt sie das Ganze. — Was soll ich thun? welchen Plan fassen? welchen Weg einschlagen? Das war ein schlechtes Tagewerk! Welches Unglück ist vom Himmel auf mich herabgefallen!

Während er so sprach, sagte die Eidechse zu ihm: „Entschließe Dich schnell und thue was ich Dir gesagt habe, oder Du wirst Deine Gebeine hier lassen, so will ich's haben und so soll es sein.“ — Als Masaniello dieß Urtheil hörte und nirgends zu appelliren wußte, so ging er ganz melancholisch nach Hause und so gelb im Gesicht, als wenn er die Gelbsucht hätte. Als Cecuzza ihn so bleich, verfallen und elend sah, fragte sie ihn: „Was ist Dir widerfahren, Mann? Hast Du mit Jemandem Streit gehabt? Ist eine Pfändung im Werke gegen Dich? Oder ist der Esel gestorben?“ „Nichts

von dem Allen, erwiederte Masaniello, aber eine ge-
hörnte Eidechse hat mir solchen Schreck eingejagt,
denn sie hat mir gedroht, daß sie mir den Garaus ma-
chen würde, wenn ich ihr nicht meine jüngste Tochter
brächte. Mein Kopf dreht sich wie ein Kreisel. Ich
weiß nicht, welchen Fisch ich nehmen soll, auf der einen
Seite treibt mich die Liebe, auf der andern die Sorge
für die Meinigen. Ich habe Renzella sehr lieb, aber
mein eigenes Leben auch. Gebe ich ihr nicht die Frucht
meiner Lenden, so nimmt sie die ganze Masse dieses un-
glücklichen Körpers. Darum rathe mir, theure Cecuzza,
oder ich bin verloren." — Als die Frau das hörte,
sagte sie: „Wer weiß, diese Eidechse macht vielleicht
allem unsern Unglück ein Ende. Sieh doch, wie oft
wir uns die Art vor die Füße legen, und wenn wir Fal-
kenaugen haben sollten, um das Gute zu sehen, das
uns in die Arme läuft, so haben wir Schuppen auf den
Augen. — Wir haben jetzt den Haken in der Hand,
um das Glück festzuhalten, darum geh hin und bringe
sie ihr, denn meine Ahnung sagt mir, es werde zum
Besten der armen Kleinen sein."

Masaniello billigte ihre Rede, und am nächsten

Morgen, als die Sonne mit ihrer Strahlenbürste anfing, den Himmel zu scheuern, den die Schatten der Nacht beschmutzt hatten, nahm er das kleine Mädchen bei der Hand und führte es nach der Höhle. Die Eidechse, welche auf ihn wartete, kam sogleich auf ihn zu, gab ihm einen Beutel mit Patacken und sagte, das Kind nehmend: „Geh nur, und verheirathe Deine andern Töchter mit diesem Gelde und lebe glücklich, denn Renzolla hat Vater und Mutter gefunden; wohl ihr, daß ihr ein solches Glück begegnet!“

Masaniello, hoch erfreut, dankte sehr, kehrte zu seiner Frau zurück und zeigte ihr das Geld, mit dem er alle seine andern Töchter ausstattete und doch noch genug Essig übrig behielt, um die Mühen seines ganzen übrigen Lebens damit hinunter zu spülen.

Sobald die Eidechse Renzolla bekommen hatte, ließ sie einen prächtigen Palast erscheinen, brachte das Kind hinein und erzog es in solchem Glanz und Herrlichkeit, daß es selbst die Augen einer Königin geblendet haben würde. Ihr könnt sicher sein, daß es ihr nicht an Ameisenmilch fehlte. Ihre Nahrung paßte sich für einen Grafen und ihre Kleidung für einen Prinzen. Sie

hatte hundert Mädchen zu ihrer Bedienung und wurde durch die gute Behandlung in vier Secunden so rund wie ein Ring.

Es trug sich zu, daß der König, als er zufällig in dieser Gegend jagte, von der Nacht überrascht wurde und nicht wissend, wohin er sein Haupt legen solle, in dem Palaste Licht sah; deßhalb sandte er einen seiner Diener ab, um den Eigenthümer um ein Nachtquartier zu bitten. Als der Diener zu der Eidechse kam, die wie eine schöne Dame erschien, und sein Anliegen vorbrachte, so sagte sie, daß der König tausend Mal willkommen wäre, und es weder an Brod noch an einem Messer fehlen solle. — Der König begab sich, als er diese Antwort vernahm, dahin, und wurde wie ein Ritter empfangen. Hundert Pagen gingen ihm mit brennenden Fackeln entgegen, und sahen aus wie die Dienerschaft eines vornehmen Mannes. Hundert andere Pagen deckten den Tisch, und waren anzuschauen wie eben so viele Apothekerburschen, wie sie den Kranken Herzstärkung bringen. Hundert andere machten ein gewaltiges Geräusch mit Musik, über Alles aber war Renzolla, die den König bediente, und ihm mit so vieler Liebenswürdigkeit zu

trinken reichte, daß er mehr Liebe als Wein einschlürfte. —

Als das Mahl geendet war und die Tische abgedeckt, ging der König zu Bett und Renzolla zog ihm selbst die Strümpfe von den Füßen und das Herz aus der Brust, so gewaltig, daß er fühlte, wie das Gift der Liebe, sobald er von ihren schönen Händen berührt wurde, aus den Füßen in die Höhe stieg und seine Seele erfüllte. Um daher dem Tode zuvorzukommen, beschloß er, das Gegengift für diese Schönheiten zu versuchen und es sich zu verschaffen, und die Fee, welche Sorge für ihre Erziehung trug, rufend, verlangte er von ihr Renzolla zur Gattin. Da jene nur auf ihres Pflegekindes Glück bedacht war, so willigte sie nicht allein mit Freuden ein, sondern steuerte dasselbe auch noch mit sieben Beuteln Goldes aus.

Der König, hocherfreut über dieses Glück, reiste mit Renzolla ab, die, ungezogen und undankbar nach so vielen ihr erzeigten Wohlthaten, bei dem Abschiede der Fee kein freundliches Wörtchen sagte. — Diese, entrüstet über ihr Betragen, verfluchte sie und wünschte, daß sie ein Gesicht wie eine Ziege bekäme. Kaum hatte sie dieß

geäußert, als ſich auch ſchon ein, einen halben Fu
langer Bart an Renzolla's Kinn anſetzte; ihre Kinnbac
verlängerten ſich, ihr Geſicht ſchrumpfte ein, aus ihre
ſchönen Locken wurden ein Paar Hörner, kurz Renzoll
hatte ein Ziegengeſicht.

Als der arme König das ſah, war er wie vo
Donner gerührt, da er nicht begreifen konnte, wie es zu
ginge, daß eine Schönheit mit zwei Sonnen plötzlich
verändert werden könnte. — Seufzend und weine
rief er aus: „Wo ſind die Locken, die mich feſſelte
Wo iſt der Mund, die Falle meiner Seele, die Aug
meines Gemüthes, der Branntwein meines Herzens
Soll ich denn der Gatte einer Ziege ſein und Bock he
ßen? Nein, nein, mein Herz ſoll nicht brechen um e
ner Ziege willen, die mich ſtößt und meine Hemde
ſchmutzig macht. —

Dies ſagend, ſchickte er, ſobald er in ſeinem Pa
laſte angekommen war, Renzolla in die Küche mit ei
nem Dienſtmädchen und gab jeder von ihnen ein Bund
Flachs mit dem Befehl, es am Ende der Woche geſpon
nen zu haben.

Das Mädchen, dem Könige gehorsam, fing an den Flachs zu hecheln, bereitete ihn, that ihn auf die Spindel und arbeitete frisch, so daß sie am Sonnabend Abend fertig war. Renzolla, die aber glaubte, sie sei noch immer dieselbe, die sie im Hause der Fee gewesen war, weil sie nicht in den Spiegel gesehen hatte, warf den Flachs aus dem Fenster und sagte: „Das ist wahrhaftig recht hübsch vom Könige, mir eine solche Beschäftigung zu geben! Wenn er Hemden braucht, so kann er sich welche kaufen, und mich nicht für ihn sclaven lassen wollen. Er sollte sich erinnern, daß ich ihm sieben Beutel Goldes mitgebracht habe, und daß ich seine Frau und nicht seine Magd bin; er ist ein rechter Esel, mich so behandeln zu wollen.

Als nun der Sonntag herankam und sie sah, daß die Magd allen ihren Flachs gesponnen habe, fürchtete sie sich doch etwas gehechelt zu werden, und ging daher nach dem Palast der Fee, um dieser ihr Schicksal zu erzählen. Die Fee umarmte sie herzlich und schenkte ihr einen großen Beutel voll gesponnenen Flachses, um ihn dem Könige zu geben und ihm zu zeigen, daß sie eine gute Hausfrau sei. Renzolla nahm den Sack und ging,

ohne ſich bei ihr zu bedanken, nach dem Palaſte des Königs zurück, ſo daß die Fee nichts als Steine von dem Boden des undankbaren Mädchens erntete.

Als der König den Flachs in Empfang genommen hatte, gab er ihnen zwei Hunde, einen ihr, den andern dem Mädchen, mit dem Befehl, die Thiere zu füttern und aufzuziehen. Das Mädchen that das rechtſchaffen und behandelte ihren Hund wie ein Kind. Aber Renzolla ſagte: „Mein Page gab mir den Rath, wenn man Türken bekommt, ſo ſoll man ſie hinauswerfen. Bin ich denn dazu da, Hunde zu kämmen und zu dreſſiren?“ Bei dieſen Worten warf ſie den Hund aus dem Fenſter, was ein ganz anderes Ding war, als wäre er in den Schooß geſprungen.

Nach einigen Monaten fragte der König nach den Hunden. Renzolla roch Unrath, und eilte wieder zu der Fee. Am Schloßthor fand ſie aber einen alten Mann, der der Pförtner war und zu ihr ſagte: „Wer biſt Du und was willſt Du?“ Als ſie ſich ſo kurz anreden hörte, erwiederte ſie: „Kennſt Du mich nicht, Du Ziegenbart?“ — „Reichſt Du mir das Meſſer, verſetzte der Alte. Da folgt ja der Dieb dem Büttel. Laß ab,

ſagte der Topf, Du machſt mich ſchmutzig. Wirf Dich hin, oder Du wirſt fallen. — „Ich ein Ziegenbart! Du biſt anderhalb Mal ſelbſt ein Ziegenbart; denn Du verdienſt das und noch mehr für Deine Unverſchämtheit. Wart' ein Weilchen, und ich will es Dir klar machen: Du wirſt ſehen, wohin Dein Vornehmthun und Deine Schamloſigkeit Dich gebracht haben."

Bei dieſen Worten lief er in ein kleines Zimmer, holte einen Spiegel und hielt ihn Renzollen vor das Geſicht, ſo daß dieſe, als ſie ihr häßliches haariges Antlitz darin erblickte, beinahe vor Schrecken geſtorben wäre. Rinaldo's Grauſen, als er ſich in dem bezauberten Schilde erblickte, war nichts gegen ihre Verzweiflung, da ſie ſich ſo entſtellt ſah. Der alte Mann ſagte darauf zu ihr: „Du ſollteſt Dich erinnern, Renzolla, daß Du die Tochter eines Bauern biſt und die Fee Dich zum Range einer Königin erhoben hat; aber rohes, ungeſittetes, undankbares Ding, haſt ihr nicht die mindeſte Erkenntlichkeit oder Zuneigung dafür bewieſen. Deßhalb nimm und ſieh', geh' damit fort und komm des Uebrigen wegen zurück. Gute Sitten trittſt

Du mit Füßen, jetzt weißt Du, was Du dafür bekommen haſt; denn durch die Verwünſchung der Fee haſt Du nicht allein ein anderes Geſicht, ſondern auch einen andern Stand bekommen. — Willſt Du aber handeln, wie es ſich für einen ſolchen weißen Bart geziemt, ſo wirf Dich der Fee zu Füßen, zerraufe Deinen Bart, zerkratze das Geſicht, zerſchlage die Bruſt und bitte ſie um Verzeihung für Dein ſchlechtes Betragen; ſie iſt gutherzig und wird Mitleid mit Deinem Unglück haben."

Renzolla, welche einſah, daß er den rechten Schlüſſel berührt und den Nagel auf den Kopf getroffen habe, befolgte ſeinen Rath. Die Fee umarmte und küßte ſie und gab ihr ihre urſprüngliche Geſtalt wieder. Sie zog ihr darauf ein mit Gold reich beſetztes Kleid an und brachte ſie in einer prächtigen Kutſche, von einer großen Dienerſchaft begleitet, wieder zu dem Könige zurück, der, als er ſie ſo ſchön und ſo geſchmückt ſah, ſich mehr als je in ſie verliebte, ſich wegen der Leiden, die ſie hatte tragen müſſen, aber auch zugleich mit dem häßlichen Ziegengeſicht, das die Urſache geweſen war, entſchuldigte.

So lebte nun Renzolla glücklich, liebte ihren Gatten, ehrte die Fee, und bezeigte ſich dankbar gegen den alten Mann, nachdem ſie auf ihre Koſten gelernt hatte, daß:

Es immer gut ſei, artig zu ſein.

Die gebrochenen Eide.

Rabbinisches Mährchen.

Es war einmal ein sehr reicher Mann, der nur einen Sohn hatte. Er ließ ihn in Allem unterrichten, so daß derselbe sehr gelehrt und geschickt wurde.

Vor seinem Tode gab der alte Mann ein großes Fest und lud die Vornehmsten aus der Stadt dazu ein. Als das Gastmahl vorbei war, rief er seinen Sohn und ließ ihn schwören, bei dem Namen des großen Gottes der ganzen Welt, daß er nie reisen oder aus dem Lande gehen wolle. Dann überließ er ihm seinen ganzen Reichthum unter dieser Bedingung, ließ ihn zu diesem Zwecke eine Schrift vor Zeugen unterzeichnen, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, und gab dieselbe einem der Vornehmsten in Verwahrung.

Einige Jahre nach dem Tode des Vaters kam ein großes Schiff, mit köstlichen Waaren beladen, aus Indien. — Der Capitain fragte bei seiner Ankunft nach dem Vater des jungen Mannes; man antwortete ihm, daß dieser gestorben sei und einen Sohn hinterlassen habe, und führte ihn zu der Wohnung des Letzteren. Zu diesem sprach er: „Herr, ich habe großes Gut hierher gebracht, das Deinem Vater gehört, und es ist noch sehr viel von seinem Eigenthum zurückgeblieben; wenn Du mit mir kommen willst, so wirst Du im Stande sein, große Reichthümer zu erlangen und Alles wieder zu bekommen, was Deinem Vater gehört." — Der Sohn antwortete ihm, daß er nicht reisen dürfe, indem er seinem Vater einen Eid geleistet habe, nie aus dem Lande zu gehen. — Trotz dem Allen hörte der Capitain aber nicht auf, ihn täglich zu überreden, so daß er ihm zuletzt das Wort gab, mit ihm reisen zu wollen.

Darauf ging er zu den gelehrten Rabbinen seiner Zeit, um zu sehen, ob sie ihn seines Eides entbänden. Diese riethen ihm aber, nicht das Land zu verlassen. Seine Gier nach Reichthümern war jedoch so groß, daß

er durchaus nicht auf ihre Rathſchläge achtete, ſich en[d]lich entſchloß und mit dem Capitain abreiſte.

Als ſie nun mitten auf der See waren, ging d[as] Schiff entzwei, alle Waaren fielen ins Waſſer und d[ie] ganze Mannſchaft ertrank, der junge Mann ausgenommen, der ſich auf einer Planke rettete. Das Waſſ[er] warf ihn von einer Stelle an die andere, bis es ihn end[lich] an das Ufer ſchleuderte. Hier war er aber in G[e]fahr, zu verhungern, da er nichts zu eſſen fand, als d[as] Gras auf dem Felde, und nichts zu trinken, als ſüßes Waſſer.

Eines Tages näherte ſich ihm ein außerordentlich großer Adler und ſetzte ſich vor ihm nieder. — D[er] Jüngling, der ganz an ſeinem Leben verzweifelte, u[nd] nicht wußte, wo er war, beſann ſich wenig und beſtie[g] den Adler, der mit ihm davon flog und ihn in ein[em] bewohnten Lande niederſetzte, wo er ihn verließ. Da er ſah, daß er in einem bewohnten Lande war, ſo freute er ſich ſehr, und fragte ſogleich, wo der Oberrabbiner wohne. Alle Leute aber, die zugegen waren, verſpotteten und verwünſchten ihn, und ſagten, er müſſe ſterben, weil er den ſeinem Vater geleiſteten Eid gebrochen habe. Als er d[as]

hörte, war er sehr verwundert darüber, daß sie es wußten; er ging aber nach dem Hause ihres Häuptlings, welcher ihm befahl, in seinem Hause zu bleiben, bis ihm sein Recht widerfahre, weil alle Bewohner dieses Landes Mazikin wären, und ihn umbringen wollten, da er den Tod, des gebrochenen Eides halber, verdiene. „Deshalb," schloß er, „wenn sie Dich verurtheilen und Dich zur Hinrichtung führen wollen, so schreie laut und sage: Ich rufe um Gerechtigkeit zu Gott und dem Könige. Der König wird dann das Aeußerste thun, Dich aus ihren Händen zu befreien und Du wirst am Leben bleiben."

Demzufolge nun fanden sie ihn schuldig, als er vor ihrem Senat, ihrem Fürsten und Großen verhört wurde, und verurtheilten ihn zum Tode nach dem göttlichen Gesetz. Und als sie ihn hinausführten, hob er seine Finger auf vor Gott und vor des Königs Majestät.

Als sie das hörten, brachten sie ihn zum Könige, der ihn verhörte und ihm sagte, dem Rechte nach verdiene er den Tod. Aber dann fragte der König ihn, ob er Moses Gesetz studirt habe oder kenne, oder den Talmud und die verschiedenen großen Schriftsteller, und sah, daß

er sehr gelehrt sei und ein großer Rabbi, und es quälte ihn sehr, daß er ihn tödten lassen solle. Der König hat daher, sie möchten die Hinrichtung bis auf den folgenden Tag verschieben, weil er die Sache in nähere Betrachtung ziehen wolle. — Als sie das hörten, wurden sie Alle ruhig und gingen fort.

Am folgenden Tage kamen die Senatoren, Statthalter, Häuptlinge und alles Volk in der Stadt zusammen, um des Königs Urtheilsspruch zu hören und die Hinrichtung des Mannes zu sehen, was, wie sie meinten, ein sehr merkwürdiger Anblick für sie sein würde.

Während sie nun sämmtlich versammelt waren, ließ der König, ehe er aus dem Palaste ging, um das Urtheil zu sprechen, den Mann rufen und fragte ihn, ob er bei ihm bleiben und seinen Kindern das, was er wisse, lehren wolle; in diesem Falle solle das Aeußerste geschehen, um ihn zu retten. — Er antwortete, er sei dazu bereit. — Der König ging darauf aus dem Palast, setzte sich auf seinen Richterstuhl, berief alle Häuptlinge und alles Volk und sprach Folgendes zu ihnen:

„Es ist wahr, daß Ihr diesem Manne den Tod, den er verdient, zugesprochen habt, aber keine Regel ohne

Ausnahme; ich glaube nicht, daß seine Zeit gekommen ist, denn wäre es Gottes Wille, daß er sterben sollte, so wäre er mit der ganzen übrigen Mannschaft am Bord des Schiffes gestorben, und nicht, wie jetzt, davon gekommen. — War es wiederum Gottes Wille, daß er sterben sollte, so würde er nicht das Land erreicht, und ein Adler würde ihn nicht hieher zu uns getragen haben, auf gleiche Weise hat ihn Gott von Euch befreit, denn Ihr hättet ihn auch erschlagen können. So ist er aus mannichfachen und großen Gefahren errettet worden, und deshalb scheint es mir richtig, daß er am Leben bleibe; was nun die Sünde des gebrochenen Eides betrifft, so ist das zwischen ihm und Gott, der ihn dereinst dafür bestrafen wird. Er soll deshalb von uns freigesprochen werden, und ich befehle, daß ihn Niemand berühre, oder ihm Böses thue; wer ihn beunruhigt, der soll sterben."

Als sie diese Worte des Königs gehört hatten, erklärten sie Alle mit dieser Entscheidung zufrieden zu sein, und der Mann blieb im Hause des Königs und unterrichtete dessen Kinder. — Er brachte drei Jahre in dem Palaste zu, hochgeehrt von Jedermann und von dem Könige, seiner Talente und seines Wissens wegen, sehr geschätzt.

Nun trug es sich zu, daß der König genöthigt war, an der Spitze eines Heeres auszuziehen, um eine Provinz, die sich empört hatte, zu bekämpfen. Als er im Begriff stand, abzureisen, rief er den Mann, gab ihm alle Schüssel zu seinen Palästen und Schatzkammern und sagte zu ihm: „Du kannst Alles beschauen, was in dem Lande und in den Palästen ist; hier hast Du aber den goldnen Schlüssel eines Palastes, diesen hüte Dich zu öffnen, denn ich werde Dich an demselben Tage, an welchem Du es thust, erschlagen.“ Darauf befahl er dem Volke, ihn zu ehren und ihm zu folgen, nahm Abschied von ihm und reiste ab.

Als der König fort war, öffnete und untersuchte er alle Paläste und alle Merkwürdigkeiten, die so beschaffen waren, daß er dergleichen in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, und die größten Reichthümer in der Welt betrachtete er; kurz, er sah Berge auf Berge von den größten Diamanten, und viele andere höchst wunderbare Sachen. Als er aber Alles gesehen hatte, war er noch nicht zufrieden, und wollte mehr sehen. Da seine Begierde sehr groß war, so wollte er den andern Palast öffnen; und denkend, daß es ihm keinen Schaden brin-

gen könne, beſchloß er, es zu thun. Fünf oder ſechs Mal näherte er ſich demſelben und zog ſich immer wieder furchtſam zurück; endlich faßte er Muth und öffnete ihn.

Da waren ſieben Gemächer, eins bei dem andern, und jedes voll von merkwürdigen Sachen. Im ſiebenten Gemach war die Prinzeſſin mit andern Frauen, reich gekleidet und ſehr ſchön. Als ſie ihn erblickte, ſeufzte ſie und ſagte: „Mann! Du dauerſt mich! Wie biſt Du hieher gekommen? Wo iſt Deine Achtung vor dem Rathe meines Vaters, der Dich beſchwor, dieſen Pallaſt nicht zu öffnen, als er Dir die Schlüſſel zu ſeinen Pallästen und Schätzen gab und Dir ſtreng verbot, nicht hieher zu kommen? Wiſſe, daß mein Vater kommt und Dich ſicherlich erſchlägt. Willſt Du aber meinem Rathe folgen und mich ehelichen, ſo will ich Dich retten, Du mußt mir jedoch einen Eid leiſten, daß Du es thun willſt.“ Er erwiederte, er wolle es thun, ſchwur es ihr und gab es ihr handſchriftlich. Darauf ſagte ſie zu ihm: „Wenn Dich mein Vater fragt, warum Du den Pallaſt geöffnet haſt, ſo antworte ihm und ſage, Du wolleſt mich heirathen, und er wird Dich entkommen laſſen und Dich nicht erſchlagen.“

Kaum hatte ſie zu reden aufgehört, als der König in den Pallaſt trat, mit gezogenem Schwerdte, um ihn zu tödten. — Der Mann warf ſich auf die Erde und begann ihn zu bitten und ſagte, er wünſche die Prinzeſſin zu heirathen. Als der König das hörte, freute er ſich, daß er dableiben wolle und ſeinen Kindern all ſein Wiſſen lehren wolle; denn er war ſehr geſchickt. Er antwortete ihm deshalb, er wolle es ſeiner Tochter überlaſſen, ob ſie ihn nehmen wolle oder nicht. — Der König befragte dieſe nun und ſie antwortete: „Was mein König für mich thut, iſt wohl gethan.“ Da gab der König ſeine Einwilligung; der Contract wurde gemacht, allen Oberhäuptern der Stadt Nachricht gegeben und die Hochzeit zwei Monate ſpäter feſtgeſetzt.

Als die beſtimmte Zeit gekommen war, wurden alle Oberhäupter der Provinzen des Königreiches eingeladen und ein großes Feſt zur Feier der Hochzeit gegeben. So ſahen ſich die Liebenden zu ihrer großen Freude und Glückſeligkeit mit einander vermählt.

Als ſie nach dem Feſte Beide ſich allein befanden, ſagte ſie zu ihm: Siehe, ich bin nicht Deines Gleichen, und Du ſiehſt, Gott ſei Dank, daß mein Leib doch ohne

Fehl iſt; biſt Du jedoch, wiewohl wir öffentlich mit meines Vaters Einwilligung mit einander vermählt worden ſind, nicht geneigt, mit mir zu leben, ſo habe Deine Freiheit; Niemand ſoll es wiſſen; willſt Du aber mit mir leben, ſo ſchwöre, mich nie zu verlaſſen.

Er erwiederte, daß er wohl zufrieden mit Allem ſei, ſchwur es ihr, ſchrieb es auf Papier, unterzeichnete es und gab es ihr, und ſie lebten manches Jahr glücklich, wie Mann und Weib, und bekamen Kinder; ihr Erſtgeborner wurde Salomon, nach dem König Salomon, genannt.

Gleich nach der Hochzeit ließ der König ausrufen, daß ſein Schwiegerſohn der Zweite im Königreiche ſein, Urtheile ſprechen und diejenigen, die Strafe verdienten, beſtrafen ſolle. Dies geſchah mit allgemeiner Einwilligung der Großen des Landes.

Nach einigen Jahren aber wurde der Mann ſehr ängſtlich und tiefſinnig; ſeine Frau fragte ihn mehrere Male, was ihn quäle, aber er wollte es ihr nie ſagen; ſie redete ihm aber ſo lange zu, bis er es that, und ihr geſtand, daß er, wenn er ſeine Kinder anblicke, ſich ſeiner andern Kinder und ſeiner andern Frau erinnere, und ſich ſehne, dieſe noch ein Mal wieder zu ſehen. Sie er-

wiederte: „Mein theurer Gatte, laß Dich das nicht betrüben, denn wenn Du sie wiedersehen willst, so kannst Du sie sehen.“ Er entgegnete: „Wenn Du mir diese Gunst und Gnade erzeigen willst, so werde ich sehr dankbar sein.“ Sie fragte ihn, wie lange er bei seiner Frau und bei seinen Kindern zu bleiben wünsche, und er antwortete: „Drei Monate,“ aber sie sagte: „Nein, ich gebe Dir ein Jahr, unter der Bedingung, daß Du sogleich nach Ablauf dieser Zeit zu mir zurückkehrst.“ Er entgegnete: „Wenn Du mir diese Gunst erzeigst, so will ich Alles thun, was Du befiehlst.“ Sie sagte: „Schwöre einen Eid, daß Du Wort hältst.“ Da schwur er, schrieb es auf Papier und gab es ihr.

Nun rief sie einen ihrer Diener und befahl diesem, ihn so schnell wie möglich nach seinem Hause zu bringen; nach Verlauf weniger Minuten war er dort bei seiner Frau und seinen Kindern. — Der Diener fragte ihn darauf, ob er etwas an seine Herrin zu befehlen habe. Er erwiederte: „Ich habe nichts zu thun mit Dir und Deiner Herrin. Ich bin nun bei meiner Frau und meinen Kindern; ich kenne keine Andere und habe keine Botschaft für Dich.“

Der Diener kehrte zu seiner Gebieterin zurück und

dieſe fragte ihn, was ſein Herr geſagt habe und ob er ihm irgend einen Auftrag gegeben. Er antwortete: Herrin, wenn ich Dir ſage, was er geſagt hat, ſo glaubſt Du mir nicht." Sie drang nun in ihn und er ſagte Alles. Sie erwiederte: „Das hat nichts zu bedeuten."

Er blieb nun höchſt fröhlich bei den Seinen; nach Ablauf des Jahres aber ſandte ſeine Gattin einen Boten zu ihm, um ihn zurückzurufen, weil das Jahr verfloſſen war. Er antwortete aber, er käme nicht und habe nichts zu thun mit ihnen, da er ein Menſch ſei, und habe auch weiter nichts zu ſagen. Der Bote kehrte zurück und meldete es ſeiner Herrin; dieſe ſandte neue Boten von höherem Stande, indem ſie ſagte, dieſer Eine ſei nicht hinreichend geweſen. Er gab aber wieder dieſelbe Antwort. Sie ſandte noch Vornehmere, drei oder vier Mal, und war zuletzt genöthigt, ihren Sohn Salomon zu ſchicken. —

Als er ſeinen Sohn ſah, umarmte er ihn, und fragte ihn, was er wolle. Dieſer erzählte ihm, ſeine Mutter habe ihn geſendet, damit er mit ihm zurückkehre, und wolle er nicht, ſo würde ſie ſelbſt kommen und ſich an ihm rächen. Der Vater erwiederte, daß er nicht geſonnen ſei, ſein Haus zu verlaſſen und bei Weib und Kin-

dern bleiben wolle, die menſchliche Weſen wären, gleich ihm. Als nun der Sohn ſah, daß es kein Mittel gebe, ihn zu bewegen, kehrte er zu ſeiner Mutter zurück und erzählte ihr Alles. —

Die Mutter war nun genöthigt, ſelbſt mit einem großen Heere hinzukommen. Als ſie vor der Stadt anlangten, wo der Mann wohnte, ſagten ſie zu der Prinzeſſin, ſie wollten hineingehen und den Mann, der ihr Gatte ſei und alles Volk in der Stadt erſchlagen, aber ſie antwortete: „Nein, es hat keiner die Erlaubniß, einen Hebräer zu tödten, da dieſe, wenn ſie ſich ſchlafen legen, zu Gott beten, er möge ſie beſchützen und behüten vor allen Mazikin; deshalb haben wir weder das Recht, noch die Erlaubniß, ſie anzurühren, und wenn wir ihnen ein Leid zufügen, ſo werden wir von dem Gotte Israel's der die ganze Welt regiert, beſtraft. Deshalb bleibt Ihr hier vor der Stadt, und Morgen früh will ich mit meinem Sohne Salomon aufſtehen und nach der Schule der Rabbinen gehen und dem Sanhedrin, ob ſie mir Recht verſchaffen wollen; wollen ſie es nicht, ſo will ich mich ſelbſt an ihm und an ihnen rächen.“ Alle antworteten und ſagten: „Das iſt wohlgeſprochen.“

Am Morgen erhob ſie ſich mit ihrem Sohne Salomon und ging in die große Schule, wo das göttliche Geſetz gelehrt wurde. Die Männer rathſchlagten dort, als ſie eine Stimme laut ſchreien und ſagen hörten: „Gerechtigkeit vor Gott und vor Euch, an Solchem, meinem Gatten!“ und alle Leute erſchraken und waren erſtaunt, als ſie drei Mal dieſe Stimme hörten und Niemand ſahen. Sie ſchickten zu dem Manne, welcher kam und ihnen Alles erzählte und ſagte, er ſei nicht gewillt, mit ihr zu gehen. Sie hörten wieder die Stimme, welche rief: „Hier ſind ſeine Eide, von ihm unterſchrieben, welche er ſchwur und jedes Mal unterſchrieb.“ Darauf fielen drei beſchriebene Papiere vor ihnen nieder. Sie laſen ſie und fragten ihn, ob das ſeine Unterſchrift ſei. Er bejahte es. Darauf ſagten ſie zu ihm: Es wäre ſchlecht, ſo viele Eide zu brechen, und es ſei kein Ausweg, er müſſe mit ihr gehen, dahin, wo er ſo manches Jahr gelebt habe mit ihr, wo ſie ihn vom Tode gerettet und ihm Kinder geboren habe. „Was uns betrifft, ſo rathen wir Dir, mit ihr zu gehen, denn wenn Du es nicht thuſt, ſo wird es böſe werden; ſie iſt kein gewöhnliches Weib, ſondern eine Prinzeſſin, und verdient Be-

achtung, besonders da sie das Recht auf ihrer Seite hat.“ Er antwortete, er wolle ihr ihren Scheidebrief geben, aber sie erwiederte, das gezieme ihrer Ehre nicht. Kurz, er weigerte sich durchaus, mit ihr zu gehen.

Nach vielem Hin- und Herstreiten, und als sie sah, daß er sich nicht überreden lasse, sagte sie: „Herren! Ich bin Euch sehr verflichtet und dankbar, denn ich sehe, daß Ihr mir die Gerechtigkeit Gottes erzeiget, aber er will sie nicht annehmen. Ihr seid frei und die Sünde wird auf seiner Seele sein. — Deshalb, da nichts bei ihm hilft, bitte ich Euch, daß er sich von mir umarmen und mich Abschied von ihm nehmen lasse. Er erwiederte, das könne sie thun, aber sie zog ihm die Seele aus dem Körper, als er sie umarmte, und er fiel todt nieder.

Darauf sagte sie: „Hier ist sein Sohn Salomon, der einer der Curigen ist. Ich will ihm hinlängliche Reichthümer geben, und er soll erben mit den Kindern des andern Weibes, und Ihr werdet ihn unter Euch zu einem großen Rabbi machen; denn er ist sehr geschickt, wie Ihr das sehen könnt, wenn Ihr ihn befragt. Lebt wohl!“ so redend, schied sie mit ihrem Heere.

Die verheirathete Meermaid.

Mährchen der Shetlands-Inseln.

An einem schönen Sommerabende ging ein Einwohner von Unst auf dem sandigen Rande einer Boe spazieren. Der Mond hatte sich erhoben, und er sah bei dessen Licht eine Menge Unterirdischer, die eifrig auf dem weichen Sande tanzten. — Neben ihnen lagen mehrere Seehundsfelle auf der Erde.

Als der Mann sich den Tänzern näherte, hörten sie alle plötzlich auf, und eilten schnell wie der Blitz ihre Gewänder in Sicherheit zu bringen; dann sich ankleidend, sprangen sie als Seehunde in die See. Da nun der Shetländer die Stelle betrat, wo sie gewesen waren, und die Augen auf den Boden richtete, bemerkte er, daß sie eins von den Fellen, das gerade vor seinen Füßen

lag, zurückgelaſſen hatten. — Er ergriff es, trug es ſchnell fort und brachte es in Sicherheit.

Als er an's Ufer zurückkehrte, ſah er das ſchönſte Mädchen von der Welt; es ging auf und nieder, und beklagte in den traurigſten Tönen den Verluſt ſeines Seehundgewandes, ohne welches es nie hoffen konnte, wieder zu ſeinen Verwandten und Freunden unter dem Waſſer zurückzukehren, ſondern wider Willen auf der Oberwelt bleiben mußte.

Der Mann näherte ſich der Jungfrau, und verſuchte ſie zu tröſten; umſonſt, ſie wollte nicht getröſtet ſein. Sie bat ihn in den rührendſten Ausdrücken, ihr das Gewand zurückzugeben; aber der Anblick ihres holdſeligen Geſichtes, das die Thränen noch verſchönten, hatte ſein Herz verhärtet. — Er ſtellte ihr die Unmöglichkeit ihrer Rückkehr vor, daß ihre Freunde und Verwandten ſie endlich aufgeben würden, und ſchloß damit, daß er ihr ſein Herz und ſeine Hand antrug.

Da ſie fand, daß ihr nichts Anderes übrig blieb, willigte ſie zuletzt ein, ſeine Frau zu werden. Sie

wurden verehelicht und lebten manches Jahr mit einander, während welcher Zeit ſie mehrere Kinder zeugten, die außer einer dünnen Haut zwiſchen den Fingern und einer Beugung der Hand, wodurch dieſe Aehnlichkeit mit der Vorderpfote eines Seehundes bekam, keine weiteren Spuren ihrer ſeeiſchen Abkunft an ſich trugen, jene Merkmale charakteriſiren aber noch heutigen Tages die Abkömmlinge dieſer Familie.

Des Shetländers Liebe zu ſeinem ſchönem Weibe war unbegrenzt; ſie erwiederte hingegen ſeine Neigung nur ſehr kalt. Oft ſchlich ſie ſich allein fort, und eilte zum einſamen Strande, wo auf ein gegebenes Zeichen ein ſehr großer Seehund erſchien, mit dem ſie ſich ganze Stunden in einer unbekannten Sprache unterhielt; gewöhnlich kehrte ſie dann nachdenkend und traurig nach Hauſe zurück.

Jahre verſtrichen, und ihre Hoffnung die Oberwelt verlaſſen zu können, war faſt gänzlich verloſchen, als die Kinder zufällig eines Tages ein Seehundsfell hinter einem Haufen Getraide fanden. Erfreut über dieſe Beute, liefen ſie eifrig zu ihrer Mutter, ihr daſſelbe

zu zeigen. — Mit Entzücken betrachtete jene das Fell; denn sie erkannte ihr Gewand, dessen Verlust sie so betrübt hatte. Jetzt glaubte sie sich von allen Banden befreit, und war in Gedanken schon bei ihren Freunden unter den Wellen. — Eins nur gab es, das ihrer Wonne Fesseln anlegte. Sie liebte ihre Kinder zärtlich und sollte sie jetzt für immer verlassen. — Doch wogen diese die Lust, die ihrer wartete, nicht auf; deshalb umarmte und küßte sie sie, ergriff das Fell und eilte an den Strand.

Gleich nachher kam ihr Gatte heim und die Kinder erzählten ihm, was sich zugetragen hatte. Er errieth augenblicklich das Wahre, und eilte, von Angst und Liebe getrieben, ihr nach. — Doch kam er nur an, um zu sehen, wie sie in der Gestalt eines Seehundes, herab vom Felsen in die Fluth sprang. —

Der große Seehund, mit dem sie sich gewöhnlich zu unterhalten pflegte, gesellte sich alsbald zu ihr, wünschte ihr Glück zu ihrer Flucht, und beide verließen zusammen das Ufer. — Ehe sie aber schied, wandte sie sich zu ihrem Gatten, der in stummer Verzweiflung auf

dem Felsen stand, und dessen Trauer ihr Mitleid erregte. Lebe wohl! rief sie ihm zu, alles Glück mit Dir. — Ich habe Dich wahrhaft geliebt, so lange ich bei Dir war, aber meinen ersten Gatten liebte ich stärker.

Die Gräfin vom Quell.

Altbretonische Sage.

König Arthur war zu Caerleon am Usk und eines Tages saß er in seinem Gemache und bei ihm war Owain, der Sohn Kyners, und Gwenhwyvar und ihre Dienerinnen am Fenster, mit Nadelarbeit. Und wenn man sagen sollte, daß da ein Pförtner in Arthur's Palaste war, da war keiner. Glewlwyd Gavaelvawr war da, handelnd als Pförtner, Gäste und Freunde zu bewillkommnen und sie mit Ehre zu empfangen und sie von den Sitten und Gebräuchen des Hofes zu benachrichtigen, und die zu leiten, welche zur Halle kamen oder zum Empfangzimmer, und Diejenigen, welche kamen, um ihre Wohnung einzunehmen.

Im Mittelpunkte des Zimmers saß König Arthur auf

einem Sitze von grünen Binsen, über welche eine Decke gebreitet war von rothgelbem Taffet, und ein Kissen von rothem Taffet war unter seinem Elnbogen.

Darauf sprach Arthur: „Wenn ich dächte, daß Ihr mich nicht tadeln würdet," sagte er, so möchte ich schlafen, während ich auf mein Mahl warte; und Ihr könnt Einer den Anderen unterhalten mit der Erzählung von Geschichten und könnt eine Flasche Meth und etwas Fleisch von Kai bekommen." Und der König legte sich hin zu schlafen. Und Kynon, der Sohn Clydno's, forderte von Kai, was Arthur ihnen versprochen hatte. „Ich will aber auch die gute Geschichte haben, die er mir versprach", sagte Kai. „Nein!" antwortete Kynon, „hübscher wird es für Dich sein, zuerst Arthur's Geheiß zu erfüllen und dann wollen wir Dir die beste Geschichte erzählen, die wir wissen." Nun ging Kai in die Küche und in den Methkeller und kam wieder, eine Flasche Meth und einen goldenen Becher tragend und eine Hand voll Speiler, auf denen gekochte Schnitte Fleisch waren, dann aßen sie die Fleischschnitte und begannen den Meth zu trinken. „Nun", sagte Kai, ist's Zeit für Euch, mir eine Geschichte zu geben." — „Kynon", sagte

Owain, „bezahle Du Kai die Geſchichte, die ihm zukommt.“ — „Wahrlich“, ſagte Kynon, Du biſt älter und ein beſſerer Erzähler von Geſchichten, und haſt mehr wunderbare Dinge geſehen, als ich; bezahle Du daher Kai ſeine Geſchichte.“ — „Beginne Du ſelbſt“, entgegnete Owain, „mit dem Beſten, das Du weißt.“ — „Das will ich thun“, antwortete Kynon.

„Ich war der einzige Sohn meiner Mutter und meines Vaters und war außerordentlich hochſtrebend und meine Verwegenheit ſehr groß. Ich dachte, es ſei kein Unternehmen in der Welt zu mächtig für mich und nachdem ich alle Abenteuer vollbracht, die in meinem eigenen Lande waren, rüſtete ich mich und machte mich auf die Reiſe durch Wüſten und ferne Gegenden. Da traf es ſich endlich, daß ich in das ſchönſte Thal von der Welt kam, in welchem Bäume von gleichem Wuchſe waren, ein Fluß lief durch das Thal und ein Pfad war zur Seite des Fluſſes. Und ich folgte dem Pfade bis Mittag und ich ſetzte meine Reiſe durch den Reſt des Thales bis zum Abend fort, und am Ende der Ebene kam ich zu einem großen und glänzenden Schloſſe, an deſſen Fuße ein Bergſtrom war. Und ich näherte mich dem Schloſſe und

dort ſah ich zwei Jünglinge mit gelbem, lockigen Haar. Jeder hatte eine Stirnbinde von Gold auf dem Haupte und war gekleidet in ein Gewand von gelbem Taffet und ſie hatten goldene Spangen auf den Riſten. In Jedes Hand war ein elfenbeinerner Bogen mit den Sehnen des Hirſches beſpannt und ihre Pfeile hatten Schafte von Wallfiſchknochen und waren befiedert mit Pfauenfedern. Die Schafte hatten auch goldene Köpfe. Und ſie hatten Dolche mit goldenen Klingen und mit Griffen von Wallfiſchknochen. Und ſie ſchoſſen nach ihren Dolchen. Ein Stückchen Weges von ihnen ſah ich einen Mann in der Blüthe des Lebens, mit ſeinem Barte kürzlich geſchoren, gekleidet in ein Gewand und einen Mantel von gelbem Taffet und rund um die Spitze ſeines Mantels war eine Binde von goldenen Schnüren. An den Füßen hatte er Schuhe von buntem Leder, die mit zwei goldenen Buckeln befeſtigt waren. Als ich ihn ſah, ging ich auf ihn zu und begrüßte ihn, und ſeine Höflichkeit war ſo groß, daß er meinen Gruß ſogleich erwiederte, wie er ihn empfing. Und er ging mit mir nach dem Schloſſe. Nun gab es keine Bewohner im Schloſſe, als die, ſo in der Halle waren. Und da ſah ich vierundzwanzig

Fräulein, in Taffet ſtickend, an einem Fenſter. Und das ſage ich Dir, Kai, daß die am wenigſten Schöne von ihnen ſchöner war, als das ſchönſte Mädchen, das Du je geſehen auf der Inſel Britannien; und die am wenigſten Liebliche von ihnen war lieblicher als Gwenhwyvar, die Gattin Arthur's, als ſie am Lieblichſten erſchien bei dem Opfer am Weihnachtstage oder bei dem Oſterfeſt. Sie ſtanden auf, als ich kam, und ſechs von ihnen nahmen mein Pferd und entkleideten mich meiner Rüſtung, und ſechs andere nahmen meine Waffen und wuſchen ſie in einem Gefäß, bis dieſelben ganz glänzend waren. Und die dritten Sechs breiteten Tücher über die Tiſche und bereiteten Fleiſch. Und die vierten ſechs zogen mir meine ſchmutzigen Kleider aus und andere an; nämlich ein Unterkleid und ein Wamms mit feinem Linnen, und ein Kleid, und ein Ueberkleid und einen Mantel von gelbem Taffet mit einem breiten, goldenen Streif auf dem Mantel. Und ſie legten Kiſſen, ſowohl unter mich wie um mich herum mit Ueberzügen von rothen Linnen. Und ich ſetzte mich hin. Die ſechs Mädchen nun, die mein Pferd genommen hatten, zäumten es ab, als wenn ſie die beſten Knappen auf der Inſel Britannien geweſen

wären. Denn siehe, sie brachten Becken von Silber, in denen Wasser zum Waschen war, und Handtücher von Leinewand, einige grün und einige weiß, und ich wusch mich. Und in einer kleinen Weile setzte sich der Mann an den Tisch. Und ich saß neben ihm und weiter unten saßen alle die Mädchen, die ausgenommen, welche aufwarteten. Und der Tisch war von Silber und die Tücher auf dem Tische von Leinewand. Und kein Gefäß wurde auf den Tisch gebracht, das nicht entweder von Gold oder von Silber oder von Büffelhorn war. Und unser Fleisch wurde uns gebracht. Und wahrlich, Kai, ich sah da jede Art von Fleisch und jede Art von Getränk, die ich je irgendwo sah, aber das Fleisch und das Getränk wurden besser dort aufgetragen, als ich es je an irgend einem anderen Orte sah."

Bis die Mahlzeit halb vorbei war, sprachen weder der Mann, noch eins von den Fräulein ein einziges Wort zu mir; aber als der Mann bemerkte, daß es mir angenehmer sein würde, mich zu unterhalten, als noch etwas zu essen, so begann er mich zu fragen, wer ich sei. Ich sagte, ich sei froh zu finden, daß Jemand da sei, der sich mit mir unterhalten wolle, und daß es

nicht als ein großes Verbrechen an dem Hofe betrachtet würde, wenn die Leute mit einander die Unterhaltung pflögen. „Häuptling", — sagte der Mann — „wir würden früher mit Dir gesprochen haben, aber wir fürchteten, Dich während der Mahlzeit zu stören. Nun wollen wir jedoch mit einander reden". — Nun sagte ich dem Manne, wer ich sei und was die Ursache meiner Reise. Und sagte, daß ich suche, ob mir Jemand überlegen sei oder ob ich die Meisterschaft über Alle gewinnen könne. Der Mann sah mich an und lächelte und sagte: „Wenn ich nicht fürchtete, Dich zu sehr zu betrüben, so würde ich Dir das zeigen, was Du suchst." Darüber wurde ich ängstlich und kummervoll, und als der Mann das bemerkte, sagte er: „Wenn Du möchtest, daß ich Dir eher Deinen Nachtheil, als Deinen Vortheil zeige, so will ich es thun. Schlafe diese Nacht hier und am Morgen stehe früh auf und nimm den Weg aufwärts durch das Thal, bis Du den Wald erreichst, durch welchen Du hieher kamst. Etwas in den Wald hinein wirst Du einen Weg treffen, der zur Rechten abgeht, den mußt Du verfolgen, bis Du an einen weiten eingefaßten Platz kommst mit einem Erdhügel in der Mitte. Und Du

wirſt ſehen einen ſchwarzen Mann von großer Geſtalt auf der Spitze des Hügels: er iſt nicht kleiner von Geſtalt, als zwei von den Menſchen dieſer Welt. Er hat nur einen Fuß und nur ein Auge mitten auf der Stirn. Und er hat eine Keule von Eiſen, und es iſt gewiß, daß es keine zwei Menſchen in der Welt giebt, die nicht ihre Laſt an dieſer Keule fänden. Und er iſt nicht ein angenehmer Mann, ſondern im Gegentheil, er iſt entſetzlich häßlich und er iſt der Waldwart jenes Waldes. Und Du wirſt tauſend wilde Thiere um ihn her graſen ſehen. Frage ihn nach dem Wege aus dem Platz und er wird Dir kurz antworten und Dir den Weg zeigen, auf welchem Du finden wirſt, was Du ſuchſt."

„Und lang ſchien mir jene Nacht. Und am nächſten Morgen ſtand ich auf und rüſtete mich und beſtieg mein Pferd und ritt gerade durch das Thal nach dem Walde und folgte dem Kreuzwege, welchen der Mann mir beſchrieben hatte, bis ich zuletzt an den Platz kam. Und dort war ich drei Mal mehr erſtaunt über die Zahl von wilden Thieren, die ich ſah, als der Mann geſagt hatte, daß ich ſein würde. Und der ſchwarze Mann war da, ſitzend auf der Spitze des Hügels, hoch von Geſtalt,

wie der Mann mir gesagt hatte, daß er sei. Ich fand, daß er bei Weitem die Beschreibung übertraf, die er mir von ihm gemacht. Was die eiserne Keule betrifft, von der der Mann mir erzählt hatte, daß es eine Last für zwei Männer sei, so bin ich überzeugt, Kal, daß es eine schwere Last für vier Krieger sein würde, sie aufzuheben. Und sie war in des schwarzen Mannes Hand. Und er sprach nur mit mir zur Antwort auf meine Fragen. Dann fragte ich ihn, welche Macht er über jene Thiere habe. „Ich will Dir's zeigen, kleiner Mann," sagte er. Und er nahm seine Keule in die Hand und gab mit derselben einem Hirsch einen starken Schlag, so daß er heftig schrie und bei seinem Schreien kamen die Thiere zusammen, so zahlreich, wie die Sterne am Himmel, so daß es schwer für mich war, Raum auf dem Platze zu finden, um unter ihnen zu stehen. Da waren Schlangen und Drachen und verschiedene Arten von Thieren. Und er sah sie an und befahl ihnen zu gehen und zu fressen. Und sie beugten ihre Häupter und huldigten ihm, wie Vasallen ihrem Herrn."

„Darauf sagte der schwarze Mann zu mir: „Siehst Du nun, kleiner Mann, welche Macht ich über diese

Thiere habe?" Dann fragte ich ihn nach dem Wege; und er wurde sehr rauh in seiner Weise gegen mich; doch fragte er mich, wohin ich gehen wolle. Und als ich ihm gesagt hatte, wer ich sei und was ich suche, wies er mich zurecht. „Schlage," sagte er, „den Pfad ein, der nach der Spitze des Platzes führt und steige die waldige Höhe hinan, bis Du ihren Gipfel erreichst; und dort wirst Du finden einen offenen Raum, gleich einem weiten Thale, und in der Mitte desselben einen hohen Baum, dessen Zweige grüner sind, als die grünsten Fichtenbäume. Unter diesem Baum ist ein Quell und zur Seite des Quells eine marmorne Platte, und auf der marmornen Platte ein silbernes Becken, durch eine silberne Kette befestigt, so daß es nicht fortgetragen werden kann. Nimm das Becken und gieße ein Becken voll Wasser auf die Platte und Du wirst einen gewaltigen Donnerschlag hören, so daß Du glaubst, Himmel und Erde zittern vor seiner Wuth. Mit dem Donner wird ein so starker Schauer kommen, daß es Dir kaum möglich sein wird, ihn zu ertragen und zu leben. Und der Schauer wird von Schlossen sein. Und nach dem Schauer wird das Wetter schön werden, aber jedes Blatt, das auf dem

Baume war, wird von ihm abgeſchlagen worden ſein. Dann wird eine Flucht Vögel kommen und ſich auf dem Baume niederlaſſen und in Deinem eigenen Lande hörteſt Du nie ſo ſüßen Geſang, als den, den ſie ſingen werden. Und in dem Augenblicke, wo Du am meiſten entzückt ſein wirſt von dem Geſange der Vögel, wirſt Du ein Murmeln und Klagen das Thal entlang auf Dich zukommen hören.

Und Du wirſt einen Reiter ſehen auf einem kohlſchwarzen Pferde, gekleidet in ſchwarzen Sammet und mit einem Fähnlein von ſchwarzem Linnen auf ſeiner Lanze, und er wird auf Dich zureiten mit äußerſter Eile, um Dich anzugreifen. Fliehſt Du vor ihm, ſo wird er Dich einholen, und bleibſt Du dort, ſo gewiß wie Du ein berittener Ritter biſt, ſo wird er Dich zu Fuß zurücklaſſen. Und findeſt Du keinen Verdruß in dem Abenteuer, ſo brauchſt Du ihn während Deines ganzen übrigen Lebens nicht zu ſuchen."

So ritt ich weiter, bis ich den Gipfel der Höhe erreichte. Und dort fand ich jedes Ding, wie es der ſchwarze Mann mir beſchrieben hatte.

Und ich ritt bis zu dem Baum und unter demſelben

ſah ich den Quell und neben dieſem die Marmorplatte, und das ſilberne durch die Platte befeſtigte Becken. Da nahm ich das Becken und goß ein Becken voll Waſſer auf die Platte und darauf, ſiehe, kam der Donner, viel heftiger als mich der ſchwarze Mann ihn hatte erwarten laſſen; und nach dem Donner kam der Schauer; und in Wahrheit ſage ich Dir, Kai, daß es weder Menſchen noch Thiere giebt, die den Schauer aushalten und leben könnten. Denn keine von dieſen Schloſſen wurde aufgehalten, weder von dem Fleiſch, noch von der Haut, bis ſie den Knochen erreicht hatte. Ich drehte meines Roſſes Flanke dem Schauer zu und legte die Spitze meines Schildes über deſſen Kopf und Nacken, während ich den oberen Theil deſſelben über meinem Haupte hielt. Und ſo widerſtand ich dem Schauer. Als ich nach dem Baume ſah, war nicht ein einziges Blatt auf demſelben und dann wurde der Himmel klar, und ſiehe, dabei ließen ſich die Vögel auf den Baum nieder und ſangen. Und wahrlich, Kai, ich hörte nie einen Geſang dieſem ähnlich, weder vorher, noch nachher. Und als ich am Meiſten entzückt war, den Vögeln zuzuhören, ſiehe, da wurde eine murrende Stimme gehört durch das Thal, die ſich

mir näherte, und ſagte: O Ritter, was hat Dich hieher gebracht? Was habe ich Dir Böſes gethan, daß Du ſo gegen mich und meine Beſitzungen handelteſt, wie Du es heute thateſt? Weißt Du nicht, daß der Schauer in meiner Herrſchaft weder Menſchen noch Thiere am Leben ließ, die ihm ausgeſetzt waren?" Und darauf, ſiehe, erſchien ein Ritter auf einem ſchwarzen Roſſe, gekleidet in dunkelſchwarzen Sammet und mit einem Wappenrock von ſchwarzem Linnen angethan. Und wir griffen einander an und da der Angriff wüthend war, ſo dauerte es nicht lange, bis er mich aus dem Sattel gehoben hatte. Dann ſteckte der Ritter den Schaft ſeiner Lanze durch den Zügel meines Pferdes und ritt fort mit den beiden Pferden, mich laſſend, wo ich war. Und er kümmerte ſich nicht einmal ſo viel um mich, daß er mich gefangen nahm, noch beraubte er mich meiner Waffen. So kehrte ich des Weges zurück, auf welchem ich gekommen war. Und als ich den Platz erreichte, wo der ſchwarze Mann war, ſo geſtehe ich Dir, Kai, es war ein Wunder, daß ich nicht zu einem flüſſigen Pfuhl zerſchmolz, durch die Schaam, die ich bei des ſchwarzen Mannes Spott fühlte. Und in jener Nacht kam ich zu demſelben Schloſſe, wo

ich die vorige Nacht zugebracht hatte. Und ich wurde noch angenehmer aufgenommen diese Nacht als die vorige, und wurde besser bewirthet und unterhielt mich frei mit den Bewohnern des Schlosses, und Niemand von ihnen machte eine Anspielung auf meinen Zug nach dem Quell, und ich erwähnte es auch gegen Niemanden. Und ich blieb da die Nacht. Als ich am Morgen aufstand, fand ich fertig gesattelt einen dunkelbraunen Zelter, mit Nüstern, so roth wie Scharlach. Und nachdem ich meine Rüstung angelegt und meinen Segen dort zurückgelassen hatte, kehrte ich zu meinem eignen Hofe zurück. Und das Pferd besitze ich noch und es ist dort im Stall. Und ich erkläre, daß ich es nicht weggeben würde für den besten Zelter der Insel Britannien."

Nun, in Wahrheit, Kai, Niemand bekannte je ein Abenteuer so zu seiner eigenen Geringschätzung, und wahrlich es scheint mir sonderbar, daß ich nie, weder vorher noch nachher von irgend Jemandem, mich selbst ausgenommen, gehört habe, der dieses Abenteuer erkannte, und daß der Gegenstand desselben sich innerhalb König Arthurs Reichen befindet, ohne daß ein Anderer auf ihn stößt.

„Nun" — ſagte Owain — „wäre es nicht gut hinzugehen und zu verſuchen, den Ort zu entdecken?"

„Bei der Hand meines Freundes" — ſagte Kai — „oft äußerſt Du mit Deiner Zunge, was Du doch nicht gut machen würdeſt durch Deine Handlungen."

„Wahrhaftig" — ſagte Gwenhwyvar — „es wäre beſſer, Du würdeſt gehängt, Kai, als daß Du ſolche unhöflichen Reden führſt gegen einen Mann, wie Owain."

„Bei der Hand meines Freundes, gute Herrin" — ſagte Kai — „Dein Lob Owains iſt nicht größer, als das meinige."

Darauf wachte Arthur auf und fragte, ob er nicht ein Wenig geſchlafen habe.

„Ja, Herr," — antwortete Owain — „Du haſt eine Zeitlang geſchlafen."

„Iſt es Zeit für uns zum Eſſen zu gehen?"

„Es iſt Zeit, Herr!" ſagte Owain.

Darauf wurde das Horn zum Waſchen geblaſen und der König und ſein ganzer Haushalt ſetzten ſich zum Eſſen. Und als das Mahl geendet war, ging Owain nach ſeiner Wohnung und machte ſein Roß und ſeine Waffen fertig.

Am Morgen, als der Tag dämmerte, legte er seine Rüstung an und bestieg sein Roß und reiste durch ferne Länder und über wüste Berge. Und zuletzt kam er in das Thal, welches Kynon ihm beschrieben hatte, und er war gewiß, daß es dasselbe sei, welches er suchte. Und durch das Thal reitend, neben dem Flusse, folgte er dessen Lauf, bis er zu der Ebene kam und in's Angesicht des Schlosses. Als er sich dem Schlosse näherte, sah er die Jünglinge nach ihren Zeichen schießen, an der Stelle, wo Kynon sie gesehen hatte, und der gelbe Mann, dem das Schloß gehörte, stand dicht dabei. Und kaum hatte Owain den gelben Mann begrüßt, so begrüßte dieser ihn wieder.

Und er begab sich nach dem Schlosse und sah dort das Gemach, und als er in das Gemach getreten war, sah er die Jungfrauen an Stickereien arbeitend in goldenen Sesseln. Und ihre Schönheit und Lieblichkeit schienen dem Owain weit größer, als Kynon sie ihm dargestellt hatte. Und sie standen auf, Owain zu bedienen, wie sie dem Kynon gethan hatten. Und das Mahl, welches sie ihm vorsetzten, machte dem Owain mehr Vergnügen, als es dem Kynon gethan hatte.

Um die Mitte des Mahls fragte der gelbe Mann

Owain nach dem Gegenſtande ſeiner Reiſe. Und Owain machte ihn bekannt mit demſelben und ſagte: „Ich ſuche den Ritter, der den Quell bewacht.“ Darüber lächelte der gelbe Mann und ſagte, er zeige eben ſo ungern dem Owain das Abenteuer an, wie er es dem Kynon gethan. Doch beſchrieb er dem Owain das Ganze und ſie begaben ſich zur Ruhe.

Am nächſten Morgen fand Owain ſein Pferd von den Fräulein für ihn geſattelt und machte ſich auf und kam zu dem Platze, wo der ſchwarze Mann war. Und die Geſtalt des ſchwarzen Mannes ſchien dem Owain noch wunderbarer, als ſie dem Kynon erſchienen, und Owain fragte ihn nach ſeinem Wege und er zeigte ihm denſelben. Und Owain folgte dem Pfad, wie Kynon gethan hatte, bis er zu dem grünen Baum kam, und er ſah den Quell und die Platte neben dem Quell, mit dem Becken darauf. Und ſogleich kamen die Vögel und ſetzten ſich auf den Baum und ſangen. Und als ihr Sang Owain am Beſten gefiel, ſah er einen Ritter durch das Thal auf ihn zu kommen und er bereitete ſich, ihn zu empfangen; und er traf heftig mit ihm zuſammen. Nachdem ſie Beide ihre Lanzen zerbrochen hatten, zogen ſie ihre Schwerter und fochten Klinge an Klinge. Und

Owain verſetzte dem Ritter einen Hieb durch ſeinen Helm, das Kopfſtück und das Viſir und durch die Haut, und das Fleiſch und den Knochen, bis das Gehirn verwundet wurde. Da fühlte der ſchwarze Ritter, daß er eine tödtliche Wunde erhalten, worauf er ſeines Roſſes Haupt wandte und floh. Und Owain ſetzte ihm nach und folgte ihm dicht, obwohl er nicht nahe genug war, ihm mit dem Schwerte einen Hieb zu verſetzen. Darauf gewahrte Owain ein großes und glänzendes Schloß. Und ſie kamen zu dem Schloßthor. Und dem ſchwarzen Ritter wurde der Einlaß geſtattet, auf Owain aber ließ man das Porteoulis fallen, und dieſes traf ſein Roß hinter dem Sattel und hieb es entzwei und nahm die Räder von den Sporen mit, welche an Owain's Ferſen waren. Und das Porteoulis fiel bis auf den Boden hinab. Und die Räder von den Sporen und ein Theil des Roſſes blieb zwiſchen den beiden Thoren; das innere Thor war aber geſchloſſen, ſo daß Owain nicht fort konnte, und Owain war in einer verzweifelten Lage. Während er nun in dieſer Lage war, konnte er durch eine Oeffnung in dem Thore ſehen, daß ihm eine Straße gegenüber war, mit einer Reihe Häuſer zu beiden Seiten. Und

er ſah eine Jungfrau mit gelbem, lockigem Haar und einer Stirnbinde von Gold auf dem Haupte; und ſie war gekleidet in ein Gewand von gelbem Taffet und an ihren Füßen trug ſie Schuhe von buntem Leder. Und ſie näherte ſich dem Thor und verlangte, daß es geöffnet würde. „Der Himmel weiß es, Herrin," ſagte Owain, „es iſt mir eben ſo wenig möglich, es Dir von hier aus zu öffnen, als es Dir möglich iſt, mich in Freiheit zu ſetzen." — „Wahrlich," ſagte das Fräulein, es iſt ſehr betrübt, daß Du nicht erlöſt werden kannſt, und jede Frau müßte Dir zu Hulfe kommen, denn ich ſah nie Jemanden, der treuer wäre im Dienſte der Frauen, als Du. Als Freund biſt Du der aufrichtigſte und als Liebender der ergebendſte. Deshalb," fuhr ſie fort, „will ich thun, was in meiner Macht ſteht, Dich zu befreien. Nimm dieſen Ring und ſtecke ihn an den Finger, den Stein nach der Innenſeite der Hand. Und ſo lange Du ihn verbirgſt, wird er Dich verbergen. Wenn ſie zuſammen berathſchlagt haben, werden ſie herauskommen, um Dich zu holen und zu tödten; und ſie werden betrübt ſein, daß ſie Dich nicht finden können und ich will Dich erwarten dort auf dem Pferdeblock; und Du wirſt im Stande ſein mich zu ſehen, ob-

wohl ich Dich nicht ſehen kann; deshalb komm und lege Deine Hand auf meine Schulter, damit ich wiſſe, daß Du mir nahe ſeieſt. Und begleite mich auf dem Wege, auf welchem ich von hinnen gehen werde."

Darauf ging ſie fort von Owain und er that Alles, was die Jungfrau ihm geſagt hatte. Und das Volk des Schloſſes kam Owain zu ſuchen und ihn zu tödten, und als ſie nichts fanden, als nur die Hälfte ſeines Roſſes, da waren ſie tief betrübt.

Und Owain verſchwand unter ihnen und ging zu der Jungfrau und legte ſeine Hand auf ihre Schultern: ſie machte ſich auf den Weg und Owain folgte ihr, bis ſie an die Thür eines großen und ſchönen Gemachs kamen, und die Jungfrau öffnete dieſelbe und ſie gingen hinein und ſchloſſen die Thür. Und Owain ſah ſich im Gemache um und ſiehe, es war nicht ein einziger Nagel in demſelben, der nicht mit prächtigen Farben bemalt war, und es war da kein einziges Panneel, welches nicht verſchieden in Gold gemalte Bilder hatte.

Die Jungfrau zündete ein Feuer an und goß Waſſer in eine ſilberne Schaale und legte ein Handtuch von weißem Linnen über ihre Schulter und gab Owain Waſſer

zum Waschen. Dann stellte sie einen silbernen, mit Gold ausgelegten Tisch vor ihm hin; auf diesem war ein Tuch von gelbem Linnen. Und sie brachte ihm Speise. Und in Wahrheit, Owain sah nie irgend eine Art Fleisch, die dort nicht im Ueberflusse war, aber es war besser gekocht, als er es je an irgend einem andern Orte gefunden. Noch sah er jemals Speise und Trank so vortrefflich aufgestellt, wie dort. Und es war kein Gefäß da, aus dem er bedient wurde, das nicht von Gold oder von Silber war. Und Owain aß und trank bis spät am Nachmittage, als sie plötzlich ein gewaltiges Geschrei im Schlosse vernahmen, und Owain fragte die Jungfrau, was das für ein Geschrei sei. „Sie geben die letzte Oelung," sagte sie, „dem Edelmanne, welchem das Schloß zugehört." — Und Owain legte sich nieder zum Schlaf.

Das Lager, das die Jungfrau für ihn bereitet hatte, war passend für Arthur selbst; es war von Scharlach und Pelzwerk, und Taffet, und Zindel und feinem Linnen. In der Mitte der Nacht hörten sie ein lautes Wehegeschrei. „Was ist das wieder für ein Geschrei?" sagte Owain. — „Der Edelmann, dem das Schloß gehörte, ist nun gestorben," sagte die Jungfrau. Und ein

Wenig nach Tagesanbruch hörten ſie ein entſetzlich lautes Schreien und Klagen. Und Owain fragte die Jungfrau, was die Urſache davon ſei. „Sie tragen zur Kirche die Leiche des Edelmannes, dem das Schloß gehörte.“

Und Owain ſtand auf und kleidete ſich an und öffnete ein Fenſter des Gemaches und ſah nach dem Schloſſe; und er konnte weder die Grenzen noch die Ausdehnung des Heeres ſehen, das die Straßen füllte. Und ſie waren völlig bewaffnet und eine große Zahl Frauen war mit ihnen, ſowohl zu Pferde, wie zu Fuß, und alle Geiſtlichen in der Stadt, ſingend. Und es ſchien Owain, als hallte der Himmel wieder von der Heftigkeit ihres Schreiens und von dem Lärm der Trompeten und dem Singen der Geiſtlichen. In der Mitte des Gedränges ſah er die Bahre, über welche ein Schleier von weißem Linnen gedeckt war; und Wachskerzen brannten daneben und rund herum, und Keiner, der die Bahre trug, war niedriger an Rang als ein mächtiger Baron.

Nie ſah Owain eine Verſammlung ſo prachtvoll mit Taffet und Seide und Zindel. Und dem Zuge folgend, gewahrte er eine Dame mit gelbem Haar, das auf ihre Schultern hinabfiel, und ſie war mit Blut befleckt und

trug ein Gewand von gelbem Taffet, das zerriſſen war. An den Füßen hatte ſie Schuhe von buntem Leder. Und es war ein Wunder, daß die Spitzen ihrer Finger nicht zerquetſcht waren, von der Heftigkeit, mit welcher ſie die Hände zuſammenſchlug. Wahrlich, ſie wäre die ſchönſte Dame geweſen, die Owain je geſehen, wäre ſie in ihrer gewöhnlichen Weiſe geweſen. Und ihr Schreien war lauter, als das Geſchrei der Leute oder das Schmettern der Trompeten. Kaum hatte er die Dame erblickt, ſo entbrannte er in Liebe zu ihr, ſo daß dieſe ſich ſeiner ganz bemächtigte.

Darauf fragte er die Jungfrau, wer die Dame ſei. „Der Himmel weiß es," erwiederte die Jungfrau, „man kann ſagen, daß ſie die ſchönſte und die keuſcheſte und die freigebigſte und die edelſte der Frauen iſt. Und ſie iſt meine Herrin und heißt die Gräfin vom Quell, die Gattin deſſen, den Du geſtern erſchlugſt." — „Wahrlich," ſagte Owain, „ſie iſt die Frau, die ich am Meiſten liebe." — „Wahrlich," entgegnete die Jungfrau, „ſie wird Dich auch nicht wenig lieben." —

Darauf erhob ſich die Jungfrau, zündete ein Feuer an, füllte einen Topf mit Waſſer und ſtellte denſelben

hin, um ihn zu erwärmen; und sie brachte ein Handtuch von weißem Linnen und legte dasselbe um Owains Nacken; und sie nahm einen Becher von Elfenbein und ein silbernes Becken und füllte sie mit warmem Wasser, mit dem sie Owains Haupt wusch. Dann öffnete sie ein hölzernes Kästchen und nahm ein Rasirmesser heraus, dessen Heft von Elfenbein und auf welchem zwei Nieten von Gold waren. Und sie schor seinen Bart und trocknete seine Kehle mit dem Handtuche. Dann stand sie auf vor Owain und brachte ihm zu essen. Und wahrlich, nie hatte Owain ein so gutes Mahl, noch war er je so trefflich bedient worden.

Als er sein Mahl beendet hatte, brachte die Jungfrau sein Lager in Ordnung. „Komm her," sagte sie, „und schlafe, und ich will gehen und für Dich werben." Und Owain legte sich hin zu schlafen und die Jungfrau schloß die Thür des Gemaches hinter sich und ging nach dem Schlosse. Als sie dort ankam, fand sie nichts als Kummer, und die Gräfin in ihrem Gemache konnte vor Schmerz Niemandes Anblick ertragen. Lunet kam und grüßte sie, aber die Gräfin antwortete nicht. Und die Jungfrau beugte sich nieder zu ihr und sagte: „Was

fehlt Dir, daß Du heute Niemandem antwortest?" — „Lucy," sagte die Gräfin, „welcher Wechsel hat Dich befallen, daß Du nicht gekommen bist, mich in meinem Kummer zu besuchen? Es war unrecht von Dir und ich habe Dich reich gemacht; es war unrecht von Dir, daß Du nicht zu mir kamst bei meinem Jammer, das war unrecht von Dir." — „Wahrlich," sagte Lucy, „ich dachte, Deine gesunde Vernunft wäre größer, als ich finde, daß sie sei. Ist es recht von Dir, zu trauern um jenen guten Mann oder um irgend etwas sonst, das Du nicht haben kannst?" — „Ich erkläre zum Himmel," sagte die Gräfin, „daß es in der ganzen Welt keinen Mann giebt, ihm gleich." — „Nicht so," sagte Lucy, „denn ein häßlicher Mann würde eben so gut, oder besser sein, als er." — „Ich erkläre zum Himmel," sagte die Gräfin, „daß wenn es mir nicht widerstände, eine zum Tode zu verurtheilen, die ich erzogen habe, so ließe ich Dich hinrichten, weil Du vor mir solchen Vergleich gemacht hast. — Wie es nun ist, werde ich Dich verbannen." — „Ich freue mich," sagte Lucy, „daß Du keine andere Ursache hast, es zu thun, als die, daß ich Dir dienen wollte, wo Du nicht wußtest, was zu Deinem

Vortheil gereichte. Uebel treffe fortan Diejenige von uns, die den erſten Schritt thut, ſich mit der anderen zu verſöhnen; ſei es nun, daß ich mich um eine Einladung von Dir bewerbe, oder daß Du aus eigenem Antriebe zu mir ſendeſt, mich einzuladen."

Damit ging Lunet fort; und die Gräfin ſtand auf und folgte ihr bis zur Thür ihres Gemachs, und begann laut zu huſten. Und als Lunet ſich umſah, winkte ihr die Gräfin und ſie kehrte zu derſelben zurück. „In Wahrheit," ſprach die Gräfin, „ſchlecht iſt Deine Geſinnung, aber wenn Du weißt, was mir zum Vortheil gereicht, ſo erkläre es mir." — „Das will ich thun," ſagte ſie. „Du weißt, daß es Dir unmöglich iſt, ausgenommen durch Krieg und Waffen, Deine Beſitzungen zu bewahren; deshalb zögere nicht, Jemanden zu ſuchen, der ſie vertheidigen kann." — „Und wie kann ich das thun?" ſagte die Gräfin. — „Ich will es Dir ſagen," antwortete Lunet: „wenn Du nicht den Quell vertheidigen kannſt, kannſt Du Deine Herrſchaften nicht erhalten, und Niemand kann den Quell vertheidigen, ein Ritter von Arthurs Haushalt ausgenommen; und ich will an Arthur's Hof gehen, und Uebel treffe mich, wenn ich

von dort wiederkehre ohne einen Krieger, der den Quell beſchützen kann, ſo gut wie, oder ſelbſt beſſer als er, der ihn früher vertheidigte.“ — „Das wird ſchwer auszuführen ſein,“ ſagte die Gräfin. „Geh' jedoch und mache wahr, was Du verſprochen haſt.“ —

Lunet reiſte ab, unter dem Vorwande, an Arthur's Hof zu gehen; aber ſie kehrte zurück nach dem Gemache, wo ſie Owain gelaſſen hatte, und wartete da mit ihm ſo lange, als es gedauert haben würde, an König Arthur's Hof zu reiſen. Und am Ende der Zeit rüſtete ſie ſich und ging die Gräfin zu beſuchen. Und die Gräfin war ſehr erfreut, als ſie ſie erblickte, und fragte ſie, welche Neuigkeit ſie vom Hofe mitgebracht habe. — „Ich bringe Dir die beſte der Neuigkeiten,“ ſagte Lunet, „denn ich habe den Zweck meiner Sendung erreicht. Wann ſoll ich Dir den Häuptling vorſtellen, der mit mir hergekommen iſt?“ — „Bringe ihn morgen um Mittag zu mir,“ ſagte die Gräfin, und ich will veranlaſſen, daß die Stadt um jene Zeit verſammelt ſei.“

Und Lunet kehrte heim. Und am nächſten Tage um Mittag kleidete ſich Owain in ein Gewand und ein Obergewand und einen Mantel von gelbem Taffet, auf wel-

dem ein breiter Streifen von goldenen Schnüren war; und an den Füßen hatte er hohe Schuhe von buntem Leder, welche befeſtigt waren mit goldenen Spangen, in der Geſtalt von Löwen. Und ſie gingen zu dem Gemache der Gräfin.

Sehr froh war die Gräfin über ihr Kommen. Und ſie ſah Owain ſtarr an und ſagte: „Lunet, der Ritter hat nicht das Anſehen eines Reiſenden.“ — „Welches Leid liegt denn darin, Herrin?“ ſagte Lunet. — „Ich bin gewiß,“ ſagte die Gräfin, „daß kein anderer Mann als dieſer, die Seele aus dem Körper meines Herrn trieb.“ — „Deſto beſſer für Dich,“ verſetzte Lunet; „denn wäre er nicht ſtärker geweſen als Dein Herr, ſo hätte er ihn nicht des Lebens berauben können. Für Geſchehenes giebt es kein Mittel, ſei es wie es wolle.“ — „Geh zurück zu Deiner Wohnung,“ ſagte die Gräfin, „und ich will Rath pflegen.“

Am nächſten Tage ließ die Gräfin alle ihre Unterthanen ſich verſammeln und zeigte ihnen, daß ihre Grafſchaft ſchutzlos geworden ſei, und nur durch Roß und Waffen und kriegeriſche Gewandtheit vertheidigt werden könne. „Deswegen,“ ſagte ſie, „biete ich Euch Folgen-

des zur Wahl an, entweder nehme mich Einer von Euch, oder gebt mir Euere Einwilligung, daß ich mir anderswo einen Gatten wähle, um meine Beſitzungen zu beſchützen.“

So kamen ſie zu dem Beſchluſſe, daß es beſſer ſei, ſie bekäme die Erlaubniß, Jemanden anders woher zu heirathen; und darauf ſandte ſie zu den Biſchöfen und den Erzbiſchöfen, ihre Vermählung mit Owain zu feiern. Und die Männer der Grafſchaft huldigten Owain.

Und Owain vertheidigte den Quell mit Lanze und Schwert. Und dies iſt die Weiſe, in welcher er ihn vertheidigte. Wenn ein Ritter dahin kam, ſo hob er ihn aus dem Sattel und verkaufte ihn für ſeinen vollen Werth. Und was er ſo gewann, vertheilte er unter ſeine Barone und ſeine Ritter; und Niemand auf der ganzen Welt konnte beliebter ſein bei ſeinen Unterthanen als er es war. Und ſo geſchah es während des Zeitraums von drei Jahren.

Es traf ſich, daß als Gwalchmai eines Tages mit König Arthur auszog, er bemerkte, daß dieſer ſehr traurig und bekümmert ſei. Und Gwalchmai war ſehr betrübt, Arthur in dieſem Zuſtande zu ſehen, und fragte ihn, ſagend: „O mein Herr! was iſt Dir widerfahren?“

„Wahrlich, Gwalchmai," erwiederte Arthur, „ich bin betrübt wegen Owain, den ich nun ſeit drei Jahren verloren habe, und ich ſterbe gewiß, wenn das vierte Jahr vergeht, ohne daß ich ihn ſehe. Nun bin ich überzeugt, daß ich durch die Geſchichte, welche Kynon, der Sohn Clydno's, erzählte, ihn verlor." — „Du brauchſt nicht," ſagte Gwalchmai, „Dein ganzes Reich deswegen zu den Waffen zu rufen; denn Du ſelbſt und die Männer Deines Haushaltes werden im Stande ſein, Owain zu rächen, wenn er erſchlagen iſt; oder ihn zu befreien, falls er im Kerker, und ihn zu Dir zurückzubringen, ſo er am Leben iſt." — Und es wurde beſchloſſen, wie Gwalchmai geſagt hatte.

Nun bereiteten ſich Arthur und die Männer ſeines Haushalts zu gehen und Owain zu ſuchen, und ſie waren dreitauſend an der Zahl, ihre Diener abgerechnet. Und Kynon, der Sohn Clydno's, machte ihren Führer. Und Arthur kam zu dem Schloſſe, wo Kynon früher geweſen. Und als er dahin kam, ſchoſſen die Jünglinge noch an derſelben Stelle und der gelbe Mann ſtand dicht dabei. Als der gelbe Mann Arthur erblickte, grüßte er ihn und lud ihn ein auf das Schloß. Und Arthur nahm

ſeine Einladung an und ſie gingen zuſammen in das Schloß. Wie groß auch die Zahl ſeines Gefolges war, ſo wurde deſſen Gegenwart doch kaum bemerkt, ſo geräumig war daſſelbe. Die Jungfrauen ſtanden auf, um ihnen aufzuwarten. Und der Dienſt der Jungfrauen ſchien ihnen Allen jede Aufwartung, die ſie jemals angetroffen, zu übertreffen; ſelbſt die Pagen, die für die Pferde ſorgen mußten, wurden in jener Nacht nicht ſchlechter bedient, als es Arthur ſelbſt in ſeinem eigenen Palaſte geweſen wäre.

Am nächſten Morgen ritt Arthur fort, mit Kynon als Führer, und kam dahin, wo der ſchwarze Mann war. Und die Geſtalt des ſchwarzen Mannes überraſchte Arthur noch mehr, als ſie ihm dargeſtellt war. Und ſie kamen zu dem Gipfel der waldigen Höhe und zogen durch das Thal, bis ſie den grünen Baum erreichten; da ſahen ſie den Quell und das Becken und die Platte. Darauf kam Kai zu Arthur und ſprach zu ihm: „Herr!“ ſagte er, „ich weiß die Bedeutung von Allem dieſem und meine Bitte iſt, Du wollteſt mir erlauben, Waſſer auf die Platte zu gießen, und das erſte Abenteuer zu beſtehen, das ſich zutragen wird.“ — Und Arthur gab ihm die Erlaubniß.

Kai goß nun ein Becken voll Waſſer auf die Platte, und ſogleich kam der Donner und nach dem Donner der Schauer. Und ſolchen Gewitterſturm hatten ſie früher nie erlebt. Und viele von den Dienern, die in Arthur's Gefolge waren, wurden von dem Schauer getödtet. Nachdem der Schauer vorüber war, wurde der Himmel klar. Und als ſie nach dem Baume blickten, ſahen ſie ihn gänzlich ohne Laub. Darauf ließen ſich die Vögel auf den Baum hinab. Und der Geſang der Vögel war viel ſüßer, als irgend ein Geſang, den ſie je vorher gehört. Darauf gewahrten ſie einen Ritter auf einem kohlſchwarzen Pferde, gekleidet in ſchwarzen Taffet, raſch auf ſie zukommen. Und Kai ritt ihm entgegen und kämpfte mit ihm, und es dauerte nicht lange, ſo war Kai beſiegt. Und der Ritter entfernte ſich. Arthur und ſein Heer ſchlugen dort für die Nacht ein Lager auf.

Und als ſie ſich am Morgen erhoben, ſahen ſie das Kampfzeichen auf der Lanze des Ritters, und Kai kam zu Arthur und ſprach zu ihm: „Herr!“ ſagte er, „obgleich ich geſtern beſiegt wurde, ſo möchte ich doch gern, wenn Du es gut heißeſt, heute wieder mit dem Ritter kämpfen.“ — „Das magſt Du thun,“ ſagte Arthur.

Und Kai ritt wieder auf den Ritter zu. Und auf der Stelle beſiegte er Kai und gab ihm einen Stoß mit ſeiner Lanze gegen die Stirn, ſo daß ſie ſeinen Helm und das Kopfſtück durchbohrte und die Haut und das Fleiſch die Breite eines Speerkopfes bis auf den Knochen. Und Kai kam zu ſeinen Gefährten zurück.

Darauf kam der ganze Haushalt Arthur's vor, Einer nach dem Anderen, den Ritter zu bekämpfen, bis es nicht einen Einzigen mehr gab, den Jener nicht beſiegt hatte, Arthur und Gwalchmai ausgenommen. Und Arthur wappnete ſich mit dem Ritter zu kämpfen. „O Herr!" ſagte Gwalchmai, „erlaube mir erſt mit ihm zu ſtreiten." Und Arthur erlaubte es. Und er kam vor, dem Ritter zu begegnen, und hatte über ſich und ſein Pferd ein taffetnes Ehrenkleid geworfen, das ihm die Tochter des Grafen von Rhangyw geſendet, und in dieſem Gewande kannte ihn Niemand im Heer. Und ſie griffen einander an und ſie fochten den ganzen Tag bis zum Abend. Und Keiner von Beiden war im Stande, den Anderen aus dem Sattel zu heben.

Am nächſten Tage fochten ſie mit ſtarken Lanzen, und Keiner von Beiden konnte die Meiſterſchaft erlangen.

Und am dritten Tage fochten ſie mit außerordentlich ſtarken Lanzen. Und ſie waren vor Wuth entbrannt und fochten grimmig bis zum Mittage. Und ſie gaben Einer dem Anderen einen ſolchen Stoß, daß die Gurte ihrer Roſſe platzten, ſo daß ſie über die Kruppen ihrer Pferde auf die Erde fielen. Und ſie ſtanden raſch auf und zogen ihre Schwerter und begannen den Kampf von Neuem. Und die Menge, die ihr Kämpfen anſchaute, war verſichert, daß ſie nie zuvor zwei ſo tapfere oder ſo mächtige Männer geſehen. Und wäre es Mitternacht geweſen, ſo würde es hell geweſen ſein von dem Feuer, das aus ihren Waffen ſprühte. Und der Ritter gab Gwalchmai einen Hieb, der ihm den Helm vom Antlitz ſchlug, ſo daß Jener erkannte, es ſei Gwalchmai. Da ſagte Owain: „Gwalchmai, Herr! wegen des Ehrenkleides, das Dich einhüllte, erkannte ich Dich, meinen Vetter nicht; nimm mein Schwert und meine Waffen.“ — Da ſagte Gwalchmai: ‚Du, Owain, biſt der Sieger; nimm Du mein Schwert.“ Darüber ſah Arthur, daß ſie mit einander ſprachen und kam auf ſie zu. — „Arthur, mein Herr!“ ſagte Gwalchmai, „hier iſt Owain, der mich beſiegt hat und nicht meine Waffen nehmen

will." — „Herr!" ſagte Owain, „er iſt's, der mich beſiegt hat, und will nicht mein Schwert nehmen." — „Gebt mir Eure Schwerter," ſagte Arthur, „und dann hat Keiner von Euch den Anderen beſiegt." Da ſchlang Owain den Arm um Arthur's Nacken und ſie umarmten ſich. Und das ganze Heer eilte herbei, Owain zu ſehen und zu umarmen. Und es war faſt Gefahr des Lebens, ſo groß war das Gedränge.

Und ſie zogen ſich die Nacht zurück und am folgenden Tage rüſtete ſich Arthur zur Abreiſe. „Herr!" ſagte Owain, „das iſt nicht recht von Dir; denn ich bin dieſe drei Jahre von Dir fern geweſen, und während der ganzen Zeit, bis zu dem heutigen Tage, habe ich ein Mahl für Dich bereitet, wiſſend, daß Du kommen würdeſt, mich zu ſuchen. Verweile deshalb bei mir, bis Ihr, Du und Deine Diener, Euch von den Ermüdungen der Reiſe erholtet und geſalbt wurdet."

Und ſie begaben ſich Alle nach dem Schloſſe der Gräfin vom Quell, und das Mahl, deſſen Vorbereitung drei Jahre gedauert hatte, wurde binnen drei Monaten aufgezehrt. Nie hatten ſie ein köſtlicheres oder angenehmeres Mahl. Und Arthur rüſtete ſich zur Abreiſe.

Darauf ſandte er einen Abgeſandten zur Gräfin, Owain zu erlauben, mit ihm zu gehen, für den Zeitraum von drei Monaten, damit er ihn den Edeln und den ſchönen Frauen der Inſel Britannien zeigen könne. Und die Gräfin gab ihre Erlaubniß, obwohl es ihr ſehr ſchmerzlich war. So kam Owain mit Arthur nach Britannien. Und wie er erſt einmal wieder unter ſeinen Verwandten und Freunden war, blieb er drei Jahre, ſtatt dreier Monate bei ihnen.

Und als Owain eines Tages bei dem Mahle in der Stadt Caerleon am Uſk ſaß, ſiehe, da kam eine Jungfrau herein auf einem braunen Roſſe, mit einer krauſen Mähne und von Schaum bedeckt; und der Zaum und ſo viel man vom Sattel ſehen konnte, waren von Gold. Und die Jungfrau war in ein Gewand von gelbem Taffet gekleidet. Und ſie kam auf Owain zu und nahm ihm den Ring von ſeiner Hand. „So," ſagte ſie, „ſoll der Betrüger, der Verräther, der Treuloſe, der in Ungnade Gefallene und der Bartloſe behandelt werden." — Und ſie wandte ihres Roſſes Kopf und ritt fort.

Dann kam Owain ſein Abenteuer wieder in Erinnerung und er wurde traurig. Und da er ſein Mahl

geendet, ging er in seine eigene Wohnung und rüstete sich noch in derselben Nacht.

Und am nächsten Tage stand er auf, aber ging nicht an den Hof, sondern wanderte zu den entfernten Theilen der Erde und zu öden Bergen. Und er blieb da, bis seine ganze Kleidung zerrissen und sein Leib abgemagert und sein Haar lang gewachsen war. Und er ging umher mit den wilden Thieren und fraß mit ihnen, bis sie vertraulich mit ihm wurden. Aber zuletzt ward er so schwach, daß er ihnen nicht länger Gesellschaft leisten konnte. Da stieg er von den Bergen in das Thal hinab und kam in einen Wildgarten, der der schönste in der Welt war und einer verwittweten Gräfin gehörte.

Eines Tages lustwandelten die Gräfin und ihre Jungfrauen an einem See, der mitten in dem Wildgarten war. Und sie sahen die Gestalt eines Mannes. Und sie waren erschrocken. Trotz dem gingen sie aber doch auf ihn zu, und berührten ihn und betrachteten ihn. Und sie sahen, daß Leben in ihm war, obwohl er von der Sonnenhitze ohnmächtig geworden. Und die Gräfin kehrte zu dem Schlosse zurück und nahm eine Flasche voll köstlicher Salbe und gab sie einer ihrer Jungfrauen.

„Geh damit hin," sagte sie, „und nimm mit Dir jenes Pferd und Kleider, und stelle sie neben den Mann, den wir eben sahen. Und salbe ihn mit dem Balsam nahe dem Herzen; und wenn Leben in ihm ist, so wird er aufstehen durch die Kraft des Balsams. Dann gieb Acht, was er thun wird." —

Und die Jungfrau ging von ihr fort, und goß allen Balsam auf Owain aus und ließ das Pferd und die Kleider bei ihm und ging ein wenig seitwärts und versteckte sich, um ihn zu belauschen. Binnen Kurzem sah sie, wie er begann die Arme zu bewegen; und er stand auf und betrachtete sich und schämte sich über sein unscheinbares Aeußere. Dann erblickte er das Pferd und die Kleider, die neben ihm waren. Und er kroch fort, bis er im Stande war, die Kleider von dem Sattel herabzuziehen. Und er kleidete sich darein und bestieg mit Mühe das Roß. Da zeigte sich ihm die Jungfrau und grüßte ihn. Und er war erfreut, als er sie sah und fragte sie, in welchem Lande und auf welchem Gebiete er sei. „Wahrlich," sagte die Jungfrau, „einer verwittweten Gräfin gehört jenes Schloß; ihr Gatte hinterließ ihr bei seinem Tode zwei Grafschaften, aber heutzutage

hat ſie nur dieſe eine Wohnung, die ihr nicht entriſſen wurde von einem jungen Grafen, ihrem Nachbar, da ſie ſich weigerte, deſſen Gattin zu werden." — „Das iſt betrübt," ſagte Owain. Und er und die Jungfrau begaben ſich nach dem Schloſſe und er ſtieg dort vom Pferde, und die Jungfrau führte ihn in ein angenehmes Gemach und zündete ein Feuer an und verließ ihn.

Und die Jungfrau kam zu der Gräfin und gab ihr die Flaſche in die Hand. „Ha, Mädchen," ſagte die Gräfin, „wo iſt all der Balſam?" — „Habe ich nicht Alles gebraucht?" ſagte ſie. „O Mädchen," ſagte die Gräfin, „ich kann Dir das ſo leicht nicht vergeben; es iſt betrübt für mich, hundert und vierzig Pfund in köſtlicher Salbe an einen Fremden verſchwendet zu haben, den ich nicht kenne. — Indeſſen Mädchen, pflege ihn, bis er ganz hergeſtellt iſt."

Und das Mädchen that es, und verſah ihn mit Speiſe und Trank und Feuerung und Wohnung und Arznei, bis er wieder wohl war. Und in drei Monaten war er zu ſeiner vorigen Geſtalt wieder hergeſtellt und wurde ſelbſt hübſcher, als er je vorher geweſen.

Eines Tages hörte Owain einen großen Lärm und

Waffengeklirr im Schloſſe, und er fragte die Jungfrau nach der Urſache. „Der Graf," ſagte ſie, „von dem ich Dir erzählte, iſt mit einem zahlreichen Heere vor das Schloß gekommen, um die Gräfin zu unterjochen." Und Owain fragte ſie, ob die Gräfin ein Pferd und Waffen habe in ihrem Beſitz. „Sie hat die beſten Waffen auf der Welt," ſagte die Jungfrau. — „Willſt Du hingehen und ſie bitten, mir ein Pferd und Waffen zu leihen," ſagte Owain, „daß ich hin könne und nach dieſem Heere ſehen?" — „Das will ich," ſagte die Jungfrau.

Und ſie kam zu der Gräfin und erzählte ihr, was Owain geſagt hatte. Und die Gräfin lachte. „Wahrlich," ſagte ſie, „ich will ihm ſelbſt ein Pferd und Waffen für immer geben; ein ſolches Pferd und ſolche Waffen hatte er noch nie, und ich bin froh, daß er ſie heute nimmt, ſonſt möchten meine Feinde ſie gegen meinen Willen morgen bekommen, doch weiß ich nicht, was er damit thun ſollte."

Die Gräfin befahl ihm, ein ſchönes ſchwarzes Roß herauszuführen, auf welchem ein Sattel von Buchenholz war, und eine Waffenrüſtung für Mann und Pferd.

Und Owain wappnete ſich und beſtieg das Roß und ritt fort, begleitet von zwei ganz gerüſteten Pagen mit Roſſen und Waffen. Und als ſie ſich dem Heere des Grafen näherten, konnten ſie weder deſſen Ausdehnung, noch deſſen Ende ſehen. Und Owain fragte die Pagen, in welchem Gliede der Graf ſei. — „In jenem Gliede," ſagten die Pagen, „in dem vier gelbe Zähnlein ſind. Zwei davon ſind vor ihm und zwei hinter ihm." — „Nun," ſagte Owain, „kehrt Ihr um und erwartet mich neben dem Thorwege des Schloſſes!" So kehrten ſie um und Owain ritt vorwärts, bis er den Grafen traf. Und Owain zog ihn völlig aus ſeinem Sattel und wandte ſeines Roſſes Haupt nach dem Schloſſe, und obwohl es ihm Mühe koſtete, ſo brachte er doch den Grafen zu dem Thorwege, wo die Pagen ihn erwarteten. Und ſie ritten hinein. Und Owain machte den Grafen der Gräfin zum Geſchenk. Und ſagte zu ihr: „Siehe, eine Vergeltung für Dich, für Deinen geſegneten Balſam."

Das Heer lagerte rund um das Schloß. Und der Graf gab der Gräfin die beiden Grafſchaften wieder, die er ihr geraubt, als ein Löſegeld für ſein Leben, und für ſeine Freiheit gab er ihr die Hälfte ſeiner eigenen Be-

ſitzungen und all ſein Gold und ſeine Juwelen und noch Geißeln obendrein.

Und Owain nahm ſeinen Abſchied. Und die Gräfin und alle Unterthanen baten ihn zu bleiben, aber Owain zog es vor, durch ferne Länder und Wüſten zu wandern.

Und als er reiſte, hörte er ein lautes Schreien in einem Walde. Und es wurde zum zweiten und zum dritten Male wiederholt. Und Owain begab ſich nach der Stelle und ſah einen hohen felſigen Hügel mitten im Walde, an deſſen Seite ein grauer Felſen war. Und es war eine Spalte in dem Felſen und eine Schlange war innerhalb der Spalte. Und neben dem Felſen ſtand ein ſchwarzer Löwe, und jedes Mal, wo der Löwe verſuchte, dort fort zu gehen, fuhr die Schlange heraus ihn anzugreifen.

Und Owain zog ſein Schwert aus der Scheide und ritt auf den Felſen zu und als die Schlange herausfuhr, traf er ſie mit dem Schwerte und hieb ſie entzwei. Und er trocknete ſein Schwert und zog ſeines Weges wie zuvor. Aber, ſiehe! der Löwe folgte ihm und ſpielte um ihn herum, als ob er ein Jagdhund geweſen wäre, den Owain aufgezogen hätte.

So reiſten ſie den ganzen Tag hindurch bis zum Abend. Und als es Zeit für Owain war, ſich zur Ruhe zu legen, ſtieg er ab und ließ ſein Pferd frei laufen auf einer flachen und waldigen Wieſe. Und er ſchlug Feuer an und als das Feuer angezündet war, brachte ihm der Löwe Holz genug für drei Nächte. Und der Löwe verſchwand. Und gleich darauf kam derſelbe wieder, einen ſchönen fetten Rehbock tragend. Und er warf ihn nieder vor Owain, der damit auf das Feuer zuging. Und Owain nahm den Rehbock und zog ihm das Fell ab und ſteckte Schnitte von deſſen Fleiſch auf Speiler rund um das Feuer; das Uebrige gab er dem Löwen zu freſſen. Während er dies that, hörte er einen tiefen Seufzer in ſeiner Nähe und einen zweiten und einen dritten. Und Owain rief laut, um zu erfahren, ob der Seufzer von einem Sterblichen herrühre; und er erhielt Antwort, daß dies der Fall ſei. „Wer biſt Du?“ ſagte Owain. „Wahrlich,“ ſagte die Stimme, „ich bin Luned, die Dienerin der Gräfin vom Quell.“ — „Und was thuſt Du hier?“ ſagte Owain. — „Ich bin eingekerkert,“ ſagte ſie, „wegen des Ritters, der von Arthur's Hof kam und die Gräfin heirathete. Und er verwellte ein

kurze Zeit mit ihr, aber nachher reiſte er an Arthur's Hof und iſt ſeitdem nicht wiedergekehrt. Und er war der Freund, den ich am meiſten auf der Welt liebte. Und zwei von den Pagen der Kammer der Gräfin verriethen ihn und nannten ihn einen Betrüger. Und ich ſagte ihnen, daß ſie Beide zuſammen es nicht mit ihm aufnehmen könnten. Deshalb warfen ſie mich in den ſteinernen Kerker und ſagten, daß ich getödtet werden ſollte, wenn er nicht ſelbſt käme, mich zu befreien bis zu einem gewiſſen Tage; und dieſer Tag iſt nicht ferner als übermorgen. Und ich habe Niemanden zu ſenden, der ihn für mich aufſucht. Und ſein Name iſt Owain, der Sohn Urien's." — Und biſt Du gewiß, daß der Ritter, wenn er dies Alles wüßte, zu Deiner Befreiung herkommen würde?" — „Deſſen bin ich ganz gewiß," ſagte ſie.

Als die Fleiſchſchnitte gar geworden, theilte Owain dieſelben in zwei Theile, für ihn und für die Jungfrau; und nachdem ſie gegeſſen hatten, ſprachen ſie mit einander, bis der Tag dämmerte. Und am nächſten Morgen fragte Owain die Jungfrau, ob da irgend ein Ort ſei, wo er Speiſe und Aufnahme für die Nacht finden könne.

— „So iſt's, Herr!“ ſagte ſie, „geh über dort und halte Dich an der Seite des Fluſſes, und in kurzer Zeit wirſt Du ein großes Schloß ſehen, in welchem viele Thürme ſind. Und der Graf, dem das Schloß gehört, iſt der gaſtfreiſte Mann von der Welt; da kannſt Du die Nacht zubringen.“

Nie bewachte eine Schildwache ihren Herrn ſorgfältiger, als der Löwe in jener Nacht den Owain.

Und Owain ſattelte ſein Pferd und ritt durch die Fuhrt und kam zu dem Schloſſe. Und er begab ſich hinein und wurde ehrenvoll aufgenommen. Und für ſein Pferd wurde gut geſorgt und viel Futter vor daſſelbe geſtellt. Dann ging der Löwe hin und legte ſich nieder in des Pferdes Krippe, ſo daß Niemand im Schloſſe wagen durfte, ſich demſelben zu nahen. Die Behandlung, welche Owain dort zu Theil wurde, war ſo, wie er ſie noch nie vorher erfahren; denn Jeder war ſo kummervoll, als ob der Tod auf ihm gelegen hätte. Und ſie gingen zum Speiſen. Und der Graf ſaß neben Owain auf der einen Seite und auf der anderen des Grafen einzige Tochter. Und Owain hatte nie etwas Lieblicheres geſehen als ſie. Dann kam der Löwe und ſetzte ſich

zwiſchen Owain's Füße, und dieſer fütterte ihn mit jeder Art von Speiſe, die er ſelbſt nahm. Und Owain ſah nie etwas, das der Trauer dieſer Leute gleich kam.

In der Mitte des Mahls begann der Graf, Owain willkommen zu heißen. „Dann," ſagte Owain, „ſiehe! iſt es Zeit, heiter zu ſein." „Der Himmel weiß es," ſagte der Graf, „daß es nicht Dein Kommen iſt, das uns betrübt macht, ſondern wir haben Urſache genug zu Kummer und Sorge." — „Was iſt's?" ſagte Owain. — „Ich habe zwei Söhne," ſagte der Graf, „und geſtern gingen ſie nach den Bergen, um zu jagen. Nun iſt dort auf dem Berge ein Ungeheuer, das Menſchen tödtet und ſie verſchlingt. Und es ergriff meine Söhne. Und morgen iſt die Zeit, die es beſtimmt hat, hier zu ſein, und droht mir meine Söhne vor meinen Augen zu tödten, wenn ich ihm nicht dieſe meine Tochter ausliefere. Es hat die Geſtalt eines Mannes, iſt aber an Wuchs nicht kleiner als ein Rieſe."

„Wahrlich," ſagte Owain, „das iſt beklagenswerth. Und was willſt Du thun?" — „Der Himmel weiß es," ſagte der Graf; „es wird beſſer ſein, daß meine Söhne gegen meinen Willen erſchlagen werden, als daß ich ihm freiwillig meine Tochter überliefere, um ſie zu

mißhandeln und zu verderben." — Darauf sprachen sie von anderen Dingen und Owain blieb dort die Nacht.

Am nächsten Morgen hörten sie einen außerordentlich großen Lärm, der durch die Ankunft des Riesen mit den beiden Jünglingen verursacht wurde. Und der Graf war voll Sorge, sowohl sein Schloß zu beschützen, als auch seine beiden Söhne zu befreien, erfüllt. Nun legte Owain seine Rüstung an, und ritt fort den Riesen anzugreifen, und der Löwe folgte ihm. Und als der Riese sah, daß Owain bewaffnet war, stürzte er auf ihn zu und griff ihn an. Und der Löwe focht mit dem Riesen noch viel wüthender, als es Owain that. „Wahrlich," sagte der Riese, „es soll mir nicht schwer werden mit Dir zu kämpfen, wäre des Thier nicht bei Dir." Darauf brachte Owain den Löwen nach dem Schloß zurück, und schloß das Thor hinter ihm zu. Und dann kehrte er zurück, um mit dem Riesen wie vorher zu kämpfen. Und der Löwe brüllte sehr laut, denn er hörte, daß es Owain schlecht ging. Und er kletterte hinauf, bis er das Dach von des Grafen Halle erreichte, und von dort gelangte er auf das Dach des Schlosses und sprang hinab von den Zinnen und kam zu Owain. Und der Löwe gab-

dem Rieſen einen Schlag mit der Taze, der ihn von der Schulter bis zu der Hüfte zerriß und ſein Herz bloßlegte. Und der Rieſe fiel todt nieder. Darauf gab Owain die beiden Jünglinge ihrem Vater wieder.

Der Graf erſuchte Owain bei ihm zu bleiben, doch er wollte nicht, ſondern ritt fort nach der Wieſe, wo Lunet war. Und als er dahin kam, ſah er ein großes Feuer angezündet und zwei Jünglinge, mit wunderſchönem, lockigem, kaſtanienbraunem Haar, führten die Jungfrau, um ſie in das Feuer zu werfen. Und Owain fragte ſie, welche Anklage ſie gegen ſie hätten. Und ſie erzählten ihm von dem Vertrage, der zwiſchen ihnen war, wie die Jungfrau es in der vorigen Nacht gethan hatte. „Und," ſagten ſie, „Owain hat ſie verlaſſen, deshalb nehmen wir ſie, um ſie zu verbrennen." — „Wahrlich," ſagte Owain, „er iſt ein guter Ritter, und wenn er wußte, daß die Jungfrau in ſolcher Gefahr war, ſo wundere ich mich, daß er nicht kam, um ſie zu befreien. Aber wenn Ihr mich ſtatt ſeiner annehmen wollt, ſo will ich mit Euch kämpfen." — „Das wollen wir," ſagten die Jünglinge, „bei dem, der uns erſchaffen."

Und ſie griffen Owain an und ſetzten ihm hart zu.

Und da kam der Löwe zu Owain's Beiſtand, und die Beiden zuſammen wurden Meiſter über die Jünglinge. Und ſie ſagten zu ihm: „Häuptling, es wurde nicht ausgemacht, daß wir anders, als mit Dir allein fechten ſollten, und es iſt härter für uns mit dem Thiere da, als mit Dir zu fechten.“ Und Owain brachte den Löwen an den Ort, wo das Mädchen eingekerkert geweſen, und verrammelte die Thüre mit Steinen. Und er ging zurück mit den Jünglingen zu fechten, wie vorher. Und Owain hatte nicht ſeine gewöhnliche Kraft, und die beiden Jünglinge ſetzten ihm hart zu. Und der Löwe brüllte unaufhörlich, als er Owain in Gefahr ſah. Und er brach durch die Mauer, bis er einen Ausweg fand, und ſtürzte auf die beiden Jünglinge und tödtete ſie auf der Stelle. So wurde Luned vom Feuertode gerettet.

Nun kehrte Owain mit Luned nach den Beſitzungen der Gräfin vom Quell zurück. Und als er von dort fortzog, nahm er die Gräfin mit ſich an Arthur's Hof, und ſie war ſeine Gattin, ſo lange ſie lebte.

Und ſie nahmen den Weg, der zu dem Hofe des wilden ſchwarzen Mannes führte. Und Owain focht mit ihm, und der Löwe verließ Owain nicht, bis er ge-

ſiegt hatte. Und als er den Hof des ſchwarzen wilden Mannes erreicht hatte, trat er in die Halle und ſah vier und zwanzig Damen, die ſchönſten, die man ſehen konnte. Und die Kleider, die ſie anhatten, waren nicht vier und zwanzig Pfennige werth. Und ſie waren ſo traurig wie der Tod. Und Owain fragte ſie nach der Urſache ihrer Trauer. Und ſie ſagten: „Wir ſind die Töchter von Grafen, und wir kamen alle hieher mit unſeren Gatten, die wir herzlich liebten. Und wir wurden mit Ehren und Freuden empfangen. Und wir wurden in einen Zuſtand der Betäubung verſetzt, und während wir ſo waren, erſchlug der Teufel, dem dieſes Schloß gehört, unſere Gatten und nahm uns unſere Pferde und unſere Kleider und unſer Gold und unſer Silber. Und die Leichen unſerer Gatten ſind noch in dieſem Hauſe und viele andere mit ihnen. Und dies, Häuptling! iſt die Urſache unſeres Kummers, und wir ſind traurig, daß Du hieher gekommen biſt, denn Unglück könnte Dich treffen.“

Und Owain war betrübt, als er das hörte. Und er zog fort aus dem Schloſſe, und ſah einem Ritter ſich ihm nähern, der ihn auf eine freundliche und heitere

Weiſe begrüßte, als ob er ein Bruder wäre. Und dies war der wilde ſchwarze Mann. „Wahrlich," ſprach Owain, „nicht um Deine Freundſchaft zu ſuchen bin ich hier." — „Wahrlich," erwiederte Jener, „ſo ſollſt Du ſie auch nicht finden." — Darauf griffen ſie einander an und fochten wüthend. Und Owain beſiegte ihn und band ihm die Hände auf den Rücken. Da bat der ſchwarze Wilde Owain, ſein Leben zu ſchonen und ſprach alſo: „Owain! Herr! es wurde prophezeit, daß Du hieher kommen würdeſt und mich beſiegen, und Du haſt es gethan. Ich war ein Räuber hier und mein Haus eine Raubhöhle. Aber ſchenke mir mein Leben und ich will der Wärter eines Spinels werden für Schwache und für Starke, ſo lange ich lebe, zum Beſten Deiner Seele. Und Owain nahm ſeinen Vorſchlag an und blieb die Nacht da.

Und am nächſten Tage nahm er die vier und zwanzig Frauen mit ihre Pferde und ihre Kleider und was ſie beſaßen an Gütern und Juwelen, und zog an Arthur's Hof mit ihnen. Und wenn Arthur ſich freute, als er ihn ſah, nachdem er ihn das erſte Mal verloren, ſo war ſeine Freude nun noch viel größer. Und die von dieſen

Frauen, welche wünſchten, an Arthu's Hof zu bleiben, die blieben da: und die, ſo fortzuziehen begehrten, zogen fort.

Und von nun an weilte Owain an Arthur's Hofe, ſehr geliebt als das Haupt des Haushaltes, bis er fortzog mit ſeinem Gefolge: und das war das Heer von dreihundert Raben, welche Kenverchyn ihm hinterlaſſen. Und wohin immer Owain mit dieſen ging, da war er Sieger.

Dobrüná Rikititſch.

Ruſſiſches Mährchen. *)

Unter Wladimirs des Großen zahlreichen Gemahlinnen kam keine der bulgariſchen Prinzeſſin Milolika an Schönheit gleich. Ihre Augen glichen Falkenaugen, ihre Augenbrauen glänzten wie Zobel, und ihre Bruſt war weißer als Schnee. Auch liebte ſie Wladimir mit der größten Zärtlichkeit.

Sie wurde von Räubern der Wolga, nahe bei Boogord, der Hauptſtadt ihres Vaterlandes, geraubt, und die Räuber hielten ſie wegen ihrer ſeltenen Schönheit für würdig, unter die Beiſchläferinnen des Großfürſten aufgenommen zu werden. Sie führten ſie nach Kiew, dem Sitze des mächtigen Wladimir, und ſtellten ſie ihm vor.

*) Deutſch von Joh. Richter.

Wladimir, ein Kenner weiblicher Reize, war auf den ersten Blick von der wunderbaren Schönheit der bulgarischen Prinzessin bezaubert, und seine Liebe ward in Kurzem so mächtig, daß er sie zu seiner Gemahlin erhob, und allen seinen übrigen Weibern und Beischläferinnen den Abschied gab. Dieß rührte das Herz der stolzen Königstochter, und sie belohnte seine Zärtlichkeit mit treuer Gegenliebe.

Wladimir lebte nun ein paradiesisches Leben. Seine Siege hatten ihm Reichthum und Ueberfluß verschafft; ein langer Friede hatte den Wohlstand seines Landes vermehrt, seine Unterthanen liebten ihn wie ihren Vater, und Mirolikens Zärtlichkeit machte ihm die Erde zum Himmel.

Eines Tages, als er, mit seiner Gemahlin und seinen Bojaren, in seinen goldnen Gemächern, an seinen Tischen von Ebenholz, beim Mahle saß — er feierte das Gedächtnißfest eines glänzenden, über die Griechen erfochtenen Sieges — ertönte aus der Ferne der Schall eines Ritterhorns. — Da verstummte die Freude im hohen Saale. Der Großfürst und nach seinem Beispiele die Bojaren, schauten nachdenkend und kummervoll

auf den Boden. Nur Swätorad, der muntre Woiwode von Kiew, sprang auf hinter dem Tische von Eichenholz, ohne den Becher mit Wein, der vor ihm stand, zu leeren, und trat vor den Großfürsten. „Du bist", so sprach er, sich tief verneigend, „Du bist unser Vater und Herr, Du bist die Sonne des Ruhms; warum senkst Du das Haupt? warum macht Dich der Schall des Ritterhorns schwermüthig? Wenn nun auch ein feindlicher Ritter vor Deiner Hauptstadt Kiew erscheint, hast Du nicht tapfre Helden genug, die es mit Jedem aufnehmen können? Wohlan! sende Deine Herolde, daß sie fragen, wer es wagt, das Land der Russen zu befehden." —

Wladimir blickte freundlich auf den muntern Swätorad und antwortete Folgendes auf seine Rede: „Ich danke Dir für Deinen Eifer, guter Swätorad; aber meine Unruhe entspringt nicht aus Furcht. Ich habe Heere geschlagen, feste Städte überwältigt und Könige überwunden, wie könnte ich mich fürchten? Aber ich wünschte fortan meinen Unterthanen das Glück des Friedens zu erhalten, und das allein ist die Ursache, warum mich die Aufforderung zum Kampfe traurig machte.

Wenn es aber ſein muß, ſo will ich mich und mein Land vertheidigen. Gehe und ſende Herolde, zu fragen, wer es wagt, gegen Kiew zu treten? wer es wagt, Wladimir zum Kampfe zu fodern?" —

Sogleich verläßt der muntre Swätorad das goldne Gemach und eilt auf den geräumigen Hof. Hier wählt er unter den Herolden zwei der gewandteſten und ſchickt ſie aus, um Kunde über die Herausforderung einzuziehen. Die Herolde ſchwingen ſich auf ihre Roſſe und eilen in's freie Feld, wo ihre Blicke ſogleich auf ein ungeheures Zelt fallen, neben welchem ein Roß von ungewöhnlicher Größe weidet. Sobald ſie das Roß gewahr wird, ſtampft es mit den Hufen die Erde, und ruft mit ſtarker menſchlicher Stimme: „Erwache, mächtiger Drachenſohn, Tugarin erwache! Kiew ſendet Dir Boten." —

Dieß Wunder ſetzte die Herolde in Erſtaunen, das durch den Anblick des fremden Ritters noch außerordentlich vermehrt wurde. Sie ſahen einen Rieſen der ungeheuerſten Gattung aus dem Zelte treten, unter deſſen Schritten die Erde dröhnte. Doch verloren ſie nicht die Faſſung, und richteten ihren Auftrag aus, wie ſich's gebührte. „Wer biſt Du?" riefen ſie, nachdem ſie ſich

höflich verneigt hatten. „Wer bist Du, kühner Jüngling aus fremdem Lande? Wie ist Dein Name, und welches ist Dein Ruhm im Vaterlande? Bist Du ein Zar oder ein Zarewitsch? ein König oder ein Königssohn? oder bist Du sonst ein Ritter, dessen Namen die Sänger erheben? Uns sendet der unüberwindliche Fürst von Kiew, die Sonne des Ruhms, Wladimir, Dich zu fragen, wie Du es wagst, gegen Kiew zu treten? wie Du es wagst, ihn zum Kampfe zu fordern?" —

Diese Fragen verdrossen den Riesen und er gerieth in heftigen Zorn. Aus seinen Augen fuhren Blitze, seine Nase sprühte Funken und mit donnernder Stimme rief er den Herolden zu: „O ihr verächtlichen Wichte, wie könnt ihr's wagen, mir solche Fragen zu thun? Nur euer Heroldsstab schützt euch vor meinem Zorne. Geht zurück und sagt Eurem Fürsten, daß ich gekommen bin, seinen Kopf zu holen, um ihn dem großen Könige Irewul von Bulgarien zu bringen, der wegen des Raubes seiner Schwester Milolika auf ihn zürnt. Sagt ihm, daß ihn nichts retten kann, weder das Dunkel der Wälder, noch die Gipfel der Berge, und daß er seinen Kopf mit nichts lösen kann, weder mit Gold und Silber noch

mit Edelsteinen und Perlen. Wie ich heiße, und welches mein Ruhm im Vaterlande sei, braucht ihr nicht zu wissen; es wird genug sein, wenn ich euch zeige, was ich zu leisten vermag.“ Bei diesen Worten faßte er einen ungeheuern Stein, der nicht weit vom Zelte lag, und schleuderte ihn mit solcher Gewalt in die Luft, daß er einem kleinen unmerklichen Punkte glich. Voller Furcht und Entsetzen kehrten die Herolde nach Kiew zurück.

Sie traten vor den Großfürsten und erzählten, was sie gesehen und gehört hatten. Als Milolika, die gegenwärtig war, hörte, daß das Roß den fremden Ritter Jugarin, Drachentödter, genannt habe, ward sie bleich, und ein Thränenstrom ergoß sich über ihre Wangen. „Ach!“ rief sie, „wir sind verloren, theurer Gemahl! Nichts kann uns retten, als die Flucht nach dem heiligen Bug*). Jugarin ist ein unbesiegbarer Zauberer. Nur an den Ufern des Bug hört seine Zauberkraft auf. Dorthin laß uns fliehen!“ —

Wladimir suchte seine Gemahlin zu beruhigen. Er

*) Der Bug war den Slaven besonders heilig, und sein Wasser hatte die Kraft, jeden Zauber zu zerstören.

ſtellte ihr vor, daß ſeine tapfern Krieger und die Mauern des unüberwindlichen Kiew ihnen Schutz genug gewährten; aber Milolika war nicht zu beruhigen. „Du weißt nicht, theurer Gemahl," ſagte ſie unter Seufzern und Thränen, wie fürchterlich der Rieſe Tugarin mir und meinem Hauſe iſt, und wie ſehr er Dich jetzt haſſen muß, da er mein Bräutigam war und Anſprüche auf meine Hand macht. Wladimir bat Miloliken, ihm dieſe Räthſel zu löſen, und ſie erzählte ihm nun Folgendes:

„Ich bin die Tochter des bulgariſchen Königs Bogoris und der kaſariſchen Fürſtentochter Kuridane. Mein Geburtsort iſt die Stadt Schikotin, wo meine Eltern gewöhnlich den Sommer zubrachten. Da dieſer Ort an der Wolga liegt, ſo bietet er gute Gelegenheit zum Fiſchfange dar, an welcher Beluſtigung meine Mutter ein beſonderes Vergnügen fand.

Einmal, als mein Vater gegen ein benachbartes Volk zu Felde lag, ſuchte ſie ſich den Gram über ſeine Abweſenheit durch ihren gewöhnlichen Zeitvertreib zu verſcheuchen, und ließ die Netze über die Wolga ſpannen. Die Fiſche wurden mit Stangen zuſammengetrieben, und eine große Menge Kähne und Boote bedeckte den Fluß,

unter denen sich der Nachen meiner Mutter durch Pracht und Zierlichkeit vor allen andern auszeichnete. Umringt von ihren Frauen und Leibwächtern stand Kuridane in der Mitte des Nachens und sah dem Schauspiele des Fischfanges, das sie so sehr belustigte, mit Vergnügen zu; als auf einmal der jenseits des Flusses gelegene Berg mit einem schrecklichen Krachen auseinander borst. Jedermann wendete die Augen nach der Gegend hin und man sah einen Mann von rauhem und fürchterlichen Ansehn, auf einem mit zwei geflügelten Pferden bespannten Wagen von glänzendem Stahle aus der entstandenen Oeffnung herauskommen. Er fuhr gerade auf den Fluß zu, und als er an's Wasser kam, rollte der stählerne Wagen über die nasse Fläche, wie auf den festen Boden. Da man bemerkte, daß er auf den Nachen meiner Mutter zufuhr, so wurde ein Boot mit Herolden an ihn abgefertigt, die ihn fragen sollten: wie er es wage, sich der Fürstin ohne Erlaubniß zu nähern. Aber der wilde Mann, der ein mächtiger und boshafter Zauberer war, ließ die armen Herolde nicht zu Worte kommen. Er blies, so wie sie anfingen zu reden, auf das Boot und sogleich stürzte es um und begrub Alle, die sich darin

befanden, in den Wellen des Stromes. Bei diesem traurigen Anblicke griffen die Begleiter meiner Mutter zu den Bogen, und schickten einen Hagel von Pfeilen auf den Böswicht ab. Aber das war umsonst. Die Pfeile prallten von ihm zurück und fielen zerbrochen in's Wasser. Jetzt bemächtigte sich Aller die größte Bestürzung, die in Versteinerung überging, als er mit einem einzigen Zauberworte alle Kähne und die darauf befindlichen Menschen festbannte, daß sie unbeweglich standen, und nun mit ausgebreiteten Armen auf meine Mutter losfuhr und sie in seinen Wagen zu ziehen strebte. Aber eine unsichtbare Macht schien seine Kräfte zu lähmen. So oft er Kuridanen ergreifen wollte, so oft sanken auch seine Arme kraftlos nieder, und er mußte endlich von dem vergeblichen Beginnen abstehen. Er sprang nun in den Nachen meiner Mutter, warf sich vor ihr auf die Kniee, und bat in den stärksten und beweglichsten Ausdrücken um ihre Liebe. Er versprach ihr alle Schätze der Welt und das höchste irdische Glück, wenn sie seine heiße Liebe mit Gegenliebe belohnen, oder auch nur den Talisman ablegen wolle, den sie auf der Brust trug. Diesen Talisman, der Kuridanen rettete, hatte sie bei

ihrer Geburt von einer wohlthätigen Zauberin erhalten, und da ſie ſeine Kraft wohl kannte und den Zauberer gern los ſein wollte — denn wie hätte ihr treues Herz einen Andern als Bogoris lieben können? — ſo nahm ſie ihn aus der Kapſel heraus, welche ihn gewöhnlich verbarg, und hielt ihn dem Zauberer unter die Augen. Da fing der Unhold an, am ganzen Leibe zu zittern, und ſtürzte endlich, wie vom Blitze getroffen, zu Boden. Nur erſt, als Kuridane den Talismann wieder verſchloſſen hatte, erholte er ſich von ſeiner Betäubung. Er ſprang auf und beſtieg unter den fürchterlichſten Drohungen ſeinen ſtählernen Wagen. „Glaube nicht", ſchrie er ſchäumend vor Scham und Wuth, „glaube nicht, daß Du meinen Händen entgehen wirſt. Ich werde Dich beſitzen, und ich will Bogoris ſelbſt, durch die ſchrecklichſten Verwüſtungen ſeines Landes zwingen, Dich mir zu überliefern. Siehe, ich ſchwöre beim Tſchernebog*), daß ich entweder umkommen oder Dich beſitzen will. Bald ſollſt Du mich wiederſehen." Mit dieſen Worten verſchwand er.

*) Tſchernebog war bei den Slaven der Gott der Unterwelt, und man konnte nicht höher ſchwören, als beim Tſchernebog.

Kuridane kehrte darauf zurück, und da ſie in Schiketin, das ſo nahe an der Wohnung des Zauberers lag und unbefeſtigt war, nicht ſicher zu ſein glaubte, ſo ging ſie nach der feſten Stadt Boogord, wo ſie bekümmert auf den Ausgang des ſchrecklichen Abenteuers harrte.

Schon am folgenden Morgen erſchien auf den Fluren vor der Hauptſtadt ein furchtbares zweiköpfiges Ungeheuer, von Drachenart, das in der Sprache meines Landes Sylant genannt wird. Es fraß Heerden und Menſchen und verheerte mit ſeinem giftigen Hauche rund umher Alles. In Kurzem war die Gegend um Boogord eine Wüſte, und viele brave Krieger, die das Vaterland von dieſem Auswurf der Hölle zu befreien ſuchten, wurden Opfer ihrer Vaterlandsliebe und ihres Muthes. Alle Morgen erſchien der Sylant nahe bei der Mauer und brüllte mit gräßlicher Stimme folgende Worte: „Pegoris, gieb mir Kuridanen, oder ich mache Dein Land zur Wüſte!“ —

Als mein Vater von dem Unglück hörte, das ſeinem Volke und ſeiner geliebten Kuridane drohte, verließ er die Bahn des Sieges und kehrte eilig nach der Hauptſtadt zurück. Hier fand er Alles in Trauer, und in die

Umarmungen ſeiner treuen Gattin miſchten ſich bei aller Freude über ſeine Ankunft Thränen des Kummers. Aber was fühlte nicht ſein eigenes Herz, als er den Jammer ſah, den das Ungethüm über ſein Land verbreitet hatte! — Doch das Bitterſte war ihm noch vorbehalten. Bald nach dem erſten Sturme der Freude und des Jammers, den ſeine Rückkehr in den Herzen Aller und beſonders in Kuridanens Herzen erregte, erbot ſich dieſe edelmüthige Fürſten freiwillig zum Opfer für ihn und die guten Bulgarier. „Nein!“ rief Bogoris, eher will ich umkommen, eh' ich Dich verliere. Ich werde den Drachen beſtehen. Vielleicht verleihen mir die Götter den Sieg; und erlieg' ich im Kampfe, ſo ſterb' ich für Dich und das Vaterland.“ — Der edelmüthigſte Wettſtreit erhob ſich nun zwiſchen dem großmüthigen Paare. Jedes wollte ſich für das Andere in den gewiſſen Untergang ſtürzen. Endlich berief ſich Kuridane auf den Ausſpruch der Großen des Reichs, und Beide kamen überein, daß ſie den Streit entſcheiden ſollten.

Der König berief ſie, und kaum hatten ſie den Entſchluß Kuridanens vernommen, als ſie die Fürſtin mit

Dankſagungen und Lobſprüchen überhäuften. „Nur dieß," ſprach der älteſte unter ihnen, ein Greis von hundert Jahren, „nur Deine erhabene Aufopferung, Kuridane, kann uns und Bulgarien retten. Denn wenn Vogoris mit dem Sylant kämpfte und fiele — nur die Götter ſind unüberwindlich — würde dann unſer Unglück nicht noch größer ſein? Nein Fürſt! Du mußt Dich Deinem Volk erhalten, um die Wunden wieder zu heilen die der Drache geſchlagen hat. Nur Kuridane kann uns retten." — Alle Großen ſtimmten dem Greiſe bei und Vogoris war in Verzweiflung.

Es war Morgen, und die ſchrecklichen Worte: „Vogoris, gieb mir die Gattin!" tönten eben zum Palaſte herauf — da ſtand Kuridane muthig auf, umarmte den betäubten Gemahl und nahm auf ewig von ihm Abſchied.

Bei den Worten: auf ewig, ſank Vogoris bewußtlos nieder. So männlich ſeine Seele auch ſonſt war, ſo konnte ſie doch die Trennung von ſeiner geliebten Kuridane nicht tragen. Die großmüthige Gattin benetzte ihn mit Thränen und warf ſich endlich den Großen, die weinend um ſie her ſtanden, mit den Worten in die

Arme: „Führet mich, wohin ihr wollt. Ich bin bereit, Alles für den Gemahl und das Vaterland zu dulden.“ Man faßte sie nun ehrerbietig unter die Arme, um ihre wankenden Schritte zu unterstützen, und führte sie so eilig, als es bei ihrer Entkräftung möglich war, vor die Stadt. Unterdessen rauchten die Altäre, und Priester und Volk lagen im Staube und flehten zu den Unsterblichen um Rettung für ihre edle Fürstin.

Bald darauf, nachdem die Großen mit Kuridanen den Palast verlassen hatten, kam Vogeris wieder zu sich und als er sich allein sah, ahnete er sein Unglück, und seine Verzweiflung kannte nun keine Grenzen mehr. Er zog sein Schwert und war eben im Begriff, sich's in die Brust zu stoßen, um Kuridanen nicht zu überleben, als er eine Matrone von hohem und majestätischem Ansehn vor sich stehen sah, die seine aufgehobene Hand zurückhielt, und ihn also anredete: „Wie, Vogeris? Du verzweifelst? — Sei ruhig! der Sylant vermag Kuridanen nicht zu schaden. Der Talisman, den sie auf der Brust trägt, wird seine Macht immer und überall zu Schanden machen. Ich bin die Zauberin Tobrada, die Beschützerin Deiner Gattin, die ihr, wie Du weißt, je-

nen Talisman gleich nach ihrer Geburt umgehangen hat. Doch ist es jetzt nicht nöthig, Dir mehr von den Ursachen zu entdecken, die mich bewogen haben, sie mit diesem Schilde gegen Gefahr zu versehen. Ich sah nämlich bei ihrer Geburt voraus, daß sie von der Liebe eines mächtigen Zauberers, Saragur genannt, viel zu fürchten habe. Und da ich gerne so viel Gutes thue, als ich kann, so hing ich ihr einen Talisman um, der sie vor seiner ganzen Macht sichert, und der sie auch jetzt gegen den Sylant schützen wird, der eben dieser Zauberer Saragur ist. Denn als er sah, daß ich mich seiner Leidenschaft widersetzte und Kuridanen gegen ihn in Schutz nahm, so suchte er sich durch allerhand heimliche Tücken an mir zu rächen, so daß ich mich endlich genöthigt sah, ihn dafür zu züchtigen. Durch meine überlegene Macht schloß ich ihn in einen Berg an der Wolga ein, und band sein Schicksal durch die fürchterlichsten Zauberworte, die selbst Tschernebog fürchtet, an einen goldenen Fisch, den ich in die Tiefe der Wolga versenkte. Vermöge dieses Zauberwerks blieb Saragur so lange in seinem unterirdischen Gefängniß eingeschlossen, bis ein Sterblicher den goldnen Fisch herauszog; und erlangte er auf diese Weise dereinst

ſeine Freiheit, ſo konnte er ſich nur unter der Bedingung in irgend ein böſes und ſchädliches Thier verwandeln, daß er nie ſeine Geſtalt wieder erhielt und bald nach der Verwandlung das Leben verlor. Von ungefähr hatte ein Stör den goldnen Fiſch verſchlungen, und dieſer Stör wurde gerade an dem Tage gefangen, da Deine Gemahlin ſich mit dem Fiſchfange beluſtigte. Saragur ward nun frei, und der erſte Gebrauch, den er von ſeiner Freiheit machte, war ein Verſuch, Kuridanen, die er noch immer mit gleicher Leidenſchaft liebte, zu rauben. Da dieſer Verſuch durch die Kraft des Talismans vereitelt wurde und er überhaupt Kuridanens Widerwillen gegen ſich ſah, ſo ward er wüthend und verwandelte ſich in den Sylant, ungeachtet er wußte, was für Folgen das haben mußte. Der Raſende! Seine Stunde iſt gekommen. Und Du, Vegoris, biſt beſtimmt, ihn zu vertilgen. Empfange hier das Schwert des berühmten egyptiſchen Königs Seſoſtris aus meinen Händen. Es beſitzt die wunderbare Kraft, jeden Zauber zu zerſtören, und mit ihm wirſt Du den Zauberer erlegen, wenn er auch die ganze Hölle zu Hülfe rieſe. Nur merke noch Folgendes: Wenn Saragur und ſein Andenken ganz

von der Erde vertilgt werden soll, so mußt Du dem Eylant mit einem Streiche beide Köpfe abhauen. Gelingt Dir das nicht, und haueſt Du ihm nur einen Kopf ab, ſo verliert der Zauberer zwar immer auch das Leben, aber er entkommt zuvor noch in ſeine Höhle, wo er vor ſeinem Tode ein Ei legt, in welches ſeine ganze Zauberkraft übergeht, und aus ſeinem abgehauenen Kopfe entſteht ein ſteinernes Pferd, welches dann Leben erhält, wenn die unreinen Geiſter das Ei ausgebrütet haben, aus welchem der Rieſe Zugarin entſteht, der einſt Deinen Kindern ſehr gefährlich werden wird. Denn er erbt nicht nur von ſeinem Vater die ganze Macht zu ſchaden, wodurch Dieſer Dir und Deinem Lande ſo viel Unheil zugefügt hat, ſondern er wird auch Deine Tochter eben ſo heftig lieben, als Saragur Deine Gattin liebt. Dein Sohn Irewul wird ihm die Hand ſeiner Schweſter verweigern, und darauf wird er das Land ſo lange verwüſten, bis ihm die Hand Milolikens verſprochen wird. Auch ihn kann keine andere Waffe erlegen, als das Schwert des weiſen Seſoſtris, und ein Ritter, der, ohne geboren zu ſein, lebt, iſt beſtimmt, ihn damit zu tödten. Uebrigens hänge Du nur dieſes Schwert nach Deinem Siege

über den Sylant in Deiner Rüſtkammer unter den übrigen Schwertern auf; das Schickſal wird es, wenn es nöthig iſt, ſchon in die rechten Hände bringen. — Von alle dem, was ich Dir jetzt geſagt habe, entdecke niemandem etwas, als Deiner Gemahlin, und dieſe kann es einmal wieder ihrer Tochter entdecken.“ —

Nach dieſen Worten hüllte ſich Dobrada in eine roſenfarbene Wolke und verſchwand. Himmliſche Wohlgerüche füllten den Saal, und Vegeris fühlte ſich wie neugeboren. Aller Kummer war aus ſeiner Seele verſchwunden. Raſch ſchwang er ſich aufs Pferd, und eilte, die Gattin und das Vaterland von dem grauſamen Zauberer zu befreien.

Als er in's Freie kam, ſah er wie der Sylant auf Kuridanen losſtrebte, aber durch die Kraft des Talismans zurückgehalten, ſich ihr nie ganz nähern konnte. Vegeris entblößte ſein Schwert und ſprengte auf das Ungethüm los. Als es dieſen Gegner gewahr ward, goß es aus ſeinen beiden Schlünden Feuerſtröme auf ihn, die ihm aber nichts ſchadeten, da ihn das wunderbare Schwert des weiſen Seſoſtris ſchützte. Um dem Kampfe bald ein Ende zu machen, holte Vegeris aus und führte

einen mächtigen Streich nach den Köpfen des Ungeheuers, der sie gewiß beide vom Rumpfe getrennt, und so den Zauberer und sein Andenken für immer von der Erde vertilgt hätte, wenn nicht der Sylant in demselben Augenblicke, als der Streich fiel, in die Höhe gefahren wäre. Dieß rettete ihm einen Kopf. Der andere rollte auf die Erde und ward sogleich zu Stein. Fürchterlich brüllend erhob sich das Ungethum und flog nach seiner Höhle. Vogeris verfolgte es zwar, konnte es aber nicht einholen. Es verschwand in dem geborstenen Berge an der Wolga, der sich über ihm zutbat.

Mein Vater trauerte, daß es ihm nicht gelungen war, den bösen Zauberer mit seiner ganzen Brut zu vernichten; aber endlich behielt die Freude über die Rettung seines geliebten Weibes und des Vaterlandes die Oberhand über den Kummer. Er stellte die Zukunft den Göttern anheim, und nachdem er meiner Mutter die Weissagungen der guten Zauberin entdeckt hatte, hing er das Schwert des weisen Sesostris unter den übrigen Schwertern in seiner Rüstkammer auf.

Meine Eltern durchlebten nun den Rest ihrer Tage in ungestörter Ruhe und Zufriedenheit. Als ich heran-

gewachsen war, erzählte mir meine Mutter ihre Geschichte und entdeckte mir zugleich, was mir von dem Riesen Lugarin bevorstände. Dabei hing sie mir den Talisman um, den sie von Dobraden empfangen hatte. Bald darauf starben meine Eltern. Nach ihrem Tode lebte ich mehrere Jahre mit meinem Bruder in ungestörtem Frieden, bis sich auf einmal das Gerücht von einer seltenen Naturerscheinung verbreitete, die in der Nähe der Hauptstadt zu sehen sei. Der König, mein Bruder, begab sich selbst an den Ort, und ich begleitete ihn dahin. Man zeigte uns einen Stein, der von Stunde zu Stunde größer wurde, und immer mehr die Gestalt eines ungeheuren Pferdes bekam. Jedermann wunderte sich über dieses Spiel der Natur, wie man es nannte; aber mir fielen die Prophezeiungen Dobradens ein, die ich von meiner Mutter gehört hatte, und ich zweifelte nicht, daß die Zeit der Geburt Lugarins und meines Unglücks gekommen sei. Indem ich noch daran dachte, wurden wir durch ein Erdbeben erschreckt. Der nahgelegene Sylantberg — der seit der Zeit, als sich der Sylant dahin rettete, diesen Namen führte — that sich von einander, und ein Riese von ungeheuerer Größe trat daraus hervor.

Er ſchritt über die Wolga her und ging gerade auf das ſteinerne Pferd los. So wie er es mit der Hand berührte, ward es lebendig. Der Rieſe ſchwang ſich darauf und ſprengte gerade auf mich zu. Er wollte mich anfaſſen, aber ſchnell zog er die tölpiſchen Hände wieder zurück, als hätte er ſich verbrannt. Die Kraft des Talismans widerſtand ihm. Darauf wandte er ſich zu meinem Bruder und ſchrie mit gräßlicher Stimme: „Höre, Irewul! ich ſehe, daß ich Deine Schweſter nicht mit Gewalt rauben kann, und deshalb verlange ich, daß Du ſie überredeſt, mir freiwillig ihre Hand zu geben. Dazu geb' ich Dir drei Tage Friſt, und nach Verlauf dieſer drei Tage empfang' ich Miloliken aus Deinen Händen, oder ich mache Dein Land zur Wüſte." — Nach dieſen ſchrecklichen Worten entfernt' er ſich auf ſeinem coloſſaliſchen Pferde mit der Geſchwindigkeit des Blitzes.

Wir kehrten traurig nach der Stadt zurück, wo mein Bruder ſogleich den Rath zuſammen berief und ihm die Foderung des Rieſen und ſeine Drohungen vorlegte. Alle Stimmen vereinigten ſich dahin, daß man ein Heer gegen ihn aufbringen müſſe, das im Stande ſei, ſeine Drohungen zu vereiteln, da die Prinzeſſin abgeneigt ſei,

dem Riesen ihre Hand zu geben. In der Geschwindigkeit wurden zehntausend Bogenschützen und zweitausend gepanzerte Reiter ausgerüstet, die beim Anbruche des dritten Tages auszogen und sich in der Ebene der Stadt in Ordnung stellten, um den Riesen zu erwarten. Tugarin erschien bald, und sogleich drückten die Bulgaren ihre Pfeile und Spieße auf ihn ab; aber sie schadeten ihm eben so wenig, wie seinem Vater. Sie prallten von ihm zurück, wie von einem Felsen. Der Riese gerieth über diesen Angriff in einen wüthenden Zorn. „Wie," brüllte er, „Irewul sendet Truppen gegen mich? Ich muß also sein Feind sein? Wehe ihm, dem Unmächtigen?" — Und ohne Weiteres ergriff er die Reiter und Bogenschützen dutzendweise und verschlang sie, ein Dutzend nach dem andern, bis auf den letzten Mann. Darauf fing er an, Alles um die Stadt her zu verheeren. Menschen und Vieh verschlang der nimmer satte Schlund des Ungeheuers. Die Wohnungen der Menschen zerbrach er mit seinen gigantischen Fäusten. Ganze Wälder riß er mit der Wurzel aus der Erde, und Felder und Wiesen zertraten die Hufe seines ungeheuern Rosses.

Um dem allgemeinen Unglück ein Ende zu machen,

entſchloß ſich endlich mein Bruder, mich aufzuopfern. Unter bittern Thränen entdeckte er mir, daß er kein anderes Mittel kenne, ſich und ſein Land vom Untergange zu retten, als daß er meine Hand dem Rieſen verſpräche. Ich antwortete ihm nur durch Thränen, und zögernd fertigte er nun eine Geſandtſchaft an Zugarin ab, die ihn nach Voogerd einlud. Er kam. Stolz ſchritt er zum Thore der Stadt herauf, wo ihn Irenul und die Großen des Reichs erwarteten. — Ich war in Verzweiflung. Endlich fiel ich auf einen Ausweg. Ich verſprach dem Rieſen meine Hand, unter der Bedingung, daß er durch irgend eine wohlthätige Macht zuvor die Geſtalt und Größe eines gewöhnlichen Menſchen erhielte. Ich hoffte, daß dieß nicht ſobald geſchehen würde, und daß es mir vielleicht gelingen könnte, mich durch die Flucht zu retten. — Zugarin, den die Liebe zu mir verblendete, willigte ohne Verzug in dieſe Bedingung, und ſchwur beim Tſchernoboq, daß er nicht eher auf meinen Beſitz Anſpruch mache, bis mein Verlangen erfüllt ſei. — Er blieb nun in Voogerd und diente meinem Bruder mit vielem Eifer. — Bald darauf fand ich Gelegenheit, auf einem Spaziergange meinen Ränken und Aufſeherinnen

zu entwiſchen. Ich irrte einen ganzen Tag ohne Speiſe und Trank herum, bis ich endlich von Räubern der Wolga aufgehaſcht und an Deinen Hof geführt wurde.

Nach allem Dieſen, mein theurer Gemahl, beſchloß Milolika ihre Erzählung, nach allem Dieſen kannſt Du leicht denken, welche Gefahr Dir bevorſteht. Tugarin muß Dich haſſen, da Du mein Gemahl biſt. Seine Macht iſt groß, und niemand kann ihn überwinden, als der Ritter, welcher lebt, ohne geboren zu ſein. Keine Waffe kann ihn tödten, als das Schwert des weiſen Seſoſtris. Du mit allen Deinen tapfern Helden vermagſt nichts gegen ihn. Darum laß uns fliehen, theurer Gemahl! An den Ufern des heiligen Bug ſind wir ſicher; dort wirkt kein Zauber." —

Dieſe Erzählung Milolikens machte die ſtärkſten Eindrücke auf das Herz des Großfürſten; aber doch konnte er ſich nicht entſchließen, ſein Land zur Zeit der Noth zu verlaſſen, und überdieß ſchien ihm die Flucht vor einem einzigen Ritter, ſo ſehr Rieſe er auch ſein mochte, immer entehrend. „Wie?" rief er, „der Monarch, vor welchem der Orient zittert, deſſen Muth die ganze Welt bewundert, der ſollte zur Zeit der Gefahr

ſtehen, der ſollte mit aller ſeiner Macht vor einem einzelnen Manne flüchten? — Nein! lieber will ich hundert Mal des grauſamſten Todes ſterben!“ — Aber bei alle dem, wie ſollte er ſeine geliebte Miloſika beruhigen? Wie konnte er den fürchterlichen Rieſen beſtehen, da er weder ungeboren das Licht erblickt hatte, noch das Schwert des egyptiſchen Königs beſaß? — Dieſe Räthſel bekümmerten ſeine Seele. Doch löste ſein Verſtand das erſte gar bald. Er beſann ſich, daß der Kalk, mit welchem die Mauern Kiews erbaut waren, in dem heiligen Waſſer des Bug gelöſcht, und folglich dem Rieſen der Eingang in die Stadt verſperrt war. Dieß reichte hin, Miloſika zu beruhigen, die nun nicht länger auf der Flucht beſtand, da ſie ſah, daß ihr theurer Wladimir in Kiew eben ſo ſicher ſei, als an den Ufern des Bug. Denn was ſie ſelbſt betraf, ſo konnte ihr der Rieſe nirgends etwas anhaben, da ſie durch die Kraft des Talismans gegen alle ſeine Unternehmungen geſchützt wurde. Aber der Gedanke an den Kampf mit dem Rieſen beunruhigte den Großfürſten um ſo mehr. — „Wo iſt der ungeborne Sterbliche, der mit dem Schwerte des weiſen Seſoſtris

bewaffnet, den Zauberer Tugarin zu erlegen beſtimmt iſt?" —

Siehe, da ſprengt ein Ritter von kühnem und edlem Anſehen, bewaffnet mit einem köſtlichen Schwerte, angethan mit einem glänzenden Panzer, ohne Schild und Lanze in den Hof des Palaſtes. Er ſpringt vom muthigen Roſſe und giebt es dem flinken Knappen. Darauf ſchreitet er ſtolz die hohe Treppe hinauf zu den goldenen Gemächern des Großfürſten und tritt vor Wladimir mit folgender Rede: „Ich heiße Dobrünä Nikititſch, und komme, Dir zu dienen." — „Sei mir willkommen," antwortete der Großfürſt, „ſei mir willkommen, Dobrünä Nikititſch! Aber wie iſt es möglich, daß Du dem Rieſen Tugarin entgangen biſt, der die Wege nach Kiew beſetzt hält?" — „Tugarin?" verſetzte der Ritter; „ich fürchte ihn nicht, und längſt ſchon hätte ich ihm ſeinen großen Kopf vor die Füße gelegt, wenn ich nicht gewünſcht hätte, dieſe That vor Deinen Augen zu thun." — Der Großfürſt erſtaunte über die Reden des fremden Jünglings, und fragte ihn, ob es ſein Ernſt ſei, mit dem Rieſen zu kämpfen? — „Allerdings," ſagte Dobrünä, „und das iſt gerade die Urſache,

warum ich nach Kiew komme." — „Aber weißt Du auch, daß nur ein Ritter, welcher lebt, ohne geboren zu sein, den Zauberer überwinden kann?" — „Ich weiß es," erwiederte Dobrünä, „und dieser Ritter' bin ich." — „Hast Du aber auch das Schwert des Sesostris?" — „Hier ist es," antwortete Dobrünä, „indem er auf das Schwert an seiner Hüfte zeigte, und wenn Du mir erlauben willst, mächtiger Fürst, Dir meine Geschichte zu erzählen, so wirst Du finden, daß mich das Schicksal bestimmt hat, die Erde von dem Ungeheuer Jugarin zu befreien.

Der Großfürst ertheilte ihm diese Erlaubniß mit Freuden und Dobrünä hub also an:

„Zwar hab' ich Vater und Mutter gehabt, aber doch hab' ich das Licht der Welt erblickt, ohne geboren zu sein. Denn da meine Mutter mit mir schwanger ging, wurde sie auf einer Reise, die sie mit meinem Vater zu einer Verwandtin machte, von Räubern erschlagen. Ein Säbelhieb in den Unterleib hatte eine so große Oeffnung gemacht, daß ich herausfiel. Da auch mein Vater bei dieser Gelegenheit getödtet wurde und Niemand sich meiner annahm, so wäre ich wahr-

ſaeinlich umgekommen, wenn mich nicht die wohlthätige Zauberin Dobrada, die gerade dieſe Straße zog, gefunden und ſich meiner angenommen hätte. Sie nahm mich mit ſich und brachte mich auf die ſchöne Inſel im Ocean, die ſie gewöhnlich bewohnt, wo ſie mich mit der größten Sorgfalt erzog. Sie nährte mich mit Löwenmilch, tauchte mich täglich mehrere Male in die Wellen des Oceans, badete mich im Morgen- und Abendthaue, und übte mich Tag und Nacht durch Arbeiten und Entbehren. Durch dieſe Erziehung wurde mein Körper ſo ſtark, daß ich ſchon im zehnten Jahre meines Alters die ſtarkſten Bäume aus der Erde mit der Wurzel riß. Sechs Greiſe unterrichteten mich in allen zwei und ſiebenzig bekannten Sprachen und in der Fechtkunſt, worin ich ſolche Fortſchritte machte, daß ich in meinem funfzehnten Jahre alle ſechs Schwerter meiner Lehrer von mir abzuhalten im Stande war. Dobrada belohnte mich für meinen Fleiß mit dieſem glänzenden Panzer, den ich trage, welcher die Tugend hat, jede Gefahr, ſei ſie natürlich oder übernatürlich, von meinem Leibe abzuwehren.

Bald darauf redete mich die Zauberin, die ich wie meine Mutter ehrte und liebte, alſo an: „Dobrüna Ni-

„kitisch, Deine Erziehung ist vollendet, und es ist Zeit,
„daß Du in fremden Ländern durch ritterliche Thaten
„Ruhm und Ehre erwirbst. Ziehe aus, Du bist zu
„großen Dingen bestimmt. Zwar ist es mir nicht er-
„laubt, Dir die Zukunft ganz zu enthüllen; aber so viel
„kannst Du wissen, daß Du zu dem Besitze des wun-
„derbaren Schwertes des weisen Sesostris
„von Egypten gelangen wirst. So bald Du es fin-
„dest, wird das Schwert, das Du an Deiner Seite trägst,
„von selbst auf die Erde fallen, und jenes wird sich hin
„und her bewegen. Bemächtige Dich dann desselben ge-
„trost, denn Du bedarfst seiner, um demjenigen, in des-
„sen Rüstkammer Du es findest, und seinem ganzen Hause
„einen großen Dienst zu leisten. Du wirst nämlich da-
„mit einen mächtigen Zauberer und Riesen erlegen, der
„ihm viel Unheil zugefügt hat. — „Was Du etwa
„sonst noch zu Deiner Reise brauchst," fuhr sie fort,
„wird Dir dieser Ring verschaffen, den Du nur zu drehen
„brauchst, um jeden billigen Wunsch sogleich erfüllt zu
„sehen."

Darauf hieß sie mich ein Boot besteigen, in welches sie selbst nach mir stieg. Das Boot durchschnitt die

Wellen, wie ein Pfeil, und ich fiel bald in einen tiefen Schlaf. Wie lange unſere Reiſe gedauert hat, weiß ich nicht; denn als ich wieder erwachte, befand ich mich allein auf einer ſchönen Ebene, nicht weit von einer großen Stadt. Doch konnte mich Dobrada noch nicht lange verlaſſen haben, weil die himmliſchen Wohlgerüche, die ſie gewöhnlich umgeben, mich noch umduftten, und tief am öſtlichen Horizont ſah ich die roſenfarbene Wolke noch, die ſie überall umhüllt. Meine ganze Seele trauerte, als ich mich allein ſah; und bei dem Gedanken, daß ich nun von der weiſen und gütigen Dobradä getrennt ſei, die ich wie meine Mutter liebte, konnt' ich mich der Thränen nicht enthalten. Der nahe Wald hallte wieder von meinen Klagen, und ich wiederholte den Namen meiner gütigen Wohlthäterin unzählige Mal.

Endlich ermannte ich mich. Ich wünſchte mir ein Roß und einen Knappen, um als Ritter in die nahgelegene Stadt zu ziehen, und da ich bei dieſem Wunſche den ungefähr den Ring drehte, den ich von Dobraden erhalten hatte, und an deſſen Kraft ich mich kaum noch erinnerte: ſo ſah ich auf einmal einen Knappen mit zwei Roſſen neben mir, unter denen ich das ſchönſte und am

reichſten geſchmückte für mich wählte und das andere dem Knappen überließ. So ritt ich auf die Stadt zu.

Am Thore erfuhr ich, daß die Stadt Boogord heiße und die Hauptſtadt des bulgariſchen Reichs ſei. Irewul herrſchte in Boogord und der Rieſe Tugarin war an ſeinem Hofe. Er hatte ihm die Hand ſeiner Schweſter verſprechen müſſen, um die Verheerung ſeines Landes zu verhindern, das der Rieſe ſo lange verwüſtete, bis ihm Irewul die Hand der Prinzeſſin zuſagte.

Als ich vor dem Könige erſchien, gefiel ich ihm ſehr, und er nahm mich nicht nur in ſeine Dienſte, ſondern machte mich auch zum Wächter ſeiner Rüſtkammer, eine Würde, die eine der erſten am bulgariſchen Hofe iſt.

Tugarin zeigte von dem erſten Augenblicke an, da er mich ſah, den bitterſten Haß gegen mich; und da ich hörte, welches Unheil er, Irewul und ſeinem Lande zugefügt hatte, ſo zweifelte ich nicht, daß er der Rieſe und Zauberer ſei, den zu erlegen ich beſtimmt war. Nur fehlte mir noch das Schwert des Seſoſtris. Doch dauerte es nicht lange, daß ich auch dieſe unſchätzbare Waffe in meine Gewalt bekam.

Ich trat in die königliche Rüſtkammer, um die mir

anvertrauten Waffen zu beſehen, und kaum hatt' ich einen Schritt über die Schwelle gethan, als das Schwert, welches ich trug, auf die Erde fiel und unter einer großen Menge von Schwertern ſah ich eins ſich hin und her bewegen. Ich konnte nicht zweifeln, daß dies das wunderbare Schwert des egyptiſchen Königs ſei, mit welchem ich den Rieſen erlegen ſollte. Ich bemächtigte mich deſſelben mit um ſo viel größerer Zuverſicht, da ich dadurch den König Irewul von einem Feinde befreien konnte, der ihm und ſeinem Hauſe ſo gefährlich war. Ich gürtete es um die Hüften und hing das meinige dafür auf.

Von jetzt an floh mich der Rieſe Tugarin, da er wahrſcheinlich durch ſeine Zauberkunſt wußte, daß ich das Schwert in meiner Gewalt habe, das ihm ſo fürchterlich war, und in Kurzem verſchwand er aus Peogord, nachdem er zuvor dem Könige geſagt hatte, er zöge aus, um Miloliken zu ſuchen, die von Räubern geraubt worden war.

Sogleich nahm auch ich Urlaub vom Könige und machte mich auf, den Rieſen zu verfolgen. Unterwegs erfuhr ich, daß er nach Kiew gezogen ſei, wo Milolika als ſeine Gemahlin lebe. Ich eilte ihm nach, und

komme nun, wie ich ſehe, eben noch zu rechter Zeit, um Unglück zu verhüten. Ich erwarte nur Deine Erlaubniß, mächtiger Furſt, zum Kampfe mit Deinem und meinem Feinde.

Bei dieſen Worten ließ ſich Dobrünä auf ein Knie vor dem Großfürſten nieder, und dieſer ſtand von ſeinem Stuhle auf, nahm die goldene Kette von ſeinem Halſe und hing ſie dem Ritter mit folgenden Worten um: „Dieſes Zeichen meiner Gnade ſei Dir ein Beweis, Dobrünä Nikititſch, wie ſehr ich mich freue, einen ſo wackern Ritter in meinem Dienſte zu haben. Morgen bekämpfſt Du den Rieſen, und ich zweifle nicht, daß Du den Sieg davon tragen wirſt.“ — Darauf befahl er, dem Ritter ein Gemach in ſeinem Palaſte anzuweiſen, und ihm alle gebührende Ehre zu erzeigen. Dobrünä ſtattete dem Großfürſten für ſo viele Gnade ſeinen Dank ab und beurlaubte ſich, um von den Beſchwerden der Reiſe auszuruhen und Kräfte zum morgenden Kampfe zu ſammeln.

Unterdeſſen gingen auf Wladimir's Befehl die Ausrufer in Kiew umher und riefen das Volk für den folgenden Tag auf die Mauern, um Zeuge des Kampfes

zwiſchen dem Ritter und dem Zauberer zu ſein, und die Prieſter brachten den Göttern feierliche Opfer dar, um Segen für Kiew und den Ritter gegen den böſen Zauberer und die hölliſchen Mächte, die ihm beiſtanden, zu erflehen.

Kaum hatte die purpurfarbene Simzerla *) ihr feuriges Gewand über den Himmel gebreitet und die Bahn des großen Weltlichts mit ihren tauſendfarbigen Feuern geſchmückt, als das ungeduldige Kiew ſchon auf die Mauern ſtrömte, um das große Schauſpiel nicht zu verſäumen. Der Großfürſt mit ſeiner Gemahlin und allen Großen des Reichs beſtieg ein beſonders in der Eile zu dieſer Feierlichkeit erbautes Gerüſt über dem großen Thore der Stadt, und harrte auf die Ankunft des Ritters, den er noch ſelbſt vor ſeinem Auszuge mit dem Wunderwaſſer des göttlichen Bug beſprengen wollte.

Endlich kündigte der Schall der Trommeln und Hörner die Ankunft des Ritters an. Zehntauſend gepanzerte Reiter ritten mit erhobenen Lanzen vor ihm her und ſtellten ſich vor dem Thore in zwei Reihen. Nach

*) Simzerla war die Aurora der Slawen.

ihnen kam der Ritter in ſeinem glänzenden Panzer, mit dem koſtbaren Schwerte des Seſoſtris bewaffnet, auf einem reichgeſchmückten Streitroß. Das Volk bewillkommte ihn mit einem Freudengeſchrei, und die Reiter ſchlugen mit ihren Lanzen zuſammen, als er vor dem Thore erſchien. Mit edlem Anſtande und ritterlichem Weſen wendete er ſein Roß und grüßte den Großfürſten durch dreimalige Neigung des Schwertes. „Großer Beherrſcher Rußlands," hub er an, „auf Deinen Befehl zieh' ich aus, um den Zauberer und Rieſen Lugarin zu bekämpfen, der ſich erkühnt hat, Dich zum Kampfe zu fodern." — „Ziehe hin," antwortete Wladimir, „ziehe hin, tapfrer Jüngling, und bekämpfe in meinem Namen den böſen Zauberer! Die Götter mögen Dir Sieg verleihen!" — Bei dieſen Worten beſprengte er den Ritter und ſein Roß mit dem Waſſer des heiligen Bug, und Dobrunä ſprengte durch die Reihen der Reiter mit verhängtem Zügel nach dem weißen Zelte, begleitet von dem Jauchzen und den Segenswünſchen der Zuſchauer.

Der Rieſe, den das ungewöhnliche Geräuſch der Trommeln und Hörner und das Freudengeſchrei des Volks erweckt hatte, ſaß ſchon zu Pferde und war eben

im Begriff, näher an die Stadt zu reiten, um zu ſehen, was es gäbe, als er den Ritter auf ſich zukommen ſah. Und da er in ihm den fürchterlichen Wächter der Rüſtkammer des bulgariſchen Königs erkannte, der im Beſitze des wunderbaren Schwertes war, ſo ſtieß er ein fürchterliches Geheul aus. Schäumend fluchte er Göttern und Menſchen, und jagte mit ausgebreiteten Armen auf den Ritter los, um ihn zu packen; aber Dobrüna lachte ſeiner ohnmächtigen Wuth. Um ihm beſſer beizukommen, berührte er erſt mit ſeinem Schwerte das bezauberte Pferd des Rieſen, und ſogleich zerfiel es unter ihm in Staub. Darauf ließ er die jeden Zauber zerſtörende Waffe des weiſen Seſoſtris über dem Haupte des Zauberers blitzen, der durch das ſchnelle Zuſammenſtürzen ſeines Roſſes auf die Erde gefallen war. Jugarin's Untergang ſchien unvermeidlich, und ſchon jauchzten die Zuſchauer von den Mauern dem Sieger Beifall zu, als auf einmal die ganze Hölle ihrem geliebten Kinde zu Hülfe kam. In einem Augenblicke rauſchte ein feuriger Strom zwiſchen beiden Kämpfern, feurige Schlangen umziſchten den Ritter von allen Seiten und ein dicker Rauch verhüllte den Rieſen. Aber dies Spiel der

Hölle war nur von kurzer Dauer. Dobrünä berührte mit ſeinem Schwerte den Strom, hieb einige Mal durch die Luft, und Feuerſtrom und Schlangen waren verſchwunden. Darauf ging er auf den Rauch zu, der den Rieſen verbarg, und kaum war die Spitze des Schwertes in denſelben gedrungen, als er, gleich dem übrigen Zauberwerke, verſchwand. Man ſah nun den Rieſen ausgeſtreckt auf der Erde liegen, und hörte, wie er vor Angſt brüllte. Kaum aber merkte er, daß der Rauch, der ihn vor dem Ritter verborgen hatte, verſchwunden ſei, als er aufſprang und wie raſend auf den Ritter losſtürzte. Dobrünä erwartete ihn feſten Fußes; und als er ſeine ungeheuern Tatzen zum zweiten Mal ausſtreckte, um den Ritter zu faſſen, hieb ſie ihm dieſer mit einem einzigen Streiche beide weg. Der zweite des wunderbaren Schwertes, geführt von der Hand des ſtarken Ritters, welcher lebte, ohne geboren zu ſein, trennte das verruchte Haupt von den Schultern. Der Koloß ſtürzte und von ſeinem Falle dröhnte die Erde.

Bei dieſem Augenblicke erhob das Volk ein Freudengeſchrei. Hunderttauſend Stimmen riefen: Es lebe

unſer Großfürſt und der Beſieger des Rieſen, Dobrünä Nikititſch! —

Der Ritter, der abgeſtiegen war, um den Kopf des erlegten Feindes als Siegeszeichen auf ſein Schwert zu ſtecken, war eben im Begriff, ſein Roß wieder zu beſteigen, um dem Großfürſten Rechenſchaft von ſeinem Kampfe abzulegen, als er ſah, daß ihm dieſer, begleitet von ſeiner Gemahlin und den Großen des Hofes entgegen kam. Der höfliche Ritter eilte, ihm zuvorzukommen, und legte ihm das Haupt des Rieſen zu Füßen. Der Großfürſt umarmte ihn vor allem Volke und ſteckte ihm einen goldnen Ring an den Finger, während ihm Milolika eine ſeidne, mit Gold geſtickte Schärpe umhing. Dobrünä beugte das Knie, und dankte dem Großfürſten und ſeiner Gemahlin in zierlichen und höflichen Worten für dieſe Gnadenbezeigungen. Darauf kehrten alle voller Freude nach der Hauptſtadt zurück, wo die Feſte und Luſtbarkeiten zu Ehren des Ritters mehrere Wochen hindurch dauerten.

Auch fertigte Wladimir Boten an ſeinen Schwager Iremul ab, und ließ ihm ſeine Vermählung mit der reizenden Milolika und die Niederlage ihres gemeinſchaft-

lichen Feindes, des Riesen Tugarin, melden. Dobrüná aber blieb an Wladimir's Hofe und verrichtete noch viele andere tapfre und große Thaten, die ihm Ruhm und Ehre und dem Großfürsten Nutzen und Vortheil schafften. Auch war er unter allen Rittern an Wladimir's Hofe vom Fürsten und Volk am meisten geliebt und geachtet.

Eisen Laczi.*)

Ungarisches Mädchen. *)

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und drei Söhne gehabt; der jüngste Sohn hieß Eisen Laczi und war sehr muthwillig; wie er nun einmal aus der Schule zu Hause ging, begegnete ihm ein altes Weib, welches Eier in einem Korbe trug; der junge Prinz stieß absichtlich an ihren Korb, so daß alle Eier heraus und auf den Boden fielen; die Alte aber sprach zornig: für diese Unart soll Dir Dein nächster Wunsch gewährt sein, und mit diesem Wort war sie und die Eier verschwunden. Wie der Prinz nach Hause kam, standen seine drei Schwestern eben im Hofe. Die Erste

*) Deutsch von Johann Grafen Mailath.

hatte ein Kleid wie die Sonne, die Zweite eines wie der Mond, die Dritte eines wie die Sterne. Dies waren ihre Handkleider; an Feſttagen trugen ſie noch prächtigere. Sie luden Eiſen Laczi zum Ballſpiel ein. Er nahm den Antrag willig an; die drei Schweſtern aber hatten ſich verabredet, daß ſie ihn oft und tüchtig treffen wollten, um ihm die loſen Streiche alle zu vergelten, die er ihnen geſpielt. Die Prinzeſſinnen waren ſehr geſchickt und jeder Wurf traf. Wie nun Eiſen Laczi merkte, daß ſie es auf ihn abgeſehen hätten, wurde er zornig und rief: ich wollte, daß Euch die Erde verſchlänge, und alſo bald waren auch die drei Prinzeſſinnen von der Erde verſchlungen.

Der ganze Hof gerieth hierüber in Trauer und Beſtürzung. Der älteſte Sohn trat zu ſeinem Vater und ſprach: „Vater, laß mich hinausziehen, ich ſuche meine Schweſtern und bringe ſie wieder zurück. Der Vater gab ſeine Einwilligung, der älteſte Prinz zog hinaus, kam aber nicht wieder zurück. Auch der zweite Prinz zog hinaus, die Schweſtern zu ſuchen, aber auch er kam nicht wieder zurück.

Indeſſen war Eiſen Laczi herangewachſen, und als

der König einſt auf ſeinem Throne ſaß, kniete er vor ihm nieder und redete: Vater! an allem dem Schmerz, der Dich befallen, bin ich Schuld. Erlaube mir, daß ich hinauszieche, die verlornen Schweſtern und Brüder aufzuſuchen. Mit ihnen, oder nie, ſiehſt Du mich wieder. Der König war über dieſe Heldengeſinnung erfreut, und willfahrte ſeinem Wunſch.

Eiſen Laczi war ſchon den ganzen Tag gewandert, als er im Wald eine arme Frau traf, die ſich abmühte, ein Bündel Holz vom Boden aufzuheben. Eiſen Laczi, der ſeit dem Verſchwinden ſeiner Schweſtern ſanft und mild geworden war, und dem jetzt die Erinnerung an das alte Weib mit den Eiern lebhaft erwachte, näherte ſich der alten Frau, hob das Bündel Holz vom Boden auf und legte es ihr auf den Rücken. Die Alte ſah ihn freundlich an; euer guter Wille ſoll euch vergolten werden, ſagte ſie. Ich weiß wohin ihr wollt, wär't ihr mir nicht beigeſtanden, ſo hättet ihr eure Schweſtern nie gefunden, jetzt aber will ich euch auf euren Pfad helfen. Sie ſtampfte auf den Boden, die Erde öffnete ſich, und ein Kaſten war zu Eiſen Laczi's Füßen. Die arme Frau fuhr fort: lege Dich in dieſen Kaſten, er bringt Dich

unter der Erde in das Schloß, wo die Schweſter mit dem Sonnenkleid wohnt. Eiſen Laczi folgte ihrer Rede, die Erde ſchloß ſich über ihm, und der Kaſten lief fort, weit, weit, ſehr weit. Plötzlich blieb der Kaſten ſtehen, die Erde öffnete ſich, Eiſen Laczi ſprang hinaus und ſah ein ſilbernes Schloß vor ſich, ein Fluß rauſchte vor dem Thor, und über den Fluß führte eine Brücke aus Raſirmeſſern, die Meſſer bewegten ſich unaufhörlich, ſo daß ſie alles zerſchnitten, was ſich auf die Brücke wagte. Wie werde ich da hinüber kommen! rief Eiſen Laczi aus. Sei unbeſorgt, antwortete der Kaſten, hinein in das Schloß werd' ich Dich ſchon bringen, wie Du aber hinaus kömmſt, iſt Deine Sorge. Eiſen Laczi legte ſich wieder in die Lade, und der Kaſten brachte ihn unten dem Fluß mitten in das Schloß: hier ſprang Eiſen Laczi zum zweiten Male aus der Lade, bedankte ſich bei dem Kaſten für die Mühe, die er ſich mit ihm gegeben, trug ihm auf, der alten freundlichen Frau ſeinen herzlichſten Dank zu melden, und ging die Stiege hinauf; oben begegnete er ſeiner Schweſter. Wie kömmſt Du hieher, mein Bruder, rief ſie aus, hieher! wo ſelbſt kein Vogel fliegt? Ich will Dich abholen, entgegnete Eiſen Laczi. Ich bin

in der Gewalt des sechsköpfigen Drachen; wenn er Dich hier trifft, bist Du verloren, sprach die Schwester. Ich werde mit ihm kämpfen, redete Eisen Laczi. Zeige mir die Rustkammer, daß ich mir eine Rüstung aussuche. Die Schwester that nach seinem Willen. Wie nun Eisen Laczi unter den Schwertern und andern Waffengattungen wählte, fand er plötzlich ein Fläschchen mit der Aufschrift: Drachenstärke — er setzte es an, und trank es bis an den Boden aus. Kaum hatte er das Fläschchen wieder niedergestellt, als er einen entsetzlichen Knall vernahm. Der Drache kömmt nach Haus, rief die Prinzessin, aus einer Entfernung von zehn Meilen wirft er jedesmal seinen Buzogány auf das Thor, daß es angelweit aufspringt, so verkündet er seine Ankunft. Wie sie das letzte Wort gesprochen, stand der sechsköpfige Drache schon vor ihnen. Was willst Du hier, Mensch? rief er zornig aus; ich will mit Dir kämpfen, antwortete Eisen Laczi. Ich muß erst sehen, erwiederte der Drache, ob Du würdig bist, Dich mit mir zu messen. Er winkte der Prinzessin, sie brachte ein steinernes Brod und ein hölzernes Messer. Der Drache nahm beides und schnitt sich ein Stück vom Brod ab, und reichte dann Messer

und Brod dem Eisen Laczi hin. Eisen Laczi schnitt das Brod mitten auseinander. Der sechsköpfige Drache sah ihn verwundert an und sprach: ich will mit Dir kämpfen. Sie schritten zur Eisentenne hinab. Eisen Laczi umfaßte den Drachen und warf ihn zu Boden, daß er bis an das Knie in Eisen versank; der Drache aber sprang heraus und warf Eisen Laczi bis an die Hüften in den Boden; dieser aber raffte sich wieder auf und warf den Drachen so nieder, daß er bis an den Hals versank, dann zog er sein Schwert und hieb ihm alle sechs Köpfe ab. Vom Drachen hast Du mich befreit, mein lieber Bruder, rief die Prinzessin freudig aus, aber wie kommen wir über die Brücke? Sei ohne Sorgen, entgegnete Eisen Laczi, grub den Drachen aus, zog ihm die Haut ab und breitete sie über die Brücke. So scharf die Messer auch schnitten, doch widerstand ihnen die Haut, bis Eisen Laczi und seine Schwester hinüber waren. Drüben stand die alte Frau, nahm die Prinzessin beim Arm und sprach: ich bringe Dich zu Deinem Vater, Du aber Laczi geh zu meinem Bruder, dem Schmidt, der wird Dir weiter helfen.

Eisen Laczi ging weiter fort und traf auf eine

Schmiede, die war ganz von Stahl und der Schmidt war es auch. Guten Morgen Laczi! rief der Stahlschmidt, meine Schweſter hat mir ſchon geſagt, was Du willſt, ich will Dir helfen. Du ſollſt von Eiſen ſein, wie die Leute ſagen; dies iſt zu Deinem Kampfe nicht genug, ich will Dich ſtählen. Eiſen Laczi trat zu ihm hinein, und durch des Schmidtes Kunſt ward er hart wie Stahl. Er ging nun muthig ſeinen Weg weiter zum goldnen Schloß, das ihm von fern her entgegen ſchimmerte. Als er näher kam, ſah er, daß es ſich auf Entenfüßen unaufhörlich bewegte. Eiſen Laczi faßte den einen Fuß ſo, daß das Schloß nicht weiter konnte; mit der andern Hand riß er das Thor auf und trat hinein. Der neunköpfige Drache kam ihm entgegen und ſprach: Du biſt ein ſtarker Burſche, ich will mit Dir kämpfen; ſei Du ein eiſernes Rad, ich will ein papiernes Rad ſein, rennen wir von zwei Bergen gegen einander an. Nein, ſprach Eiſen Laczi, ſei Du das eiſerne Rad, ich will das papierne ſein, und ſo geſchah es auch. Die zwei Räder rannten gegen einander an, das Eiſenrad fiel und verlor einen Nagel; dieſer Nagel aber war ein Kopf des Drachen. Da ſprach der Drache: kämpfen

wir als Flammen; ſei Du die rothe Flamme, ich will die blaue ſein; nein, ſprach Eiſen Laczi, ich will die blaue ſein, ſei Du die rothe, und ſo geſchah es auch. Wie nun die beiden Flammen mit einander rangen, flog der Waſſerrabe über ſie hin. Der Drache rief ihn an: Waſſerrabe! Waſſerrabe! gieß nur einen Tropfen in die blaue Flamme, ich gebe Dir einen Kopf dafür. Dies erzürnte Eiſen Laczi ſehr und er rief: Waſſerrabe! gieß einen Tropfen in die rothe Flamme, ich gebe Dir neun Köpfe dafür. Der Waſſerrabe that nach Eiſen Laczi's Wunſch und die rothe Flamme erloſch augenblicklich. Eiſen Laczi gab nun dem Waſſerraben die neun Köpfe des Drachen, nahm ſeine Schweſter, die Prinzeſſin mit dem Mondkleide, brachte ſie zum ſtählernen Schmidt und bat ihn, er möchte ſie zu ſeinem Vater bringen. Der Schmidt verſprach es, Eiſen Laczi aber ging weiter, ſeine dritte Schweſter, die nämlich mit dem Sternenkleide, und ſeine beiden Brüder aufzuſuchen.

Es waren ſchon mehrere Tage vergangen, als er zu einem brennenden Heuſchober gelangte, im Heuſchober aber war eine Schlange, die Schlange rief gar kläglich:

Hilf mir, ich will Dir dankbar sein. Eisen Laczi trat hinzu und riß die Schlange heraus. Da sprach die Schlange: ich bin die Tochter des Schlangenkönigs. komm mit mir auf seine Burg, er wird Dir meine Rettung lohnen. Als sie am Thor der Schlangenburg standen, sagte die Prinzessin: was Dir auch mein Vater bieten mag, nimm es nicht, begehre aber das schlechteste Pferd, das rostigste Schwert und das schmutzigste Hemd aus der Schlangenburg, es wird Dich nicht reuen: hierauf führte sie ihn zu ihrem Vater. Als der Schlangenkönig die Gefahr und Rettung seiner Tochter vernahm, bot er dem Eisen Laczi Gold und Silber und Geschmeide und verschiedene Zauberkünste an. Eisen Laczi aber entgegnete: dies Alles brauch' ich nicht, gieb mir nur das schlechteste Pferd, das rostigste Schwert und das schmutzigste Hemd in der Schlangenburg. Der Schlangenkönig stutzte einen Augenblick, dann sprach er: diesen Wunsch hat Dich meine Tochter gelehrt, es sei! Hierauf wurden die drei Gaben gebracht, die Tochter des Schlangenkönigs redete aber zu Eisen Laczi: Du hast gut gethan, meinem Rathe zu folgen, das Roß ist ein Luftes, das

Schwert beſiegt jeden Feind, ſo lang es nicht gezuckt wird, das Hemd macht unverletzbar, ſo lang es in kein Waſſer kommt: benütze dieſe Gaben gut, ſo kannſt Du Deinen Zweck erreichen.

Eiſen Laczi zog weiter fort zur Burg des zwölfköpfigen Drachen, der ſeine Schweſter mit dem Sternenkleid gefangen hielt. Als er ankam, war der Drache eben nicht zu Hauſe. Die Schweſter trat ihm weinend entgegen: flieh mein Bruder, ſprach ſie, ſonſt biſt Du verloren, wie ich und Deine beiden Brüder. Sieh! welch ein trauriges Loos mich getroffen hat, unſere Brüder hängen im Rauchfang und ich muß täglich Feuer machen und ſie dörren helfen. Mein Schwert wird Euch befreien, tröſtete ſie Eiſen Laczi. Nein! jammerte die Prinzeſſin, Gewalt kann uns nicht befreien, die Frau des zwölfköpfigen Drachen iſt eine Zauberin, ſie hat einen Spruch gethan, daß wir für ewige Zeit verloren ſind, wenn jemand den zwölfköpfigen Drachen unſertwegen bekämpft. Du mußt uns dem Drachen ablaufen. Das will ich gern thun, erwiederte Eiſen Laczi. Da fuhr der zwölfköpfige Drache mit ſeiner Frau in voller Herrlichkeit in das Schloß ein. Als er vom Wagen ſtieg,

redete ihn Eiſen Laczi an: Herr! verkaufe mir die beiden Prinzen und das Mädchen mit dem Sternenkleide. Die Frau des Drachen antwortete: Du biſt Eiſen Laczi, gieb uns das roſtige Schwert, ſo an Deiner Seite hängt, und das Hemd, das Du trägſt, und Du ſollſt bekommen, was Du begehrſt. Eiſen Laczi erwiederte: ihr begehrt zwei Dinge von hohem Werthe, aber für meine Geſchwiſter iſt mir nichts zu theuer, ſomit nahm er das Schwert von ſeiner Seite, zog das Hemd aus und gab beides dem zwölfköpfigen Drachen. Kaum hatte dieſer das Hemd übergeworfen und das Schwert gezückt, als er hohnlachend ausrief: Du Thor, wie haſt Du Dein Beſtes verſchleudern können, nun mußt Du ſterben. Wenn es ſein muß, erwiederte Eiſen Laczi, ſo erlaube mir zuvor von meinem Pferd Abſchied zu nehmen. Der zwölfköpfige Drache gewährte ſeine Bitte. Als Eiſen Laczi im Stall bei ſeinem Pferde ſtand, ſagte er klägelich: weiſt Du, was geſchehen iſt? ja, ſprach das Pferd. Der Drache hat unklug gethan, nicht mich als Preis zu verlangen, denn dann wärſt Du verloren, jetzt kann ich Dir helfen. Begehre vom Drachen, daß er Dich, wenn Du getödtet biſt, auf mich binde, für das Uebrige

laß kann mich ſorgen. Eiſen Laczi ging zurück und bat: Zwölfköpfiger Drache! da ich nun ſterben muß, ſo bitte ich Dich, binde mich, wenn ich todt bin, auf mein Roß und laß es laufen. Den Gefallen kann ich Dir erweiſen, ſagte der Drache darauf und zerſchnitt Eiſen Laczi in viele kleine Stücke, vielleicht in hundert, wickelte ſie in ein Tuch und band das Tuch auf das Roß. Dieſes aber lief, als ob es der Sturm davon trüge.

Der Schlangenkönig vernahm ein Sauſen von ferne. Er ſagte zu ſeiner Tochter: dem Eiſen Laczi iſt gewiß Unglück widerfahren, denn der Tátos naht in Eile. Vor dem Thor ließ nun der Schlangenkönig ein hohes Feuer auflodern. Der Tátos ſprang wüthend heran und verſchlang die Flamme; dies kühlte ihn etwas ab, und er blieb im Hofe ſtehen. Hier bring ich meinen zerhackten Herrn; dies war alles, was er ſagte. Der Schlangenkönig legte die einzelnen Theile ſorgfältig wieder zuſammen, und ſandte alle Schlangen aus, um heilbringende Kräuter zu ſuchen. Als die Schlangen zurückgekommen waren, kochte er die Kräuter, und wuſch Eiſen Laczi damit, und dieſer erwachte auf der Stelle

und war siebenmal schöner als er ehedem gewesen. Weil aber in der Schnelle des Laufes aus dem Bündel die rechte Schulter heraus gefallen war, verfertigte ihm der Schlangenkönig eine andere aus Gold und Elfenbein.

Eisen Laczi zog nun wieder aus, die Schwester und die Brüder zu retten. Als er nahe beim Schloß des zwölfköpfigen Drachen war, verwandelte er sich in ein Roß und lief in den Schloßhof. Die Frau des zwölfköpfigen Drachen merkte wohl, daß hier ein Zauber walte, daß aber das Roß Eisen Laczi sei, wußte sie nicht. Sie rief den zwölfköpfigen Drachen und begann: Ich muß sterben, wenn ich nicht sogleich die Leber dieses Pferdes essen kann. Der Drache winkte und sogleich ward das Roß gefangen, um getödtet zu werden. Die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging eben vorüber. Sie jammerte: Du dauerst mich, schönes Roß! es ist Jammerschade, daß man Dich tödtet. Wenn Du wirklich Mitleid fühlst, flüsterte das Roß, so nimm die Erde, auf welche die ersten zwei Blutstropfen fallen, wenn man mich tödtet, und wirf sie in den Garten des Drachen. Die Prinzessin that, wie sie gebeten wurde, und am

nächsten Morgen stand ein Baum da mit goldenen Aepfeln. Die Frau des zwölfköpfigen Drachen rief ihren Mann und begann: ich muß sterben, wenn mein Frühstück nicht bei dieses Baumes Holz gekocht wird. Der Drache winkte und seine Diener traten herbei, den Baum zu fällen. Die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging aber vorüber und jammerte: Du dauerst mich, schöner Baum, es ist Jammerschade, daß Du ausgehauen wirst. Wenn Du wirklich Mitleid fühlst, lispelten die Blätter, so nimm die ersten zwei Späne, die beim Fällen wegfallen, und wirf sie in den Teich des Drachen. Die Prinzessin that, wie sie gebeten wurde, und am nächsten Morgen schwamm ein wunderschönes Goldfischlein im Teich. Die Frau des zwölfköpfigen Drachen rief ihren Mann und begann: ich muß sterben, wenn ich das Goldfischlein nicht bei mir im Zimmer habe. Der Drache wollte ihrem Willen gern willfahren, es gab aber kein Mittel, das Fischlein zu fangen. Weil er nun ein sehr guter Schwimmer war, beschloß er, selbst in das Wasser zu gehen. Er legte das rostige Schwert ab, damit es ihm beim Schwimmen nicht hinderlich sei, zog das schmutzige Hemd aus, weil es nicht

naß werden durfte, und sprang in die Fluthen. Also bald aber warf sich das Fischlein ans Land, schüttelte sich und Eisen Laczi stand da. Er zog schnell das Hemd an und das Schwert aus. Wie die Frau des zwölfköpfigen Drachen dies sah, schwang sie sich auf einen Besenstiel und flog davon. Dem Drachen fiel es bei, daß Eisen Laczi wieder ganz geworden sei, als man ihn auf sein Roß band, er bat also: wenn Du mich tödtest, so binde mich auf mein Roß. Eisen Laczi hieb ihm mit einem Streich alle zwölf Köpfe ab und band sie und den Rumpf auf das Roß des Drachen. Dies lief fort, ist aber nicht wieder zurückgekommen.

Eisen Laczi nahm nun seine beiden Brüder aus dem Rauchfang, wo sie schon ganz dürr und schwarz geworden waren und führte sie zum Schlangenkönig, damit er sie heile. Auch seine Schwester die Prinzessin mit dem Sternenkleide ging mit. Als sie zum Schlangenkönig kamen, saß ein wunderschönes Fräulein an seiner Seite, sie hatte einen Stern auf ihrer Stirn. Der Schlangenkönig sprach: Dies ist meine Tochter, die Du aus den Flammen errettet hast, ich gebe sie Dir zur Frau. Sie

hielten eine große Hochzeit; die beiden Brüder, als sie wieder weiß und fett geworden waren, gingen mit der Schwester zum Vater zurück. Eisen Laczi aber und seine Frau lebten sehr vergnügt und leben noch, wenn sie nicht gestorben sind.

Tſchurilo Plenkowitſch.*)

Ruſſiſches Mährchen.

Nach Dobrünä Nikititſch war kein Ritter am Hofe des Großfürſten Wladimir ſo edel und brav, ſo keck und tapfer, als Tſchurilo Plenkowitſch. Beſonders zeichnete er ſich durch eine ungewöhnliche Leibesſtärke aus. Niemand konnte ſich im Ringen mit ihm meſſen, als der unüberwindliche Zögling Dobradens, der ihn hierin, ſo wie in allen andern Rittertugenden übertraf. Dieſe beiden tapfern Helden waren die beſten Freunde, und Dobrünä, der um mehrere Jahre älter war, als Tſchurilo, unterrichtete dieſen im Gebrauche der Waffen und in den Geſetzen der Wiſſenſchaft. Als Tſchurilo ſein zwanzigſtes

*) Deutſch von Joh. Richter.

Jahr zurückgelegt hatte, und gerade Friede im Lande war, rieth ihm Dobrünä, auf ritterliche Abenteuer auszuziehen, und in fremden Ländern Ruhm und Ehre zu suchen. „Du bist jung," sprach der edle Ritter zu seinem Freunde, und Reisen bilden die Jugend. Ziehe aus, und erwirb Dir durch edle und tapfere Thaten, durch Beschützung der Unschuld und durch Bestrafung des Frevels in fernen Landen Ruhm und Ehre, damit Dein Name und der Name Deines Vaterlandes auch von Fremden geehrt werde." — Dieser Vorschlag gefiel dem wackern Jünglinge, und des andern Tages, nachdem er Urlaub von dem Großfürsten und den zärtlichsten Abschied von seinen Freunden genommen hatte, verließ er Kiew. Er nahm seinen Weg nach Westen. Die Wälder von Litthauen durchzog er, ohne das geringste Abentheuer, und schon war ein beträchtliches Stück von Preußen durchwandert, ohne daß er Gelegenheit gefunden hätte, sein Schwert zur Beschützung der Unschuld und zur Bestrafung des Frevels zu ziehen, als eines Tages, da er an dem schattigen Ufer des Pregels ausruhte und sein gutes Roß im hohen Grase weiden ließ, eine klagende, weibliche Stimme seine Aufmerksamkeit

auf ſich zog. Er wendete ſeine Blicke nach der Gegend, woher die Stimme kam, und ſah ein Mädchen von hohem, ſchlanken Wuchſe, das vor einem großen Feuer ſtand und ſich die Augen trocknete. Er ſtand auf und trat näher. Da hörte er deutlich folgende Worte: „Heiliges Feuer, wirſt Du es dulden, daß mein Vater von dem ſtarken Jünglinge gezwungen wird, mich in die Arme des verhaßten Druiden zu liefern? — Wirſt Du es dulden, daß Deine Prieſterin ein Opfer der Gewalt wird?“ — Ein Thränenſtrom unterbrach ihre Klagen.

Der brave Tſchurilo fühlte Mitleiden mit dem Mädchen, und freute ſich ſogleich eine Gelegenheit gefunden zu haben, die verfolgte Unſchuld zu vertheidigen. Er ging an das Feuer und bat das weinende Mädchen mit freundlichen Worten um eine nähere Erklärung ihrer Klagen und verſicherte ſie dabei, daß er nicht zugeben werde, daß ihr Gewalt geſchehe.

Das Mädchen erſchrack anfangs über die unvermuthete Erſcheinung eines fremden Mannes von ſo hoher Geſtalt und ritterlichem Anſehen; aber die freundlichen Worte und die hoffnungsvollen Verſicherungen des Rit-

ters machten ihr wieder Muth, und sie hob also an: Wer Du auch seist, edler Ritter, mein unglückliches Schicksal wird Dich rühren. Höre meine Geschichte. Ich bin die Tochter des Oberpriesters Weidewuth. Mein Name ist Prelepa, und seit sieben Jahren bin ich dem Dienste des Gottes Isidambrat geweiht, den meine Landsleute unter dem Bilde des ewigen Feuers verehren. Alle Morgen ruft mich meine Pflicht unter diese Eiche, um die heilige Flamme zu nähren und eine Hand voll Bernstein zu opfern, den das Meer an unsere Küsten wirft. Auch muß ich als Priesterin eine immerwährende Keuschheit bewahren, und nur mein Vater der Oberpriester kann dieß Gelübde lösen.

Eines Morgens, als ich, meiner Pflicht gemäß, das heilige Feuer unterhielt, sah mich der Druide Kriwida, der nicht weit von hier in einer unterirdischen Höhle wohnt, wo er sich mit geheimen Arbeiten beschäftigt, durch welche es ihm unter anderm gelungen ist, ein Wasser zu erfinden, das Demjenigen, der es trinkt, eine übernatürliche Stärke verleiht. Da er zu seinen Arbeiten mancherlei Kräuter braucht, so durchstreift er oft die umliegenden Gegenden

und sammelt die kräftigsten Pflanzen. Oft hatt' ich ihn auf seinen Wanderungen gesehen, aber immer war ich so glücklich gewesen, mich seinen Blicken zu entziehen, denn ich fürchtete mich vor seinem häßlichen und widerlichen Ansehen eben so sehr, als vor seiner Gewalt. Aber an jenem Morgen stand er unversehens vor mir, und sein erster Blick auf mich zeigte mir mein Unglück. Er faßte mich freundlich grinsend bei der Hand und erklärte mir in hochtrabenden Worten seine Liebe. Ich wies ihn mit spöttischem Lächeln zurück, und berief mich vor allem auf mein Gelübde der Keuschheit. Aber dieß schreckte ihn nicht ab. Er kam alle Morgen wieder und suchte mein hartes Herz, wie er es nannte, zu erweichen. Endlich verlor ich die Geduld und schwur ihm, seinen rothen Bart mit einem Brande aus dem heiligen Feuer zu verbrennen, wenn er mich nicht in Ruhe ließe. Darüber geriath er in Zorn, denn sein häßlicher Bart geht ihm über Alles, und er schwur mir wieder, daß ich sein werden sollte, auch wider meinen Willen. Er wolle meinen Vater zwingen, mein priesterliches Gelübde zu lösen, und mich in seine Arme zu liefern. Und leider! hielt er seinen Schwur. Da er für seine Person auf der

Oberfläche der Erde keinen Gebrauch von ſeinem Wunderwaſſer machen kann: ſo brachte er drei Jünglinge von ſeiner Verwandtſchaft durch dieſes Geſchenk dahin, daß ſie ihm eidlich angeloben mußten, ihre durch das Wunderwaſſer erhaltenen Kräfte vor allen Dingen zur Erlangung ſeiner Wünſche anzuwenden. Er gab Jedem von ihnen ein Glas dieſes Waſſers zu trinken, und ſogleich erhielten ſie eine unglaubliche Stärke. Der Erſte riß die ſtärkſten Eichen mit der Wurzel aus der Erde, der Zweite ſtürzte Felſen um, und der Dritte wickelte die größten Steine in ſeinen langen Knebelbart, und ſchleuderte ſie, ſo weit das Auge reichte. Deswegen nannte der Druide den Erſten auch Eichenbruch, den Zweiten Felſenſturz und den Dritten Starkbart. Als ſie ihre Kräfte auf dieſe Weiſe hinlänglich erprobt hatten, ſandte ſie der Druide zu meinem Vater, um in ſeinem Namen um mich zu werben. Mein Vater wies die Freiwerber verächtlich ab; aber dieß kam ihm theuer zu ſtehen. Starkbart ſchlang ſeinen Knebelbart um die oberprieſterliche Wohnung und ſchleuderte ſie in's Meer, während Eichenbruch und Felſenſturz meinen Vater und meine Brüder auf ihre ſtarken Schul-

tern luden und ſie nach der Höhle des Druiden trugen. Hier drohte man meinem Vater mit dem grauſamſten Tode, wenn er mich nicht unverzüglich von dem Gelübde der Prieſterſchaft losſpräche und ſeine Einwilligung zu meiner Verbindung mit dem Druiden gäbe. Was ſollte der gute Vater machen? Er mußte der Gewalt weichen, und die Wünſche Kriwida's erfüllen. — Heute hab' ich nun zum letzten Male des heiligen Feuers gewartet," beſchloß Prelepa unter Thränen ihre Erzählung, und ich ſehe alle Augenblicke der Ankunft der drei ſtarken Freiwerber entgegen, die mich zu dem ungeſtalten Kriwida ſchleppen ſollen." —

„Mögen ſie kommen," antwortete Tſchurilo der weinenden Jungfrau; „wir wollen ſehen, was ſie gegen die Götter Rußlands und Wladimirs Ritter vermögen." — Prelepa kannte weder Rußland, noch Wladimir, aber ſie hatte Zutrauen zu dem Ritter, und ſie überließ ſich gern ſeinem Schutze.

Kaum hatte ſie Zeit, ihm das zu verſichern. — Die drei Brüder erſchienen. Das Mädchen verbarg ſich zitternd hinter dem Ritter. „Wer biſt Du, Waghals," ſchrie Eichenbruch dem Ritter entgegen, „daß Du es

wagst, mit der Braut des weisen Druiden Kriwida zu kosen?" — Auf diese Frage antwortete Tschurilo bloß mit einem Hiebe seiner Peitsche, und dieß reichte hin, die Unterhaltung zu endigen. — Eichenbruch stürzte entseelt zu den Füßen seiner Brüder. — „Wie?" schrie Starkbart, indem er seinen Knebelbart strich, „Du fängst noch Händel an? Warte" — aber Tschurilo ließ ihn nicht ausreden. Er packte ihn bei seinem Knebelbart und warf ihn so unsanft zu Boden, daß er das Aufstehen vergaß. Unterdessen hatte Felsensturz einen ungeheuren Stein aufgehoben, und war im Begriff, ihn auf den Ritter zu werfen; aber indem er dazu ausholte, gab ihm Tschurila einen so fürchterlichen Stoß mit dem Fuße, daß er das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte, wo ihn der Stein erdrückte. Der Sieg und die Rettung des Mädchens waren also entschieden. Die freudetrunkene Prelepa warf sich dem Ritter zu Füßen und dankte ihm in den rührendsten Ausdrücken für ihre Rettung. Tschurilo hob sie freundlich auf und bat sie, ihn nun zu der Höhle des Druiden zu führen, wo ihr Vater und ihre Brüder gefangen gehalten wurden; aber Prelepa wußte den Eingang der Hohle nicht genau an-

zugeben, ſie vermuthete nur, daß er in dem nahgelegenen Walde ſei, aus welchem der Druide gewöhnlich gekommen war, wenn er ſie des Morgens beſucht hatte. Der Ritter nahm die Jungfrau hinter ſich aufs Roß und ritt nach dem Walde. Aber er durchritt ihn in die Kreuz und in die Quer, wie ihn die reizende Prelepa, die ſich feſt an ihn hielt, reiten hieß, ohne die Wohnung des Druiden zu finden, und endlich hatten ſie ſich ſo verirrt, daß ihm Prelepa geſtand, ſie wiſſe ſelbſt nicht mehr, wo ſie wären, und nach welcher Seite ſie ſich wenden müßten, um die Höhle zu finden. Es war Nacht; die Jungfrau klagte über Müdigkeit, und ſo mußte ſich Iſchurilo ſchon entſchließen, im Walde zu übernachten und die weiteren Nachforſchungen bis auf den morgenden Tag zu verſchieben. Er ſtieg am Rande einer ſanft murmelnden Quelle ab, und hob die Jungfrau höflich aus dem Sattel. Nachdem ſie ſich durch einen Trunk aus der friſchen Quelle gelabt und einige Biſſen aus dem Reiſevorrathe des Ritters gegeſſen hatten, warfen ſie ſich beide ins hohe Gras, um hier zu übernachten. Doch vergaß Prelepa, ſo unſchuldig ſie auch war, nicht, den Ritter zu erinnern, er möge hübſch beſcheiden

ſein, wobei ſie ſich aber unter dem Vorwande der Furcht, ſo hart an ihn anſchmiegte, daß es dem guten Iſchurilo wohl zu verzeihen geweſen wäre, wenn er die Ermahnung des Mädchens geradezu als eine Aufforderung zum Gegentheil angeſehen hätte. —

Schon ſtand die Sonne hoch am Himmel, als Prelepa ſich ungern den Armen des — Schlafes entriß und dem wackern Ritter zögernd zur neuen Wanderung folgte. — Heute ſchien dem irrenden Paare ein glücklicherer Stern, als geſtern. Kaum waren ſie eine halbe Stunde geritten, als ſie auf einem Fußſteig geriethen, der ſie durch mancherlei Krümmungen zu einer eiſernen, mit Moos bewachſenen Fallthüre führte. Prelepa zweifelte nicht, das hier der Eingang zur Höhle ſei. Iſchurilo ſprang vom Pferde und eilte, die Thüre aufzuheben; aber, waren es die Beſchwerlichkeiten, die er in den letzten vier und zwanzig Stunden erduldet hatte, oder war Zauberei im Spiele — genug, er konnte die Thür nicht aufheben. Als die Jungfrau dieß ſah, rief ſie ihm ſchalkhaft lächelnd zu: „Ei, ei, ſtarker Ritter! ich werde euch wohl zu Hülfe kommen müſſen, die Thür zu öffnen.“ — Iſchurilo lachte über den Einfall des

Mädchens; aber Prelepa verſicherte ihn ernſthaft, daß ſie die Thür ſogleich öffnen wolle, wenn es ihm beliebe. Der Ritter, der ſich nur wenig auf die Künſte der Weiber verſtand, meinte, das wäre nun wohl unmöglich, da ſeine Ritterrait, von der ſie doch ſolche Proben geſehen habe, nicht hinreiche, die Thüre auch nur zu luften. — „Ungläubiger," rief Prelepa, indem ſie vom Pferde ſtieg und nach der Thür eilte, ich will Dir zeigen, daß Weiberliſt manchmal mehr vermag, als die Stärke des Mannes." — Und dabei klopfte ſie mit einem Steine an die eiſerne Thüre und rief mit lauter Stimme: „Mache auf, Kriwika! Prelepa, Deine Braut, iſt da!" — Der Druide, der Prelepen mit ſeinen Neffen ſchon am vorigen Tage erwartet hatte, harrte voll Ungeduld auf der Treppe, die zu ſeiner Wohnung führte und horchte, ob die reizende Braut nicht bald käme. Voll Entzücken öffnete er nun die Thüre, da er ihre Stimme hörte. Aber ſeine Freude verwandelte ſich in Schrecken und Wuth, als er anſtatt ſeiner Neffen, einen fremden Ritter erblickte, hinter welchem ſich Prelepa verſteckte, ſo bald er ſich zeigte. „Wer biſt Du, Tollkühner!" rief er und blieb auf der

obern Stufe der Treppe stehen, „den ich hier mit meiner Braut allein finde? Entferne Dich, damit Dich meine starken Neffen nicht finden und Dich für Deine Verwegenheit züchtigen.“ — „Mit Deinen Neffen,“ antwortete Tschurilo, „bin ich schon fertig, und jetzt soll Die Reihe an Dich kommen.“ Unter diesen Worten hatte er sich der Fallthür genähert und holte aus, um dem Druiden einen Hieb mit seiner mächtigen Peitsche zu versetzen, der ihn wahrscheinlich den Wissenschaften für immer entrissen hätte; aber dieser merkte seine Absicht, und zog sich eilig zurück, um in seine unterirdische Wohnung zu kommen, wo die Kraft des starkmachenden Wassers auch auf ihn wirkte. Er versuchte es, auch die Fallthür hinter sich zuzuwerfen, aber der Ritter kam ihm zuvor und hielt sie mit starken Arm. Darauf folgte er dem Druiden eilig die Treppe hinab, nach dem er Prelepen in ein Paar flüchtigen Worten zu verstehen gegeben hatte, sie solle ihn erwarten, er werde bald wieder zurückkommen.

Die Treppe führte den Ritter in einen geräumigen Hof, in dessen Hintergrunde ein schöner Palast von schwarzem Marmor stand. Da er nicht zweifeln konnte,

daß er den Druiden da finden werde, so war er eben im Begriff, in denselben zu treten, als er Kriwiden aus der offenen Thüre auf sich losstürzen sah. Er hatte eine Flasche des starkmachenden Aquavits geleert, die ihm solche Stärke verliehen hatte, daß der Ritter Mühe hatte, sich seiner zu erwehren; aber so wie nach und nach die Dünste des Wassers verrauchten, hatte Tschurilo leichtes Spiel. Der Druide suchte ihm zwar wieder zu entwischen, um sich auf's Neue zu stärken, aber Tschurilo hielt ihn fest und warf ihn endlich zu Boden. Nun war es um den armen Verliebten geschehen, wenn er nicht auf einmal eingesehen hätte, was für ein Thor er gewesen sei. Die Weisheit kehrte ihm unter Tschurilo's Faustschlägen zurück, und er stimmte ein reuiges Paterpeccavi an. Er schwur auf's Heiligste, die Lust zu heirathen, sei ihm gänzlich vergangen und er gebe alle Ansprüche auf Preleyen für immer auf. Dabei versicherte er, dem Oberpriester und seinen Söhnen, deren Fesseln, außer ihm, kein Sterblicher zu lösen im Stande sei, weil sie hermetisch versiegelt wären, die Freiheit unverzüglich wieder zu geben, und versprach dem Ritter noch obendrein einige Flaschen des Wunder-

wassers, wenn er ihm das Leben schenkte. Der großmüthige Tschurilo Plenkowitsch, der des überwundenen Feindes gern schonte, und überdieß in die Worte des Druiden keinen Zweifel setzte, weil er selbst gewohnt war, immer die Wahrheit zu sagen, ließ die aufgehobene Hand sinken und richtete den Druiden auf. Auch betrog ihn dieser nicht. Nachdem er den Ritter noch gebeten hatte, er möge ihm sagen, wo seine Neffen lägen — denn er hoffte, sie durch seine Kunst wieder in's Leben zurükzubringen — und ihm der Ritter den Ort bezeichnet hatte, führte er ihn zu dem Gemache, in welchem der Oberpriester mit seinen Söhnen eingeschlossen war. Die eiserne Thüre dieses Gefängnisses widerstand in der That allen Anstrengungen des Ritters, sie zu öffnen, da sie doch sogleich aufsprang, als sie der Druide nur berührte. — Der Oberpriester und seine Söhne waren außer sich vor Freuden, als ihnen der Druide selbst ihre Befreiung ankündigte, und dabei feierlich auf Prelepens Hand Verzicht that. Er schwur bei dem heiligen Feuer, daß dieß sein Ernst sei, und daß der Oberpriester und seine Familie künftig durchaus nicht von ihm, oder den

Seinigen beunruhigt werden ſollten. Dieſer Schwur tilgte jeden Zweifel aus der Bruſt des Oberprieſters, denn man hatte noch kein Beiſpiel, daß ein Preuße einen Schwur gebrochen hätte. Darauf händigte der Druide dem Ritter drei Flaſchen ſeines Wunderwaſſers ein, und dem Oberprieſter gab er eine Summe an Geld und Silber, um ihn theils für den Verluſt ſeines Hauſes zu entſchädigen, theils um das Böſe zu vergüten, das er ihm angethan hatte. Tſchurilo nahm nun Abſchied von dem Druiden, nachdem er ihn vorher noch gewarnt hatte, ja nicht wider ſein gegebenes Wort zu handeln, denn bei ſeiner Rückkehr werde er ſich ſorgfältig erkundigen, ob er ſein Verſprechen gehalten habe. Der Druide ſchwur nochmals, er meine es redlich, und Tſchurilo ſtieg beruhigt mit dem Oberprieſter und ſeinen Söhnen die Treppe hinauf.

Unterdeſſen hatte Prelepa mit Ungeduld auf den Ausgang des Abenteuers und die Zurückkunft des Ritters gewartet. Und ſchon fing ſie an zu zweifeln, daß der Ritter den Druiden beſiegt habe: denn warum blieb er ſonſt ſo lange aus? Wie geſchwind beſiegte er nicht die drei ſtarken Brüder! — Was beſorgt die

Furcht nicht? Alle Augenblicke glaubte die zitternde Jungfrau, den verhaßten Krivita als Sieger erſcheinen zu ſehen, um ſie für immer in ſeine Höhle zu ſchleppen. — Wie groß mußte nun ihr Entzücken ſein, als ſie anſtatt des gefürchteten Druiden, ihren Erretter an der Hand ihres Vaters und ihrer Brüder aus der Höhle hervortreten ſah. Sie flog in die Umarmungen des Greiſes und Thränen der Freude benetzten die eingefallenen Wangen des glücklichen Vaters. Aus den Armen des Vaters eilte ſie in die Arme der Brüder, und die entzückte Familie vergaß über die Freude des Wiederſehens ſelbſt ihren Wohlthäter den Ritter. Der Vater erinnerte endlich ſeine Kinder an den Dank, den ſie ihm ſchuldig wären. Beſchämt wandten ſie ſich nach ihm um, ihm zu danken. Aber ihre Blicke ſuchten ihn vergebens. Er hatte unterdeſſen ſein Roß beſtiegen und war fortgeritten.

Iſchurilo Plenkowitzſch zog nun weiter gen Weſten und verrichtete viele große und edle Thaten, die ſeinen und ſeines Vaterlandes Namen in allen Ländern berühmt machten.

Waſſili Boguslajewitſch.

Ruſſiſches Mährchen.*)

Boguslai, Fürſt von Nowgorod, wurde achtzig Jahre alt, und regierte ſechzig Jahre ruhig und glücklich. Sein einziger Sohn Waſſili war bei ſeinem Tode zwanzig Jahr alt. Von der väterlichen ſtrengen Zucht befreit, unter Aufſicht einer zärtlichen, ihn halb vergötternden Mutter, ließ er ſeiner ſtarken feurigen Natur den Zügel, und richtete mancherlei Unheil an. Er war faſt den ganzen Tag auf der Straße und kurzweilte mit Jünglingen und Männern: aber wer ſich mit ihm einließ, der kam gewöhnlich ſchlimm dabei weg, denn weſſen Hand er faßte, der war um ſeine Hand, und weſſen Kopf er antaſtete, der war um ſeinen Kopf.

*) Deutſch von Joh. Richter.

Ueber dergleichen tolle Kurzweil des jungen Fürſtlein fingen die Nowgoroder an zu murren, und die Poſadniks verſammelten ſich auf dem Rathhauſe, um Rath zu pflegen. Nach gefaßtem Beſchluß traten ſie vor die Mutter Waſſilis und redeten ſie alſo an: „Du biſt eine brave Frau, Amelyha Timopheiewna, und ſo halte doch Dein liebes Söhnlein Waſſili Boguslajewitſch beſſer in Zucht, daß er nicht auf die Straße geht und nach ſeiner Art kurzweilt; denn ſchon iſt unſre große Stadt durch ſeine Kurzweil an Menſchen ärmer geworden.“ —

Ueber dieſe Rede ward die brave Matrone ſehr bekümmert und verſprach den Poſadnicks, ihren Waska*) in Zukunft beſſer in Zucht zu halten. Darauf that ſie ihnen eine Ehre an und ließ ſie höflich von ſich. Nun berief ſie ihren lieben Waska vor ſich und ermahnte ihn mit folgenden Worten: „Ach, mein theures Kind, gehe doch nicht mehr auf die Straße, um mit den Männern und Jünglingen von Nowgorod zu kurzweilen. Du haſt Ritterſtärke aber Du weißt ſie nicht zu gebrauchen; denn wen Du bei der Hand faſſeſt, der iſt um ſeine

*) Waska, das Diminutiv von Waſſili.

Hand, und wen Du bei dem Kopfe nimmſt, der iſt um ſeinen Kopf. Darüber murrt das Volk, und die Poſadniks ſind bei mir geweſen, um ſich zu beklagen. Bedenke, wenn ſie gegen uns aufſtänden, was könnten wir machen? Du biſt eine vaterloſe Waiſe und ich eine arme Wittwe; und ſo groß Deine Stärke auch iſt, vermagſt Du wohl gegen Tauſende zu ſtehen? Sind nicht die Männer von Nowgorod ohne Zahl? Höre mein gutes Wort, liebes Kind, und folge Deiner Mutter." — Waſſili Boguslajewitſch hörte die Ermahnungen ſeiner Mutter ſtill und ehrfurchtsvoll an, und nachdem ſie ausgeredet hatte, neigte er ſich vor ihr bis zur Erde und antwortete ihr mit beſcheidner Miene Folgendes: „Liebe Mutter, ich fürchte nicht die Poſadniks und die Männer von Nowgorod; wohl aber fürcht' ich Deine mütterliche Ermahnung und Dein gutes Wort. Ich verſpreche Dir, nicht mehr auf die Straße zu gehen, um Kurzweil zu treiben. Aber wie ſoll ich mich ſonſt beluſtigen? Wie ſoll ich die Stärke meiner Arme verſuchen? Du haſt mich nicht geboren um hinter den Ofen zu ſitzen, und nicht umſonſt hat mir das Schickſal Ritterſtärke verliehen. O, wenn meine Zeit kommt, will ich die Poſadniks ſchon

demüthigen, und das ganze Land der Ruſſen ſoll ſich vor mir beugen. Aber jetzt ſteh' ich noch unter Deiner Zucht, und ſo erlaube mir, Kammeraden zu wählen, mit denen ich ſcherzen und kurzweilen und die Kraft meiner Arme verſuchen kann. Gieb mir Bier und Meth, damit ich die Muthigen und Starken laden kann, und ſo Kameraden finde, die nach meiner Hand ſind." — Dieſe Bitte wurde ihm gewährt, und Amelpha Timofejewna ließ vor die Thore des Schloſſes Fäſſer mit Meth und Bier ſtellen, und ſchwere goldne Trinkgeſchirre daran hängen, und ſandte Herolde aus, die durch die Straßen von Nowgorod gingen und ausriefen: „Wer herrlich und in Freuden leben will, und Luſt hat, bunte Kleider zu tragen, der komme auf das Schloß zu Waſſili Boguslajewitſch; aber er beraube ſich zuvor mit ſeiner Stärke und prüfe die Feſtigkeit ſeiner Knochen, denn Waſſili Boguslajewitſch liebt nur die Muthigen und Starken." — So riefen die Herolde von Morgen bis zum Abend, aber es wollte niemand kommen. Unterdeſſen ſchaute Waſſili Boguslajewitſch aus dem hohen Gemache durch das vergitterte Fenſter mit Sehnſucht nach ſeinen Kameraden umher, aber die Fäſſer ſtanden unan-

gerührt, und keine Gäste stellten sich ein. Endlich spät gegen Abend erschien Jemuschka der Dicke an dem Thore des Schlosses, trat zu den Fässern von Eichenholz, ergriff die schwere goldene Schale, schöpfte sie voll Meth und leerte sie auf einen Zug. Als Wassili das sah, eilte er aus dem hohen Gemache auf den geräumigen Hof zu Jemuschka dem Dicken, und schlug ihn mit seiner schweren Keule gewaltig hinter das rechte Ohr. Jemuschka blieb von dem Schlage unerschüttert, und kaum bewegten sich seine schwarzen krausen Locken. Darüber hüpfte dem Fürstlein das Herz vor Freude. Er nahm den Jemuschka bei der Hand, und führte ihn die hohe Treppe hinauf in sein goldnes Gemach. Hier umhalsete er ihn und sie wechselten nun das Ritterwort, immer und ewig Brüder zu sein, für einander zu leben und zu sterben, aus einem Becher zu trinken und aus einer Schüssel zu essen. Darauf nöthigte ihn Wassili hinter den Tisch von Eichenholz, setzte ihm Zuckerbrod und Wein vor, und sie aßen und tranken in Lust und Fröhlichkeit.

Am andern Morgen, als Wassili wieder aus dem hohem Gemache durch das vergitterte Fenster schaute, ob

ſich nicht ein anderer Gaſt den vollen Fäſſern nähere. Da ſah er Bogdanuſchka den Kleinen, der zu dem Faß mit Bier trat, das goldene Trinkgeſchirr auf die Erde warf, das Faß in die Höhe hob, und es auf einen Zug austrank. Da rief das Fürſtlein Romuſchka, und ſie eilten auf den Hof an die weiten Thore, und ſchlugen Bogdanuſchka mit ihren ſchweren Lanzen aus aller Kraft auf den muntern Kopf. Aber die Lanzen zerſplitterten, und Bogdanuſchka blieb unerſchüttert. Da gaben ſie ihm die Hand und führten ihn über den geräumigen Hof und die ſchöne Treppe nach dem goldnen Gemache. Hier umarmten ſie ſich, und ſchwuren ſich Treue und Bruderliebe bis in den Tod.

Bald erſcholl das Gerücht in der Stadt, Waſſili Boguslajewitſch habe ſich die tapferſten Jünglinge zu Kameraden gewählt und lebe mit ihnen brüderlich. Darüber wurden die Poſadniks unruhig, und verſammelten ſich auf dem Rathhauſe, um darüber Rath zu pflegen. Als ſie alle an ihren Plätzen waren, trat der alte kluge Tſchudin in die Mitte des Saales, neigte ſich gegen alle vier Seiten, und nachdem er ſeinen ſchneeweißen Bart einige Mal geſtrichen hatte, hub er alſo an: „Hört mich, ihr

Peſadnik's von Nowgorod, und ihr andern hier verſammelten ſlawiſchen Männer! Ihr wiſſet, das unſer Land ohne Fürſten iſt, denn Boguslai's Sohn iſt noch unmündig, und bis das Herrlein heranwächſt und zu reifem Verſtande kommt, ſind wir die Herren von Nowgorod und ſeinem Gebiete. Aber dieſer Knabe, der dereinſt über uns herrſchen wird, verſpricht nicht viel Gutes. Kaum iſt er aus den Jahren der Kindheit getreten, und jeden iſt ſein Weſen bösartig und wild, und ſelbſt ſeine Beluſtigungen beſtehen in Grauſamkeiten. Wie viele Wittwen und Waiſen hat er nicht durch ſeine Kurzweil gemacht! Und nun zieht er die muthigſten und tapferſten Jünglinge an ſich und lebt mit ihnen brüderlich. Warum thut er das? Hat er dabei wohl gute Abſichten? Das müſſen wir erfahren. Laßt uns ein Feſt anſtellen, und das Fürſtlein dazu einladen! Da können wir ihn prüfen, wie er gegen uns und das Land geſinnt iſt. Wir bringen ihm einen Becher mit Wein zu; trinkt er nicht, ſo hat er Böſes im Sinne, und trinkt er, ſo plaudert er uns gewiß, was er im Schilde führt, denn im Weine iſt Wahrheit. Bemerken wir nun, daß er es nicht gut mit uns und mit dem Lande meint, ſo machen

wir es kurz, und reißen ihm den Kopf ab. Denn es gibt ja mehrere Fürsten in Rußland, aus denen wir einen nach unserm Herzen wählen können; und wäre das nicht, nun Brüder, — so können wir uns auch wohl ohne Fürsten behelfen.“ —

Da standen die Posadniks alle auf und neigten sich vor dem klugen Tschukin, und riefen mit einer Stimme: „Du hast weise gesprochen. Es geschehe, wie Du gesagt hast.“ —

Und am folgenden Morgen mit Tagesanbruch machte man Anstalt zum Feste. Auf dem großen Saale des Rathhauses stellte man Tische von Eichenholz und bedeckte sie mit weißen Tüchern. Darauf brachte man Zuckerwerk und eingemachte Früchte, und ordnete Alles zierlich. An den Wänden umher standen Fässer mit Wein und Bier, und daneben hingen die reinlichen Trinkgeschirre von Gold und Silber und kostbarem Holze. Als Alles in Ordnung war, wurden einige der Posadniks auf die Burg geschickt, um die Fürstin und ihren Sohn zum Feste einzuladen. Nachdem sie ihre Worte angebracht hatten, antwortete ihnen die brave Matrone Amelpha Timopheiewna folgendermaßen: „Für mich ist Spiel

und Tanz vorbei, das Lachen iſt vorüber. Damals als meine Sonne noch ſchien, als Boguslai, mein Gemahl und euer Fürſt, noch lebte, da war ich auch luſtig und fröhlich; aber jetzt, da meine Sonne nicht mehr ſcheint, ſitz' ich traurig und einſam in meinem Gemache. Doch vielleicht ziert mein Sohn Waſſili Boguslajewitſch euer Feſt mit ſeiner Jugend, wenn ihr ihn ſelbſt dazu ladet." — Auf dieſes Wort eilten die Poſadniks zu dem Fürſtlein, und baten ihn mit vielen höflichen Worten, ihr Ehrenmahl mit ſeiner Jugend zu zieren, und das Fürſtlein verſprach ihnen, zu kommen, wenn es ſeine Mutter erlaube. Darauf ging er zu ſeiner Mutter und bat ſie um Erlaubniß, dem Feſte der Nowgoroder beizuwohnen. Die Fürſtin gewährte ihm dieſe Bitte, gab ihm aber dabei manche gute Lehre über ſeine Aufführung unter den verſchmitzten Poſadniks, die ſie ſehr gut kannte. „Trinke," ſagte ſie, „trinke mein Sohn, nur trinke nicht zu viel: denn die Poſadniks ſind liſtig, ſie werden Dich prüfen wollen. Darum ſei auf Deiner Huth. Und fangen ſie an zu prahlen mit ihrer Stärke, ihrer Klugheit, ihrem Reichthum, ſo laß ſie prahlen. Schweige und prahle mit nichts. Vor allen Dingen aber ſei

höflich und freundlich, und beleidige Niemanden durch Grobheit.“ — Nach dieſen Worten küßte ſie ihn, und Waſſili ging zum Feſte.

An der Treppe des Rathhauſes empfingen ihn die Poſadniks und führten ihn hinauf in den Saal. Hier wieſen ſie ihm den erſten Platz an. Aber das Fürſtlein dankte ihnen für die Ehre, und ſetzte ſich unten an. Da nahmen ihn die Poſadniks unter die Arme, und führten ihn an die erſte Stelle. „Hierher ſetze Dich, Fürſtenſohn,“ ſagten ſie, „das iſt Dein Platz. Hier hat Dein Vater Voguslai oft geſeſſen.“ — Nun reichten ſie ihm einen Becher mit ſüßem Weine und Waſſili trank und aß dazu von dem Zuckerwerk und den eingemachten Früchten, die ſie ihm vorſetzten. Dabei aber ſaß er wie eine Jungfer, ohne ein Wort zu ſagen.

Unterdeſſen fingen die Poſadniks an luſtig zu werden. Sie ſchwatzten hin und her, endlich ging es ans Prahlen. Der eine prahlte mit dieſem, der Andere mit jenem. Dieſer lobte ſein gutes Pferd, Jener ſein junges Weib. Der Eine rühmte ſich ſeiner Stärke, der Andere ſeines Reichthums und der Dritte ſeiner Klugheit. Alle ſchrieen durcheinander und Einer ſuchte es dem An-

dern zuvor zu thun. Aber Waſſili Boguslajewitſch ließ ſich nicht verführen, er ſaß ſtill und ſchweigend da, und ließ die Andern prahlen, wie ſie wollten, ohne ſich drein zu mengen. Da wandten ſich zwei der vornehmſten Poſadniks, der kluge Iſchukin und der reiche Satka, an ihn und redeten ihn alſo an: „Warum ſitzeſt Du ſo ſtill und einſam, Fürſtlein? Du haſt ja genug, womit Du Dich rühmen kannſt, und doch ſchweigſt Du?“ — Darauf antwortete ihnen der Jüngling mit beſcheidner Miene: „Ihr ſeid ehrenvolle und wurdige Männer, Poſadniks, und es geziemt euch, frei und keck zu reden. Aber wie würde es mir anſtehen, vor euch zu prahlen, der ich noch jung und eine vaterloſe Weiſe bin? Zwar hab' ich Geld und Silber und Schätze; aber ich habe ſie nicht geſammelt. Einſt kommt auch meine Zeit, und dann werd' ich auch ein Wort reden können.“ — Ueber dieſe kluge und beſcheidne Antwort erſtaunten die Poſadniks, und fingen an, heimlich unter einander zu ziſcheln und ſich zu berathen. Als ſie ihren Entſchluß gefaßt hatten, fullte Iſchukin einen großen Becher mit ſtarkem Weine, und reichte ihn dem Fürſtlein mit folgenden Worten. „Wer Großnowgorod und das Land der Slawen

liebt, der leert dieſen Becher!“ — Da konnte ſich Waſſili nicht weigern zu trinken; er nahm den Becher und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen. Als nun die Poſadniks wieder anfingen zu prahlen, ſo wirkte der ſtarke Wein, und Waſſili konnte ſich nicht länger halten: „Hört,“ rief er, „ihr Prahlhänſe! hört, wer Waſſili Boguslajewitſch iſt, und ſchweiget. Waſſili iſt Herr von Rußland, und das ganze Land der Slawen iſt ihm unterthan. Nowgorod muß ihm Steuern und Gaben zollen, und die Poſadniks ſollen ſich vor ihm neigen.“ —

Dieſe Worte machten die Poſadniks toll und raſend. Sie ſprangen von ihren Sitzen und ſchrieen durcheinander: „Nein, Du ſollſt nicht über Rußland herrſchen, und wir werden uns nicht vor Dir neigen. Du biſt wild und grauſam, und überhaupt brauchen wir keinen Herrſcher. Darum verlaſſe unſre Stadt und unſer Land, und zwar morgen am Tage: und gehſt Du nicht gutwillig, ſo werden wir Dich zu zwingen wiſſen.“

„Ich fürchte weder euch noch ſonſt Jemanden,“ antwortete Waſſili, „verſammelt meinetwegen die ganze nowgorodſche Macht, ich nehme es mit ihr auf, und wir wollen ſehen, ob ihr mich zwingen werdet, mein Land zu

verlaſſen; denn Nowgorod und das Land der Slawen iſt mein, und ihr ſeid meine Unterthanen." — Mit dieſen Worten ſtand er auf, ging mitten durch die erſchreckenen Poſadniks, die ihm von allen Seiten Platz machten, hindurch, und verließ den Saal und das Rathhaus.

Als er fort war, erholten ſich die Poſadniks nach und nach von ihrer Beſtürzung. Sie lachten nun über die Prahlereien des Knaben, wie ſie ihn nannten. Doch beſchloſſen ſie auf alle Fälle, die Kriegsmacht Nowgorods zu verſammeln, um das Fürſtlein zum Abzug zu zwingen. „Seine jungen Knochen," rief Satka, „werden auf der Haide bleichen, unter Regen und Schnee, denn wie kann der Knabe gegen uns beſtehen?" —

Die Sturmglocke ertönte nun in der ganzen Stadt, und die ſtreitbare Mannſchaft verſammelte ſich auf dem Markte. Als die brave Matrone Amelpha Timopheiewna das hörte, erkundigte ſie ſich nach der Urſache, und da ſie erfuhr, wie Waſſili Boguslajewitſch die Poſadniks durch kühne Worte erzürnt habe, ging ſie zu ihm in das hohe Gemach, und ſtrafte ihn mit ernſten Worten für ſeine Unbeſonnenheit. Da ſie aber merkte, daß er berauſcht

war, ſo nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn in den Keller, wo ſie ihn bleiben hieß, bis er den Rauſch ausgeſchlafen habe.

Darauf eilte ſie in ihre Schatzkammer und nahm eine goldne Schaale, füllte ſie mit Edelſteinen, Rubinen, Smaragden und Diamanten, und ging in Begleitung ihrer Frauen auf das Rathhaus zu den verſammelten Poſadniks. Als ſie in den Saal trat, neigte ſie ſich ſehr tief, ſetzte die goldne Schaale auf den Tiſch, und redete ihnen ſanft und freundlich zu, ſie möchten ihrem Söhnlein die unbeſonnenen Worte vergeben, die er im Rauſche ausgeſtoßen habe. Er ſei noch jung, und wenn ſie es nicht ſeinet- und ihretwegen thun wollten, ſo möchten ſie es aus Liebe zu ihrem verſtorbenen Fürſten Boguslai thun, der ſich ſo wohl verdient um ſie und Nowgorod gemacht habe.

Aber dieſe freundlichen und demüthigen Worte machten die Poſadniks noch ſtolzer, und ſie antworteten der Fürſtin ungeziemend und grob. „Packe Dich fort, altes Weib!“ riefen ſie wild durch einander, „mit Dir haben wir nichts zu ſchaffen. Dein Gold und Deine Edelſteine

brauchen wir nicht. Wir verlangen nichts als den Kopf Deines frechen Knaben.“

Unter bittern Thränen kehrte die brave Matrone nach ihrem Schlosse zurück, wo sie die Pforten und Thore zu schließen befahl, und nun bekümmert auf den Ausgang dieser traurigen Begebenheit harrte.

Am andern Morgen ganz früh rückten die Posadnik mit der ganzen nowgorodschen Macht gegen das fürstliche Schloß, und umzingelten es von allen Seiten. Darauf sprengten sie die starken Pforten und Thore, und die Schaaren wogten nun durch die offenen Räume in den geräumigen Hof.

Von dem Geräusche der Waffen und dem Geschrei der muthigen Nowgoroder erwachte Wassili Boguslajewitsch in seinem Keller. Er sprang auf die muntern Füße und eilte nach der Thüre. Als er sie verschlossen fand, öffnete er sie durch einen Faustschlag, und mit zwei Sprüngen war er mitten auf dem Hofe. Da ihn die Nowgoroder erblickten, stürzten sie auf ihn los. Er war ohne Waffen. Aber schnell ergriff er einen schweren Balken, der roh behauen auf dem Hofe lag, und ging nun auf die Nowgoroder los. Bald waren sie vom Hofe

gejagt, und Waſſili eilt ihnen nach. Unter ſeinen gewaltigen Schlägen fallen ſie zu Hunderten, und unaufhaltſam drängt er ſie immer weiter. Seine ſchreckliche Waffe fliegt hin und her, und macht weite Oeffnungen in den flüchtigen Haufen. Umſonſt flehen ſie um Schonung und verſprechen Gehorſam und Treue. Das jugendliche Blut des Jünglings kocht; er hört ſie nicht in ſeinem Zorne, und unerbittlich jagt er ſie gegen den reißenden Wolchow.

Bei dieſem Anblick verließen die Poſadnils den Kampfplatz eilig und begaben ſich aufs Rathhaus. Hier nahmen ſie eine goldene Schaale, füllten ſie mit Edelſteinen und eilten nach dem Schloſſe zu der braven Matrone Amelyba Timofejewna. Sie traten auf die Straße dem hohen Gemache der Fürſtin gegenüber — denn auf den Hof wagten ſie ſich nicht — neigten die ſtolzen Häupter bis zur Erde und riefen laut und kläglich: „Ach, erbarme Dich doch unſer, Fürſtin und Mutter, verlaß uns nicht. Wir haben Deinen lieben Sohn, Waſſili Wſeslajewitſch, unſern Herrn, erzürnt, und in ſeinem Zorne macht er Nowgorod zur Wüſte. Verlaſſe uns nicht und lege ein gutes Wort für uns ein, damit

er ſeinem mächtigen Zorn Einhalt thue.“ — Die Fürſtin hörte ihre Klagen, aber ſie zeigte ihnen ihre hellen Augen nicht, ſondern ließ ihnen durch eine Magd ſagen: „Wie ihr die Sache angefangen habt, ſo endigt ſie auch. Ich bin ein altes Weib, was gehen mich eure Fehden an!“ —

Da ſchlichen die Poſadniks kopfhängend zurück aufs Rathhaus und ſetzten eine Schrift auf, durch welche ſie ſich, nebſt Stadt und Land, dem Fürſtlein unterwarfen, und ihn zum Herrn von Nowgorod und ganz Rußland erklärten. Sie ertheilten ihm volle Macht und Gewalt, Steuern und Gaben zu nehmen, wie es ihm gefiele und zu ſchalten und walten nach ſeinem Gutdünken. Mit dieſer in aller Form abgefaßten Urkunde eilten ſie auf das Schloß zu Waſſili's Waffenbrüdern, Fomuſchka dem Dicken und Voganuſchka dem Kleinen, und flehten demüthig um ihre Fürbitte bei dem Fürſtlein. „Wir ſind ſeine Unterthanen,“ riefen ſie, „hier ſind die Akte unſerer völligen Unterwerfung.“

Die Ritter wurden gerührt durch das Flehen ihrer Landsleute, und warfen die Keulen weg, die ſie ſchon in

den ſtarken Fäuſten hielten, um mit ihrem Waffenbruder gegen Nowgorod zu ſtreiten. Sie nahmen die Schrift der Poſadniks, und eilten mit ihnen auf den Kampfplatz. Noch in der Entfernung hielten ſie ſchon die Urkunde in die Höhe und riefen mit lauter Stimme: „Heil Dir, Waſſili Voguslajewitſch, Fürſt von Nowgorod und Rußland! Höre auf zu würgen. Du mordeſt Deine eignen Unterthanen. Die Poſadniks, nebſt Stadt und Land, legen ſich Dir zu Füßen. Du biſt unumſchränkter Herr von Nowgorod und allen dazu gehörigen Ländern und Gebiete. Hier iſt die Akte der Unterwerfung.“ Als ſie näher gekommen waren, warfen ſie ſich mit allen Poſadniks zur Erde nieder, und das Volk folgte ihrem Beiſpiel und alle riefen: „Heil unſerm Fürſten und Herrn Waſſili Voguslajewitſch!“

Da that das Fürſtlein ſeinem mächtigen Zorne Einhalt, und ſein ſtarker Arm ruhte. Er nahm die Schrift der Poſadniks, und verſprach ihnen und allem Volke Verzeihung und Gnade. In Jubel kehrte man nach der Stadt zurück und Waſſili herrſchte über Nowgorod. Seine Regierung war glücklich, Handel und Wan-

bei blühte; weder innerliche Unruhen noch äußere Kriege ſtörten die Ruhe und das Glück der Bürger; denn Alles fürchtete ſich vor ihm und ſeinen Waffenbrüdern Jomuſchka dem Dicken und Bogdanuſchka dem Kleinen. —

R
Das Zauberpferd

Märchen-Schatz.

Sammlung der schönsten Märchen und Sagen

aller Zeiten und Völker.

Bearbeitet und herausgegeben

von

O. L. B. Wolff.

Zweiter Band.

Leipzig, 1846.

Druck und Verlag von Otto Wigand.

Niedlich.

Ein franzöſiſches Feenmärchen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die ganz gutmüthig und einfach über ihre Unterthanen herrſchten, welche eben ſo gute Leute waren wie ſie, weshalb ſich denn auch beide Theile ſehr wohl dabei befanden. Da aber jeder Stand in der Welt ſeine Mühen und Sorgen hat, ſo waren der König und die Königin auch nicht frei davon; ihr Glück wurde nämlich ſehr getrübt durch eine Fee, welche ſie ſchon von Jugend auf beſchützt hatte. Fee Brummtopf, ſo hieß ſie nämlich, murmelte immer zwiſchen den Zähnen, wiederholte hundert Mal dieſelben Worte, und tadelte Alles, was man that, wie überhaupt Alles, was je gethan worden war. Dieſen ein-

zigen kleinen Fehler abgerechnet, war sie übrigens die beste Seele von der Welt, und es machte ihr große Vergnügen, Jemandem dienstlich und gefällig zu sein. Die Ehe des königlichen Paares war bisher noch immer kinderlos geblieben, aber so oft der König und die Königin die Fee Brummtopf baten, ihnen Kinder zu schenken, antwortete sie ihnen jedes Mal: „Kinder! Wozu Kinder? Um sie schreien zu hören und vor Aerger darüber, eben so wie ich, aus der Haut zu fahren? Wozu nützen Kinder? Man weiß nicht, was man mit ihnen anfangen soll, sie machen Einem nur Noth und Sorge!“ Solche und ähnliche Redensarten waren die einzigen, die der König und die Königin auf ihre vielen Bitten zur Erwiderung bekamen, und die böse Laune und der häßliche Ton, mit welchen sie sie aussprach, machten dieselben unausstehlich. Der gute König und seine Frau verloren aber doch nicht die Geduld, so daß endlich der Fee selbst die Geduld riß und sie ihnen plötzlich sieben Prinzen auf ein Mal bescheerte. Die Königin bemerkte ganz bescheiden, daß sie nun viele Kinder habe. Fee Brummtopf entgegnete aber ganz knurrig: „Du hast ja Kinder haben wollen, Frau Königin, nun hast Du

welche nach Deinen Wünſchen, und damit Du nicht zu wenig habeſt, will ich die Zahl verdoppeln. Geſagt, geſchehen: die Königin bekam noch ſieben Prinzen auf ein Mal und hatte nun vierzehn. Darüber wurde ſie ganz betrübt; vierzehn Prinzen von Geblüt, das iſt auch kein Spaß; denn wenn man auch noch ſo reich iſt, vierzehn Prinzen zu ernähren, zu erziehen und anſtändig unterzubringen, das koſtet ein ſchönes Geld. Der Fee Prunkteyf war das übrigens ganz Recht; vierzehn Prinzen brauchten viel Bedienung, und da hatte ſie denn den ganzen Tag reiben Stoff, bald dieſe Wärterin, bald jene Bonne, bald dieſen Bedienten, bald jenen Hofmeiſter zu tadeln und auszuzanken, und wenn ſie einmal in die Kinderſtube kam, ſo konnte man vor dem Lärm, den ſie machte, kein eigenes Wort mehr hören. Im Grunde meinte ſie es aber doch herzlich gut und verſprach der betrübten Königin, daß ſie ſich redlich der Prinzen annehmen und dereinſt für ſie ſorgen würde. Es war damals noch gute Zeit und ging ſehr einfach an den fürſtlichen Höfen zu; die jungen Prinzen ſpielten alle Tage mit den Bürgerkindern, weil ſie mit dieſen dieſelbe Schule beſuchten, und Niemand hatte dagegen etwas ein-

zuwenden, was jetzt schwerlich der Fall sein würde, denn jetzt ist Alles vornehmer geworden, sogar die Könige.

Dicht neben dem Palaste wohnte in jenen Tagen ein ehrlicher Köhler, der sehr ruhig in seinem Häuschen von dem lebte, was der Verkauf seiner Kohlen ihm einbrachte. Alle seine Nachbarn schätzten ihn als den redlichsten Mann von der Welt, der König selbst setzte großes Vertrauen in seine Fähigkeiten und fragte ihn oft um Rath in Regierungsangelegenheiten. Er hieß kurzweg im ganzen Lande der Köhler, und zehn Meilen in der Runde wollte Niemand andere Kohlen haben als die seinigen, weshalb er auch alle Haushaltungen, selbst die der Edelleute und der Feen damit versorgen mußte. Ueberall, wohin er welche brachte, hatte man ihn lieb, so daß sich selbst die kleinen Kinder nicht vor ihm fürchteten und man nirgends zu ihnen sagte: „Seht artig, sonst nimmt Euch der Kohlenbrenner mit.“ Wenn er den ganzen Tag gearbeitet hatte, so kehrte er Abends in sein Häuschen zurück, um sich seiner Ruhe und seiner Freiheit zu erfreuen denn er war Herr in seinem Hause. Seine Frau war schon lange gestorben und hatte ihm nur ein einziges Töchterchen hinterlassen, das Nerlich hieß, weil es

gar zu niedlich war. Dieß Kind liebte er über alle Maaßen; er hatte aber auch Recht, denn ein niedlicheres kleines Mädchen war auf der ganzen Erde nicht mehr zu finden; trotz dem Kohlendampf, der es umgab und den geringen Kleidern, die es trug, sah es immer reizend und anmuthig aus, und alle Welt mußte ihm gut sein wegen seiner wunderbaren Lieblichkeit. Der jüngste Sohn des Königs, der kleine Prinz Pudsink, ein eben so lebhafter als hübscher Knabe, war der holden Niedlich daher auch über alle Maaßen zugethan, zog sie allen anderen Kindern seiner Bekanntschaft vor und wollte nur mit ihr spielen, so daß man sie auch immer zusammen sah und sie gar nicht ohne einander leben konnten. Der ehrliche Köhler indessen, der mit der Zeit sein Alter herannahen fühlte, machte sich Sorgen über Niedlich's Schicksal, wenn er einmal nicht mehr am Leben sein würde. Denn die Zuneigung des Königs zu ihm, däuchte ihm doch nicht hinreichend. „Der König," — sagte er zu sich, wenn er darüber nachdachte — „hat selbst eine starke Familie und muß die Zee schon um so Vieles für sein eigenes Bedürfniß bitten, daß er gewiß nie den Muth haben wird, ein gutes Wort für mein Kind einzulegen.

Wenn er mir auch verſpräche es zu thun, ich würde mich nicht darauf verlaſſen. Denn" — damit ſchloß er immer ſein Selbſtgeſpräch — „im Grunde iſt der arme König doch weit ſchlimmer daran als ich; der hat vierzehn zu verſorgen, ich nur eins; ſeine ſind Prinzen, meine iſt nur ein Bürgermädchen; da findet meine leichter ein Unterkommen, ein armes Bürgermädchen ſchlägt ſich ſchon durch die Welt, die ſteht allein; ein armer Prinz aber nie, an dem hängen und ſaugen Hunderte und wollen von ſeinem Fett zehren." — Wenn er nun ſo recht darüber nachgedacht hatte, ſo wurde es ihm doch zuletzt ängſtlich um's Herz und er wußte ſich nicht zu helfen. So kam er denn eines Tages, den Kopf und das Herz noch voll Sorgen, zu einer ſehr wohlthätigen Fee, die ihn immer ſehr freundlich behandelte. Sie hieß die Fee Bonbon; es war dieſelbe, die, um den kleinen und großen Leckermäulern Vergnügen zu machen, die bekannten Zuckerplätzchen erfunden hat, welche ihr auch ihren Namen verdanken. Als dieſe gute Fee nun den Köhler ſo bekümmert ſah, fragte ſie ihn, was ihm fehle, und da er ihr eine höchſt verſtändige Antwort gab, verſprach ſie ihm mit Hand und Mund, ſich der kleinen

Niedlich anzunehmen und befahl ihm, sie am nächsten Sonntage mitzubringen. Der Köhler gehorchte, als die bestimmte Zeit gekommen war, auf das Pünktlichste, ließ die kleine Niedlich ihre besten Kleider und die neuen bunten Pantöffelchen anziehen, die er ihr Tages vorher gekauft hatte und machte sich mit dem lieblichen Töchterchen auf den Weg. Niedlich hüpfte vor ihm her, lief dann wieder zurück und faßte ihn an der Hand und rief in Einem fort: „Wir gehen auf's Schloß, wir gehen auf's Schloß!" — denn weiter hatte ihr Vater ihr nichts gesagt.

Als sie dort ankamen, nahm die gute Fee Bonbon sie sehr freundlich auf, aber so schön wie es auch im Schlosse war, und so viel Bonbons und andere Süßigkeiten sie bekam, so wollte sich Niedlich doch nicht zufrieden geben, als ihr Vater weg ging und sie dort zurückließ. Zum ersten Mal in ihrem Leben fing sie an zu weinen und konnte gar nicht aufhören. Das rührte die Fee außerordentlich, so daß sie Niedlich gleich sehr lieb gewann, und Alle die zugegen waren sagten: „Meine Tochter würde nicht so weinen, wenn sie sich von mir trennen müßte."

Endlich ließ ſich die kleine Nicklich aber doch beſchwichtigen und war nun in Allem der guten Fee Bonbon ſo gehorſam und ergeben, daß dieſe ſie nie zu ſchelten, ja ihr nicht einmal dieſelbe Sache zwei Mal zu ſagen brauchte und ihre wahre Freude an ihr hatte. Wenn ihr Vater kam und ſie beſuchte, ſo lief das artige Kind ihm immer entgegen und fiel ihm um den Hals, ohne Furcht, ſich die ſchönen Kleider zu beſchmutzen, die die gute Fee ihr geſchenkt hatte. Nachdem ſie ihren lieben Papa recht geherzt und geküßt, erkundigte ſie ſich jedes Mal bei ihm nach ihrem Freunde dem Prinzen Puchſink und gab ihm ihre beſten Spielſachen und Bonbons für ihn mit. Der Köhler beſtellte das immer ſehr gewiſſenhaft und der Prinz bat ihn dann ſtets, ihr zu danken und ihr zu ſagen, wie lebhaft er wünſche, ſie einmal wieder zu ſehen.

So war Nicklich zwölf Jahre alt geworden und es begab ſich, daß die Fee Bonbon, die ihr außerordentlich gut war, eines Tages ihren Vater zu ſich in ihr Kabinet kommen ließ und ihn bat, ſich zu ſetzen, denn ſie wollte nicht, daß der alte Mann vor ihr ſtehen ſollte. Der Köhler bedankte ſich zwar, aber die Fee ließ nicht nach,

ſo daß er endlich gehorchen mußte, obgleich es ihm ſelbſt wunderlich vorkam, mit ſeinen von Kohlen geſchwärzten Kleidern ſich in einen Lehnſtuhl von weißem Taffet zu ſetzen und er nicht wußte, wie er es anfangen ſolle, daß ſeine Jacke nicht abfarbe. Als er endlich ſaß nach vielen Nöthigungen der Fee, ſagte dieſe zu ihm: „Alter Freund, ich liebe Deine Tochter.“ — „„Gnädige Frau““ — antwortete er — „„Ihr ſeid ſehr gütig, aber Ihr habt Recht, denn es iſt ein gar liebes Kind.““ — „Ich will mit Dir berathen, was ich thun ſoll“ — ſagte nun die Fee — „ich muß nämlich bald auf längere Zeit in ein anderes Land verreiſen.“ — „„O, da habt die Gnade und nehmt ſie mit““ — entgegnete der Köhler. — „Das kann ich nicht“ — verſetzte ſie — „aber ich kann ſie gut verſorgen. Sage mir nur, wie es Dir am Liebſten wäre.“ — „„Da wollte ich doch gehorſamſt bitten““ — erwiederte der Köhler — „„daß Ihr die Güte hättet und ſie zur Königin eines kleinen Königreichs, ganz nach Eurem Gefallen machtet.““ — Sehr erfreut über dieſen Vorſchlag, ſtellte ihm die Fee vor, daß, je höher Jemand ſtehe, deſto mehr Sorgen und Mühen er habe; der Köhler verſicherte ihr dagegen,

Sorgen und Mühen gabe es überall und die des Königthums ließen ſich noch am Leichteſten ertragen. „Ich bitte Euch ja nicht, — gnädigſte Frau Fee" — ſagte er — „mich zum Könige zu machen; ich will ein Kohlenbrenner bleiben, das iſt mein Handwerk, das ich verſtehe und das Königshandwerk begreife ich vielleicht gar nicht; aber Nicklich iſt noch jung; die kann es lernen, darum ſchlage ich es Euch vor: ſo übermäßig ſchwer iſt es auch nicht, ich ſehe ja alle Tage, wie ſie's damit machen." — „„Nun"" — erwiederte die gute Fee Bonbon, indem ſie ihn entließ, — „„ich will ſehen, was ich thun kann, das ſage ich Dir jedoch im Voraus, Nicklich wird Viel zu leiden haben und es ihr ſehr ſauer werden."" — „Gut, gnädige Frau von Bonbon," — antwortete er — „ich habe es mir ſauer werden laſſen und bin doch nichts Rechtes geworden, ſo ſeid wenigſtens ſo gütig und macht ſie zur Königin: mehr verlange ich gar nicht." Mit dieſen Worten empfahl er ſich.

Die Fee Prunmtopf hatte mittler Weile faſt ſämmtliche vierzehn Prinzen untergebracht und Einige davon in die weite Welt geſandt, um ihr Glück zu ſuchen, wobei ſie denn am Ende Königreiche gefunden, die

Anderen aber mit reichen Prinzessinnen vermählt, so daß sie wenigstens keine Noth litten. Nur für den kleinen Prinzen Buchfink hatte sie noch Nichts gethan. So kam sie eines Tages an den Hof in ihrer gewöhnlichen angenehmen Stimmung und sah, daß Papa und Mama König ihren jüngsten Sohn sehr hätschelten. „Ei" — sagte sie — „das ist einmal ein recht verzogener Junge, aus dem wird sein Lebtage Nichts; ich wette der weiß nicht Mir noch Mar. Sag mir einmal Deine gestrige Lektion her, Mussje; wenn Dir aber ein Wort fehlt, so setzt es Hiebe." Buchfink sagte nun seine Lection her, die er wie immer vortrefflich wußte und bestand bei dem Examen überhaupt so meisterhaft, daß es für seine Jahre außerordentlich war. Der König und die Königin wagten nicht, ihre Freude darüber laut werden zu lassen, aus Furcht, die böse Laune der Frau von Brummtopf dadurch zu verdoppeln, denn diese behauptete jetzt, der dem Prinzen ertheilte Unterricht sei nicht einen Heller werth und viel zu schwer und zu gelehrt für ihn. Dann fragte sie den König und die Königin: „Warum habt Ihr Euch noch Nichts für den da bei mir ausgebeten. So seid Ihr aber immer; alle Euere einfältigen

Jungen habe ich unterbringen müssen, sie sind die dümmsten Könige der Welt, und dieser da, aus dem noch etwas werden kann, der wird von Euch verzogen, weil er Euer Nestquakel ist. Das leide ich aber nicht länger; er muß gleich fort; er ist ein hübscher Junge und es wäre Sünde, ihn noch länger bei Euch zu lassen; ich will mir keine Vorwürfe zu machen haben; die Leute wissen, daß ich Euere Freundin bin und sollen nicht sagen, daß ich Euch in Eueren Thorheiten bestärke. Nur keine Umstände; überlegen wir mit einander, wie wir es am Besten machen, denn ich bin gar nicht eigensinnig und nehme gern guten Rath an." — Der König und die Königin sagten sehr höflich, sie möge das bestimmen, denn sie wisse wohl, daß sie ihr gegenüber gar keinen Willen hätten. „Nun wohl" — entgegnete Fee Brummtorf — „er muß reisen; Reisen bilden einen jungen Menschen." — „„Sehr richtig"" — entgegnete König und Königin aus einem Munde — „„aber"" — fuhr die Königin fort — „„bedenkt, daß die anderen Prinzen unsere Kasse sehr erschöpft haben und daß uns die Mittel jetzt fehlen, ihn seinem Stande gemäß auf Reisen zu schicken. Das wäre doch sehr unangenehm, wenn die

Leute sagten: das ist ein Königssohn und reist wie ein armer Student.““ — „So eitel seid Ihr auch“ — knurrte die Fee — „wahrlich, Eitelkeit steht einem gut, wenn man vierzehn Kinder hat. Ihr sagt, die anderen Jungen hätten Euch so viel gekostet; freilich, was ich für sie gethan, das bringt Ihr gar nicht in Rechnung. Was haben sie Euch denn gekostet? Das Bischen Essen und Trinken als sie noch zu Hause waren und die Paar Koffer voll Kleider als sie abreisten. Wer hat denn alles Andere hergegeben? Ihr nicht, ich; aber Ihr seid undankbare Menschen, Ihr.“ — „„Gnädige Frau““ — antwortete die Königin — „„mein Mann hat alle Ausgaben im Haushaltungsbuche aufgeschrieben; Ihr könnt Euch selbst überzeugen.““ — „Schöne Dinge“ — versetzte Fee Brummtopf — „seit wann hat man denn gehört, daß ein König Buch führt über Einnahme und Ausgabe wie ein Schneidermeister? Das ist sehr königlich, wahrhaftig. — Was helfen mir denn alle meine guten Rathschläge, wenn Ihr Euch so benehmt. Schämt Euch! Aber ich will mich nicht ärgern, sondern dem Dinge ein Ende machen. Der Junge ist lebhaft wie ein Schmetterling und wird unterwegs allen Leuten erzählen. Ich

bin ein Prinz und mein Vater ist ein König. Nicht wahr?" — „„Gnädige Frau Pathe"" erwiederte Prinz Puckfink — „„ich werde nur sagen, was Sie mir befehlen."" — „Naseweiser Junge" — versetzte sie — „warte bis man Dich fragt. Du sollst gar Nichts sagen und ich werde Dich schon zu hindern wissen, Deinen verlauten Schnabel aufzuthun. Warte nur!"

Als sie dies herausgepoltert hatte, berührte sie ihn mit ihrem Zauberstabe und verwandelte ihn in den kleinen Vogel, der noch heutigen Tages seinen Namen trägt. Der König und die Königin wollten ihn umarmen, aber das ging nicht mehr, weil er so klein geworden war, sie mußten ihn auf den Finger setzen. Kaum hatten sie jedoch die Zeit ihn zu küssen, denn er floh fort, der Fee gehorsam, welche die sonderbaren Worte aussprach: „Flieg wohin Du kannst, thu was Du sollst." Die Thränen des Königs und der Königin rührten zwar die Fee Pimmintopf ein Wenig, aber dennoch sagte sie: „So seid Ihr, es geschieht Euch jedoch ganz recht." — Darauf setzte sie sich in ihre Chaise, welche sechs Glühern und sechs Hahne zogen, die einen abscheulichen Lärm machten und fuhr sehr eilends in

die Versammlung der Feen, die gerade an demselben Tage Statt fand. Zufällig kam sie dort gerade neben der guten Fee Bonbon zu sitzen, und da der Mund leicht übergeht von dem, wovon das Herz voll ist, so erzählte sie dieser, welche Sorge es ihr gemacht, die vierzehn Prinzen anständig unterzubringen, wobei sie denn nicht wenig den König und die Königin auszankte, als seien diese selbst gegenwärtig. Endlich fragte sie ihre Frau Kollegin, ob sie nicht ein Königreich oder eine Prinzessin für den kleinen Buchfink zur Verfügung hätte. Die Fee Bonbon, bekanntlich die beste Seele von der Welt, der dieses ewige Schelten und Zanken ganz zuwider war, erwiderte ihr, sie wolle sich sehr gern damit befassen, doch nur unter der Bedingung, daß Frau von Brummtorf sich gar nicht darein mische und ihr erlaube, den kleinen Prinzen erst auf die Probe zu stellen. „Thut was Ihr wollt" — versetzte diese noch stärker näselnd als je — „thun was Ihr wollt, wenn ich nur nicht mehr davon reden höre." Nun trat sie alle ihre Feenrechte auf Prinz Buchfink ab, und sie setzten sogar einen gültigen Contract darüber auf, den Beide vor Notar und Zeugen eigenhändig unterschrieben.

Beiden, welche bald einsah, daß ihre beiden Schutzlinge sehr zu einander paßten, beschloß, das noch genauer zu untersuchen, um ganz sicher zu gehen und Nicklich wahrhaft glücklich zu machen. Aber die Zeit drängte sie, denn der Tag ihrer Abreise war unwiderruflich festgesetzt und nahte mit großen Schritten. Sie mußte also auf die Mittel bedacht sein, durch die beide Gelegenheit fänden, auf Treue und Glauben selbst für sich sorgen zu können. Kurz's Erste sing sie nun Buchfink wieder ein, dem das Herumfliegen bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit großen Spaß machte und der sich nicht greifen lassen wollte, steckte ihn in einen Sack und brachte ihn nach ihrem Schlosse. Sobald der junge bezauberte Prinz Nicklich erblickte, wurde er wieder sehr lustig, sprang mit den Augen und wollte mit Gewalt aus dem Sacke heraus und zu ihr. Es machte ihm gar zu großes Vergnügen, wenn Nicklich zu ihm sagte: „Guten Tag mein Vögelchen; Gott wie hübsch bist Du!" aber es schmerzte ihn auch zur selben Zeit, ihr nur durch sein Zwitschern antworten zu können, doch machte er dasselbe so annuthig wie möglich und gab ihr alle Beweise seiner Zärtlichkeit, wie sie eben ein Vogel zu geben vermag.

Das rührte Nicklich sehr, ohne daß sie die Wahrheit ahnte; sie sagte ganz unbefangen zu der Bonbon, daß sie die Buchfinken von jeher sehr gern gehabt hätte, worauf ihr die gute Fee lächelnd den verzauberten Prinzen schenkte, unter der Bedingung, ihn zu hüten wie ihren Augapfel. Das versprach Nicklich sehr gern und that es auch mit großem Vergnügen. Als nun der Tag gekommen war, an welchem die Fee abreiste, sagte diese zu ihr: „Sieh wohl Acht auf den Buchfinken und laß ihn nicht aus dem Käfig: denn flöge er fort, so würden wir uns erzürnen.“ Darauf stieg die Fee in ihren löschpapiernen Wagen: ihr Schloß, ihre Gärten, ihre Dienerschaft und ihre Pferde schlugen mit ihr den Weg in die Lüfte ein und Nicklich blieb nun allein und traurig in ihrem porcellanenen Häuschen zurück, das zwar sehr hübsch war, aber was hilft alles Hübsche, wenn man betrübt ist. Der Garten bot stets Kirschen, Johannisbeeren und Orangen, kurz alle erdenklichen Früchte, immer reif und wohlschmeckend, der Backofen immer Biskuit, Theekuchen und Makaronen, die Speisekammer immer Confect und Eingemachtes dar und alle diese guten Sachen konnten sie wohl trösten und ihr Spaß

machen, aber ſie freute ſich doch nicht daran, denn der kleine Buchfink, der ihr lieb war, ſchlief beſtändig in ſeinem Käfig. Sie beſuchte ihn jeden Augenblick, doch er wachte nicht auf, und ſie machte ſogar der Fee in Gedanken Vorwürfe, daß ſie ſie eines ſo ſüßen Troſtes beraube. Endlich, nachdem ſie vergeblich alle Mittel verſucht hatte, ihn zu wecken, faßte ſie den Entſchluß, ſich dem Vogel näher zu bemachen, um zu ſehen, ob er nicht hinter das Geheimniß der Fee kame. Zwar that ſie das nicht ohne Angſt und Gewiſſensbiſſe, wie man ſie immer empfindet, wenn man gegen ein ausdrückliches Gebot handelt; ſie öffnete ſogar mehrere Mal den Käfig und machte ihn ſchnell wieder zu; endlich aber ſchalt ſie ſelbſt über ihre Zaghaftigkeit, faßte Muth und nahm den Vogel in ihre beiden kleine Hand. Kaum war er heraus aus dem Käfig, als er fort flog und ſich auf den Rand eines Fenſters ſetzte, das ſie zum größten Unglück nicht zugemacht hatte, ſo wenig hatte ſie daran gedacht, daß ihr das begegnen könne. Verwirrt und erſchreckt wollte ſie ihn wieder fangen, der Buchfink flog jedoch in den Garten und ſie ſprang ihm nach zum Fenſter hinaus, das zum Glück im Erdgeſchoß war; ſie war

jedoch so bestürzt, daß sie dasselbe auch gethan haben würde, wenn es im vierten Stock gewesen wäre. Mit den schönsten und zärtlichsten Worten suchte sie ihn zu locken, doch immer, eben wenn sie glaubte sie hätte ihn gewiß, flog er ihr fort, aus dem Garten über das Feld und nach einem großen Walde, was Niedlich mit dem größten Schmerz gewahrte, denn sie sah wohl ein, wie unmöglich es sei, einen Buchfinken im Walde zu fangen. Plötzlich aber verwandelte sich der Vogel, den sie nicht aus den Augen ließ, in den Prinzen, den sie als Kind gesehen hatte. „Wie, Sie sind es, Prinz Buchfink," rief sie aus, „und Sie fliehen mich?" — „„Ja, ich bin es, holde Niedlich,"" erwiederte er — „„aber eine übernatürliche Macht zwingt mich, Dir fern zu bleiben; ich will zu Dir, und werde daran gehindert." Sie sahen nun auch wirklich, daß sie immer vier Schritt weit zum Wenigsten auseinander bleiben mußten. Niedlich, entzückt über den Prinzen, vergaß, wie ungehorsam sie der Fee gewesen sei und ihre Furcht legte sich, je mehr sich die Liebe ihres Herzens bemächtigte.

Da Beide nicht nach dem Häuschen, das sie verlassen hatten, zurückzukehren wagten und auch den Weg nicht

wußten, ſo gingen ſie in den Wald, pflückten Nüſſe und thaten einander hundert Fragen, wie es ihnen gegangen, ſeitdem ſie ſich nicht geſehen hätten. Dann freuten ſie ſich über das Glück, ſich wiedergefunden zu haben und weideten ſich an der Hoffnung, nun beiſammen bleiben zu können. Endlich ſahen ſie ein Bauerhaus und gingen dahin, ſich ein Unterkommen für die Nacht zu erbitten und dort zu überlegen, was ſie am folgenden Tage beginnen ſollten. Der Prinz ſagte zu Rieklich, als ſie dicht daran waren: „Warte hier unter dem großen Baume, ich will erſt hingehen und mir das Haus und ſeine Bewohner anſehen.“ Als er darauf allein hinkam, traf er eine Frau, die vor ihrer Thür ſaß und fragte dieſelbe, ob ſie ihn und Rieklich für die Nacht in ihrem Hauſe aufnehmen wolle. Die Alte erwiederte ihm: „Ihr ſeht mir ſo aus, als ob Ihr Beide ungehorſame Kinder ſeid, die ihren Eltern weglieſen und nicht verdienen, daß man Mitleid mit ihnen habe.“ Buchfink wurde zwar etwas verlegen, ſagte ihr dann aber viele ſchmeichelhafte Dinge und bot ihr an, für ſie zu arbeiten, kurz er ſprach wie ein Liebender, der gern jedes Opfer bringt für die Geliebte, denn er fürchtete, daß Rieklich die Nacht im

Walde zubringen müſſe, den Wölfen und Wehrwölfen Preis gegeben, von denen er ſo viel Schlimmes gehört hatte. Während er nun die hartherzige Alte zu erweichen ſuchte, kam der Rieſe Koloquintius, der König oder richtiger der Tyrann des ganzen Landes, welcher in dem Walde jagte, zufällig dahin, wo Nicklich verweilte. Er fand ſie ganz allerliebſt und wunderte ſich ſehr, daß ſie ihn nicht auch ganz allerliebſt finde und nicht entzückt ſei ihn zu ſehen. Ohne ihr nur ein Wort zu ſagen, befahl er ſeinem Gefolge, das kleine Mädchen aufzuheben und ſie ihm unter den Arm zu ſtecken, worauf er ſeinem Roſſe die Sporen gab und mit ihr nach ſeiner Hauptſtadt ſprengte. Nicklich's Schreien und Jammern rührte ihn gar nicht und ſie bereute nur, da es zu ſpät war, ihren Ungehorſam. Durch ihr Geſchrei wurden Buchfink und die Alte in ihrer Unterhaltung geſtört; Buchfink lief raſch dahin, wo er Nicklich verlaſſen, aber wer beſchreibt ſeinen Schmerz, als er dieſe unter dem Arme des Rieſen ſah. Wäre er zur rechten Zeit dort geweſen, ſo würde er geſucht haben, ſelbſt auf Koſten ſeines Lebens die Gewaltthat zu hindern, jetzt blieb ihm jedoch Nichts übrig, als ihnen zu folgen. Dabei überraſchte ihn die Nacht,

er verlor ſie aus den Augen und ſetzte ſich ganz erſchöpft hin, um ſeinem Schmerz und ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen. Da gewahrte er plötzlich neben ſich ein Lichtchen, wie ein Johanniswürmchen. Anfangs achtete er nicht darauf, das Licht wurde aber immer größer und größer und endlich verwandelte es ſich in eine braungekleidete Frau, welche zu ihm ſagte: „Tröſte Dich, Buchfink, gieb Dich nicht der Verzweiflung hin; nimm dieſe Kürbisflaſche und dieſe Hirtentaſche. Du wirſt ſie immer mit dem gefüllt finden, was Du Luſt haſt zu eſſen und zu trinken; nimm auch dieſe Haſelrutbe und ſtecke ſie unter Deinen linken Fuß; wenn Du mich brauchſt, ſo rufe mich und ich werde jedes Mal kommen und Dir beiſtehen; das Hündchen hier hat Befehl, Dich nie zu verlaſſen, Du kannſt es brauchen. Lebe wohl, Buchfink, ich bin die gute Bonbon.“ Die Geſchenke hatten den kleinen Buchfink nicht ſonderlich gerührt, als er aber den Namen vernommen, den Nicklich ſo oft ausgeſprochen, ſank er der Fee zu Füßen, umfaßte ihre Knice und rief: „Ach, gnädige Frau, man hat Nicklich geraubt, wie iſt es möglich, daß Eure Hochwohlgeborne nicht hin eilen und ſie befreien?“ — „„Ich weiß, was ihr wider-

fahren iſt“ “ entgegnete Bonbon — „„aber ſie war ungehorſam, ich will nichts von ihr wiſſen; Du allein kannſt ihr beiſtehen.“ “ Bei dieſen Worten verloſch das Licht und Buchfink ſaß im Dunkeln und ſah ſeine Hand vor Augen nicht. Es freute ihn zwar ſehr, daß er nun Nicklich hülfreich ſein könne, aber Sorge und Angſt quälten ihn doch ſehr, und ſein neues Hündchen vermochte trotz allen Liebkoſungen nicht ihn zu zerſtreuen. Endlich brach der heiß erſehnte Tag an und er konnte nun ſeine Wanderung fortſetzen. Gegen Abend langte er in der Hauptſtadt an und hörte hier alle Welt nur von Nicklich's Schönheit und von Koloquintius Leidenſchaft für ſie reden. Man ſagte, daß der Rieſe ſie binnen kürzeſter Zeit ehelichen würde und bereits den Pallaſt für die neue Königin einrichten ließe. Dieſe Nachricht zerſchnitt dem kleinen Buchfink das Herz. Als die Leute, mit denen er darüber ſprach, ſeine Hirtentaſche ſahen, riefen ſie: „Das iſt ein hübſcher kleiner Schäfer, warum hütet er nicht die Schaafe des Königs, der einen Schäfer braucht und ihm gewiß dieſen hohen Poſten anvertrauen würde.“

Der Wunſch, in Nicklich's Nähe zu ſeyn, beſtimmte

ihn dieſen Wink zu benutzen. Er meldete ſich deshalb bei Koloquintius, der ihn ſich aufmerkſam beſah und ihm auch, da er nur anſtändige Behandlung und keinen Lohn verlangte, zu ſeinem geheimen Leibſchäfer ernannte. Dies neue Amt brachte ihn jedoch nicht in Niedlich's Nähe und ihm war alſo nicht ſonderlich damit geholfen; er hörte nur, daß Koloquintius ſehr traurig ſei, weil Niedlich ſeine Liebe nicht erwiedere und das tröſtete ihn ein Wenig. Als er nun, einige Tage ſpäter, ſeine Heerde geleitete, ſah er einen Prachtwagen, von zwölf beritteuen Negern mit blanken Säbeln begleitet, den Pallaſt verlaſſen und in dieſem Wagen ſaß Niedlich. — Heldenmüthig warf ſich nun der kleine Buchfink den Pferden entgegen, hielt ihnen ſeinen Hirtenſtab vor und rief donnernd mit ſeiner zarten Stimme: Elende' wo wollt Ihr hin." Als Niedlich ihren Buchfink in ſo großer Gefahr ſah, fiel ſie in Ohnmacht und auch ihm ſchwanden die Sinne. Wieder zu ſich kommend griff er zu ſeiner Haſelruthe und augenblicklich war die gute Fee Bonbon da. „Ach, gnädige Frau!" — ſagte er zu ihr — „Niedlich iſt verloren, vielleicht ſchon todt!" — „„Nein"" — erwiederte die Fee — „„Koloquintius läßt ſie nur in

den dunkeln Thurm bringen, wüthend über ihre Kälte gegen ihn und ihre Treue für Dich. Sieh nur zu, wie Du auch hinein kommſt; denke Dir etwas aus, ich werde Dir helfen; nur in einen Vogel kann ich Dich nicht verwandeln, da Du das ſchon einmal geweſen biſt. Uebrigens wird Niedlich viel zu leiden haben, denn der Thurm iſt ein ſchreckliches Gefängniß, aber es geſchieht ihr ſchon ganz recht, warum war ſie mir ungehorſam!" — Damit verſchwand ſie. — Der Prinz leitete nur — (eigentlich that es ſein Hündchen für ihn) höchſt betrübt die Schaafe des Königs auf dem Wege, den der Wagen mit Niedlich eingeſchlagen hatte, und erblickte bald den ſchrecklichen Thurm, der mitten auf einer großen Ebene ſtand und weder Thüren noch Fenſter hatte. Man konnte nur auf einem unterirdiſchen Wege, deſſen Eingang im benachbarten Gebirge ſich verſteckt befand und den man kennen mußte, hinein gelangen. Buchfink war ſehr erfreut, ein ſo geſchicktes Hündchen von der Fee erhalten zu haben, denn es beſorgte alle ſeine Geſchäfte, während er beſtändig ſeine Augen auf den dunkeln Thurm richtete. Je mehr er denſelben betrachtete, deſto mehr ſah er die Unmöglichkeit, hinein zu gelangen; aber die Liebe, die Alles

überwindet, gab ihm doch endlich die Mittel dazu ein. Nachdem er es tausend Mal bereut hatte, nicht mehr ein Vogel zu seyn, beschwor er die gute Fee Bonbon, ihn in einen papiernen Drachen zu verwandeln. Sie willigte ein und verlieh seinem Hündchen die Macht, es auszuführen. Dieses bellte drei Mal, nahm die Haselruthe in das Maul und berührte den Prinzen damit, der nun ein Papierdrache wurde, oder auch aufhörte es zu seyn, je wie es nöthig war. So gelangte denn Prinz Buchfink, durch die Hülfe seines treuen Hundes, erst auf den Thurm und dann hinein und zu Nichtlich. Es war keine geringe Freude für sie, die Versicherungen seiner Liebe zu hören und eben so ging es ihm als er ein Gleiches von ihr vernahm und dankbar drückte er ihr, denn er hatte trotz der Verwandlung seine Sprache behalten, seine tiefe Erkenntlichkeit aus. Ueber dieser Unterhaltung würde er ganz gewiß vergessen haben, daß er nicht immer auf dem Thurme bleiben könne und daß er seine Heerde weiden müsse, wenn sein Hündchen, pflichtgetreuer als er, nicht zur rechten Zeit den Bindfaden, an dem er befestigt war, wieder zurückgezogen hätte. So wie Buchfink nun wieder die Erde berührte, nahm er seine rechte Gestalt an und

trieb die Heerde nach dem königlichen Schaafſtalle zurück, aber er dachte an nichts Anderes als an das Vergnügen zu ſeinem lieben Nicklich zu fliegen, weshalb er auch immer ſehr betrübt war, wenn der Wind nicht ſtark genug wehte, um ihn ſteigen zu laſſen; ein Schmerz, den Nicklich mit ihm theilte. So trieben ſie es geraume Zeit und ſahen und ſprachen ſich, da es aber überall Leute giebt, die ſich in Dinge miſchen, welche ſie nicht angehen, Andere, die Alles wiſſen wollen und noch weit mehr Andere, die ſich ſtets abmühen, ſich den Vornehmen und Großen gefällig zu erweiſen, ſo wurde es bemerkt, daß ſich der Drache ſo oft auf dem dunkeln Thurme niederließ und dem Koloquintius mitgetheilt. Dieſer begab ſich ſogleich dahin, um die Verwegenen zu beſtrafen, welche es wagten, Nicklich auf dieſe Weiſe Briefe zukommen zu laſſen, denn es fiel ihm nicht ein, daß der Drache zu etwas Anderem dienen könne. Nicklich und Buchfink waren gerade in der lebhafteſten Unterhaltung begriffen und wurden in derſelben geſtört durch die Lebhaftigkeit, mit welcher der treue Hund den Prinzen zurückzog, denn Koloquintius lief auf ihn zu und rief heftig: „Wo iſt der Schafer, wo iſt der Schafer? Ich muß ihn um-

bringen, weil er mir nicht angezeigt hat, was hier vorgeht. Der Hund, welcher fürchtete, daß Koloquintius ihm den Bindfaden aus dem Maule nähme und dadurch den Prinzen in seine Hände bekäme, ließ den Drachen fliegen, den der Wind, der gerade sehr stark wehte, nun weit trieb, nach dem Gebirge zu, raffte die Kürbisflasche und die Hirtentasche auf, und lief zu seinem Herrn, den er sehr liebte und welcher nun gleich seine eigentliche Gestalt wieder bekam. Sie versteckten sich, von der anbrechenden Nacht begünstigt, in den Bergen, während Koloquintius, schäumend vor Wuth, sich genöthigt sah, selbst seine Heerde nach Hause zu treiben. Damit sich Niemand der kleinen Niedlich nähern könne, ließ er aber sein ganzes Heer nach der Ebene kommen und befahl demselben Tag und Nacht zu wachen und zu verhindern, daß Niemand, wer es auch sei, den Thurm beträte. Buchfink sah das Alles von dem hohen Berge, auf dem er sich befand, und rief von Neuem die Fee Benden um Beistand an. Diese erschien auch; als er sie jedoch um eine Armee bat, um das Heer des Koloquintius bekämpfen zu können, verschwand sie wieder ohne ein Wort zu sagen und ließ ihm nur eine Ruthe und einen großen Sack mit Zucker-

plätzchen zurück. Wenn man traurig iſt und Einem etwas ſchwer auf dem Herzen liegt, ſo verſteht man ſchlecht Spaß. Im Anfang glaubte Buchfink daher, ſie wolle ihn zum Beſten haben; dann beſann er ſich jedoch, wie gut ſie es immer mit ihm gemeint habe, faßte Vertrauen, nahm den Sack mit Zuckerplätzchen unter den Arm und die Ruthe in die rechte Hand, und rückte, von ſeinem treuen Hunde begleitet, tapfer gegen den Feind an. So wie er näher kam, ſah er, daß ſie immer kleiner wurden und daß ihre Reihen wankten, ja, als er ſo nahe war, daß ſie ihn hören konnten, bemerkte er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß alle dieſe großen Soldaten und ſchnurrbärtigen Grenadiere vierjährige Kinder geworden und rief ihnen daher, ſo laut er konnte, zu: „Ergebt Euch auf der Stelle, oder Ihr bekommt die Ruthe. Da fing die ganze Armee an zu weinen und lief fort, von dem Hunde verfolgt, der ſie ganz in Unordnung brachte. Allen, die Buchfink einholen konnte, gab er nun Zuckerplätzchen, wofür ſie ihm gleich gelobten, ihm zu gehorchen. Ihr Beiſpiel brachte auch bald die Andern zurück; ſie unterwarfen ſich ſämmtlich Buchfink, und Koloquintius hatte nun keine Heer mehr, das ihn

vertheidigte, der Prinz dagegen ein furchtbares, denn Alle, die sich ihm freiwillig ergaben, bekamen alsobald ihre vorige Größe und Stärke wieder. Jetzt kam auch Koloquintius dazu: so wie er aber Prinz Buchfink erblickte, verlor er ebenfalls seine riesige Gestalt und Stärke und wurde nicht allein ein kleines Kind, wie die Andern, sondern sogar ein sehr kleiner Zwerg mit krummen Beinen. Der Prinz ließ ihm nun eine Dragonermütze und ein buntes Kleid mit hängenden Aermeln machen und bestimmte ihn dazu Niedlich die Schleppe zu tragen und sie in ihren Gemächern zu bedienen. Nach diesem großen Siege war dann Buchfink's erste Sorge, rasch nach dem dunkeln Thurme zu eilen und die Geliebte zu befreien. Nach so vielen Leiden und Sorgen, war ihre Freude, sich nur ungestört und frei wieder zu sehn, gar groß. Als sie darauf in der Stadt anlangten, trafen auch Fee Bonbon und Fee Brummtopf, Jede von einer andern Seite kommend, dort ein.

Die beiden Liebenden sprachen ihnen nun ihren wärmsten Dank aus und baten sie über ihr Schicksal zu entscheiden. Frau von Brummtopf erwiederte: „Ich habe mich gar nicht um Euch bekümmert; da wäre ich

eine rechte Narrin gewesen, mich mit solcher leichten Waare zu befassen: auch geht Ihr mich Nichts an, denn Euere übrige liebe Familie macht mir schon genug zu schaffen: so viel Verwandte, wie der Prinz Buchfink, hat ja kein einziger Königssohn auf der ganzen weiten Welt: eine saubere Sippschaft." — „„Frau Schwester, entgegnete die gute Fee Bonbon sanftmüthig — Ihr kennt ja unseren Vertrag, habt nur die Güte den König und die Königin und den ehrlichen Köhler kommen zu lassen, alles Andere will ich schon besorgen."" — „So" — versetzte Frau von Brummtopf — „ich soll wohl hier der Hochzeitskutscher seyn." — „„Ei, nicht doch, liebe Frau Schwester"" — antwortete Bonbon — „„Ihr braucht es ja nur zu sagen, wenn es Euch nicht gefällig ist, da gehe ich selbst."" — „Ein schöner Auftrag, ein Hundeauftrag" — knurrte Frau Brummtopf, befahl aber doch ihrer Kariole sich in eine Kutsche zu verwandeln und die Gewünschten herbeizuschaffen. Während nun Bonbon Buchfink und Niedlich liebkoste, begegnete Fee Brummtopf dem Hofzwerg Koloquintins, der ihr eben recht kam, — denn Jeder war ihr recht, den sie auszanken konnte — und las ihm tüchtig den Text

über ſeine Eitelkeit und ſeine Eigenliebe. „Nun biſt Du beſtraft" — ſagte ſie — „und Niemand bedauert Dich, ſondern Alle Deine vorigen Unterthanen machen ſich über Dich luſtig; ſie haben es ſchon immer gethan, früher jedoch nur leiſe und heimlich, jetzt aber geſchieht es laut und auf dem Markte, das iſt Dir ganz geſund." — So ſchmähte ſie mit ihm fort bis der König und die Königin anlangten. Da ließ ſie ihn laufen, wandte ſich zu dieſen und ſagte: „Bei mir braucht Ihr Euch nicht zu bedanken: ich habe Euch nicht kommen laſſen, und mir iſt's auch ärgerlich, denn nun wird gar kein Auskommen mehr mit Euch ſeyn: guter Rath wäre jetzt an Euch verſchwendet, Ihr unvernünftiges Volk. Da brennt Ihr nun vor Ungeduld hinein zu gehn, und ich bin Euch unausſtehlich: na, packt Euch, wir ſprechen uns ſchon ein anderes Mal." — Dann nahm ſie den alten Köhler vor und ſchrie auf ihn ein: „Ein ſchöner Schwiegervater das, für einen Prinzen." Der Köhler war eben nicht der Mann danach, ſich etwas gefallen zu laſſen und wollte ihr ſchon eben eine derbe Antwort geben, da kam jedoch die gute Fee Bonbon dazu und bat die Geſellſchaft einzutreten. Frau Brummtopf war das wieder nicht

recht, die große allgemeine Freude machte sie verdrießlich, darum kehrte sie Allen den Rücken, stieg brummend und keifend in ihren Wagen und fuhr fort. Niedlich umarmte tausend Mal ihren lieben Vater, der unterdessen keine Noth gelitten, denn Venus hatte ihm das porcellanene Haus geschenkt, in welchem sie oft den König und die Königin bewirthet. Diese herzten ihren kleinen Pudding und willigten freudig in seine Vermählung mit Niedlich, die die Fee ihnen verschlug, ein. Koloquintius Unterthanen wurden nun von ihrem Eide, den sie diesem schlechten entbunden und huldigten Prinz Pudding als ihrem rechtmäßigen Könige. So kam dieser hübsche kleine Prinz zu einem schönen Königreiche und zu einer liebenswürdigen Frau. Pudding und Niedlich regierten lange Jahre in Ruhe und Freude und bekamen viele liebe Kinder, die auch Könige und Königinnen wurden, denn eine artige hübsche Tochter macht ihr eigenes Glück, das Glück ihrer Eltern und das Glück ihres Mannes, wenn sie einen bekommt, wofür natürlich die Feen sorgen müssen.

Geſchichte des Prinzen Sehil und der Prinzeſſin Raubahar.*)

Arabiſches Märchen.

In einem Lande lebte ein König, den man Bahr nannte. Viele Armeen, Städte, feſte Plätze und Dörfer ſtanden unter ſeinem Befehl. Sein Land war gut angebaut, ſeine Soldaten unterſtützte im Kampfe die gerechte Sache, denn er liebte Recht und Billigkeit. Der Zug ſeines Heeres glich dem weiten Meere, ohne Anfang, ohne Ende, und wegen der Größe deſſelben ward er Bahr (Meer) genannt. Dieſer König hatte einen Sohn, Namens Sehil, ſchön von Geſtalt, lebhaft und anmuthig von Geſicht. Vierzehn Jahre alt, war er ſchon ſo tapfer, edelmüthig, verſtändig, gut geſittet, vorſichtig und klug, daß kein Kluger und Einſichtsvoller ihm gleich kam.

*) Deutſch von A. Reinhardt; die eingeſtreuten Gedichte ſind vom Herausgeber übertragen.

Der König Babr war erstaunt über die Eigenschaften, die er an dem Prinzen bemerkte und alle seine Unterthanen dankten ihm für einen solchen Sohn. Er versammelte sie und gab ihnen ein Gastmahl. Nach demselben fragte er sie, ob er wohl bei seinen Lebzeiten seinem Sohn die Regierung übertragen könne. „Was meint Ihr dazu?" sprach er. Sie gelobten sowohl ihm als seinem Sohne Gehorsam zu sein. Für diese Versicherung dankte er ihnen und lobte sie sehr. Nachdem dies geschehen war, ließ er seinen Sohn herbeiführen und trug ihm jenen Beschluß vor. Sebil küßte die Hand seines Vaters mit den Worten: „Die Herrschaft gehört Dir. Ich, Dein Sclave und Dein Sohn, thue, was Du wünschest." Hierauf ließ der König Krone, Gewand, Gürtel und das Reichsschwerdt bringen, um seinen Sohn damit zu schmücken. Dann setzte er ihn an seine Stelle auf den Thron, stieg herab, stellte sich vor ihn hin, nannte ihn König, küßte den Boden vor ihm und ließ die Beamten ein Gleiches thun. Seinem Befehle folgend schwuren alle vom Ersten bis zum Letzten Treue und zugleich vertheilte er an die Emire und Großwürdenträger Ehrengewänder, einem Jeden nach seinem Range.

In allen Ländern, die unter seiner Herrschaft standen, ließ er Festlichkeiten anstellen und es öffentlich bekannt machen, erbeilte Geschenke und Almosen an die Armen, entließ die Gefangenen und leerte die Kerker, unterhielt eifrig Brücken, Herbergen und Straßen, gab Gesetze gegen Unzuträglichkeiten und Feindseligkeiten, saß zu Gericht und half dem Unterdrückten zu seinem Recht. Die Reichen verkündigten seine Gerechtigkeit in allen Gegenden und Ländern.

Einige Zeit nach der Thronbesteigung seines Sohnes wollte der König auf die Jagd ausreiten. Er befahl dies dem Sohn an und gab ihm die Schlüssel zu allen und dreißig Schatzkammern mit der Anweisung, daß, wenn er einmal verhindert wäre, er dieselben öffnen solle, um sich durch den Anblick der darin befindlichen Reichthümer und Kleinode zu zerstreuen.

Sohn dankte seinem Vater und wünschte ihm langes Leben. Dann zog dieser mit seinen Günstlingen auf die Jagd und befahl ihnen an, daß sie vierzig Tage abwesend sein würden. Einige Tage nach ihrem Auszug überfiel den Sohn Unmuth wegen der Abwesenheit seines Vaters und er dachte daran, daß dem Vater befohlen

habe, ſich in den Schatzkammern zu zerſtreuen. Sogleich erhob er ſich, ging hin, öffnete die erſte, die zweite, die dritte Thür und ſah dort Dinge, welche ihn in Erſtaunen ſetzten, bis er nach zwanzig Tagen neun und dreißig Thüren geöffnet hatte. Nun war noch eine Thüre übrig, zu welcher er keinen Schlüſſel hatte. Er wollte ſie öffnen, vermochte es aber nicht. Darüber ward er traurig und dachte bei ſich ſelbſt: „Was mag wohl die Urſache ſeyn, daß mein Vater mir das Reich, den Harem und den Schatz übergeben und dieſen Ort übergangen hat: ohne Zweifel iſt darin etwas Wunderbares!“ Er erwartete die Rückkehr des Königs, ging ihm entgegen und hob ihn vom Pferd.

Nach einigen Tagen ging der König mit Sebil, ſeinem Sohn, in ein Bad. Der Vater ging zuerſt hinein, von den Sclaven begleitet, Sebil aber blieb zurück, bis er zu den Kleidern ſeines Vaters eilen konnte. In dieſen fand ſich ein ſilberner fingergroßer Schlüſſel, von welchem er ſogleich vermuthete, daß er der Schlüſſel zu jenem Gemach ſei. Eilend begab er ſich dorthin, ſchob ihn in das Schloß und es öffnete ſich. Erfreut trat er ein und ging darin umher; allein er fand keine Schätze.

Nur der Boden war mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände und die Decke mit Gold und Lazur geschmückt, zum Erstaunen des Verachtenden und zur Bewunderung des Beachtenden. Die Wände waren mit allerlei wilden Thieren und Vögeln bemalt und während er in dem Gemach herumging, bemerkte er ein an der Vorderwand desselben aufgehängtes Bild, eine Frau darstellend. Der Verfertiger desselben hatte es so ausdrucksvoll gemalt, daß man darüber in Erstaunen gerieth, denn es glich einem redenden Menschen. Bei dem Anblicke dieses Bildes verlor Sebil die Besinnung. Es ergriff sein ganzes Inneres, er vermochte sich nicht mehr zu halten, stieß einen Schrei aus und fiel ohnmächtig zur Erde.

Der König Vahr hatte sich nach seinem Eintritt in das Bad ein Wenig niedergesetzt und sah seinen Sohn Sebil nicht hereintreten. Da fragte er seine Umgebung nach demselben und erhielt zur Antwort, er sei bei den Kleidern. Er befahl, daß sie ihn zu ihm hereinführen sollten. Man ging nach ihm hin und fand ihn nicht. Die Leute erzählten, daß er etwas aus den Kleidern seines Vaters herausgenommen und sich eiligst damit entfernt habe. Dies berichtete man dem König wieder,

da ſchlug er die Hände zuſammen, zog ſeine Kleider an und ſuchte den Schlüſſel. In der Vermuthung, daß Schil dieſen genommen habe, beſtieg er ſein Pferd und eilte nach ſeinem Pallaſt. Hier ging er nach der erwähnten Schatzkammer, fand ihre Thüre offen, trat ein und ſah ſeinen Sohn ohnmächtig auf der Erde liegen. Weinend warf er ſich auf ihn, ließ Roſenwaſſer auf ihn ſprengen, nahm ſein Haupt in ſeinen Schooß und rieb ſeine Stirn und ſein Geſicht. Allein erſt nach langer Zeit kam er zu ſich ſelbſt. Als ſein Vater dies bemerkte, ſprach er weinend: „Was iſt es, das ich für Dich zu fürchten habe?“ Dann fragte er ihn nach ſeinem Befinden, worauf er mit folgendem Geſange antwortete:

Es liebt das Herz Dich ohne Wanken
Die Seele iſt ſie gänzlich Dein;
Die Augen, ſehn ſie Dich, erkranken,
Sie ſuchen Dich, Dich ganz allein.
Du heller Mond, in Deiner Schönheit Glanz,
Für Dich bring Alles ich, o nimm mich ganz.

Hierauf ſchilderte er ſeinem Vater, wie er von jenem Bilde ergriffen worden ſei. Nachdem ihn derſelbe angehört hatte, ſprach er: „Das iſt ein lebloſer Menſch,

weder Menſch, noch Geiſt; denn dann würde ich wohl Schätze verſchwendet und Armeen aufgeboten haben, ſie zu ſuchen, wo ſie iſt. Sie iſt ſchön und hat ein männliches Aeußere; Du handelſt thöricht, wenn Du Dich mit ihr beſchäftigſt, da ſie nicht gefunden werden kann! Wähle Dir eine Königstochter, damit ich hinſende und ſie für Dich verlange, oder willſt Du, ſo ſollen die Töchter der Emire vor Dich gebracht werden, welche Dir gefällt, die will ich mit Dir verheirathen. Mühe Dich aber nicht um das ab, was zu Nichts nützt." Als Sebil dies gehört hatte, verlor er faſt die Beſinnung und rief aus: „bei Allah — ich mag nur mit dieſem Bilde umgeben, keine andere verlange ich, als ſie." Dann ſang er:

O hätteſt Du, ſtatt mir zu wehren,
Entſchuldigt meine Blumb und Pein,
Statt mir das Daſeyn zu erſchweren,
Und Störer meines Glücks zu ſein.
Verſuche ihre Liebe zu genießen
Und kann zu tadeln Deinen Sohn,
Vermagſt Du es, ſo mög' es Dich verdrießen,
Und gern ertrag' ich Schmach und Hohn.

Durch ſolche Erfahrungen über ſeinen Sohn traurig geworden, ſprach der König zu ſeiner Umgebung:

„Fürwahr, mein Sohn wird zu Grunde gehen, weil ich nicht weiß, wen dieſes Bild darſtellt. „Was meint ihr dazu? Wie iſt es anzufangen? Rathet mir.“ Jeder brachte nach ſeinen Verſtandeskräften Etwas hervor, nur der Vezir redete nicht. Da ſprach zu ihm der König: „jetzt iſt keine Zeit zum Schweigen, was kannſt Du für einen Rath geben?“

„Siehe, dieſes Bild iſt das Werk eines fremden Malers,“ begann der Vezir, „daher rathe ich, daß wir ein großes ſchönes Bad bauen und das Bild an die Thür deſſelben hängen. Zugleich laſſeſt Du ausrufen, daß dieſes Bad für Fremde beſtimmt ſei und daß daher nur Fremde hineingehen dürfen. Zu dem an der Thür aufgehangten Bilde ſtellen wir Tag und Nacht vier Männer als Wache, welche Acht haben, ob ein Eintretender etwas über das Bild ſagt. Wer dieſes thut, den müſſen ſie zu uns bringen und wir fragen ihn aus. Das iſt mein Rath.“

Der König fand dieſen Vorſchlag paſſend, befahl, daß man zum Bau des Bades ſchreiten ſollte, verſammelte die Geometer, welche den Platz abmaßen und den Grund abſteckten und in ſechs Monaten hatte man den Bau

vollendet. Der Prinz Sebil enthielt ſich aller Nahrungsmittel und des Schlafes, ſo daß er abmagerte und ſiechte bis das Bad vollendet war. Man brachte die nöthigen Geräthſchaften hinein und befeſtigte das Bild an der Thür.

Nach kurzer Zeit kam ein fremder Mann, um in das Bad zu gehen. Er betrachtete deſſen ſchönen Bau und äußeren Schmuck und als er ſich davon wegwendete, ſah er das Bild und ſprach lachend: „O Allah, wie wunderbar, wer mag wohl dieſes Bild hierher gebracht und hier aufgehängt haben?“ Als die Wächter dies gehört hatten, ſprangen ſie herbei und ſagten zu ihm: „Du weißt, wen dieſes Bild darſtellt?“ „Wohl weiß ich, wen es darſtellt und wer es gemalt hat,“ erwiederte der Fremde. Da ergriffen ſie ihn erfreut, führten ihn zum König und berichteten demſelben, was ſie von ihm gehört hatten. Der König ließ ihn kommen und als er vor ihm ſtand, küßte der Fremde den Boden und wünſchte ihm langes Leben. Der König ſah ihn an, ließ ihn herzutreten und war freundlich gegen ihn.

„Du weißt alſo,“ fragte er ihn, „wen dieſes Bild darſtellt?“ — „Sicher,“ erwiederte der Fremde, „denn

wiſſe, o König, daß Dein Sclave ein Maler iſt, der Bilder verfertigt. Keines aber unter meinen Werken iſt dieſem gleich. Ich kam in die Hauptſtadt von Sin, da ließ der König Kagafur von Kaſchmir Sin einen Pallaſt für eine Tochter bauen, und dieſe war von ungewöhnlicher Schönheit. Als der Bau vollendet war, ließ er denſelben weiß anſtreichen und nahm Farbenbereiter und Maler an, unter ihnen auch mich.

Wir vertheilten uns in dem Pallaſte, und während ich eines Tages bei meiner Arbeit war, kam die Prinzeſſin mit vier ſchönen Sclavinnen aus der Zahl der Vertrauten. Als ich dieſe und die Königstochter mit der Krone auf dem Haupte erblickte, küſſete ich den Boden und wünſchte ihr langes Leben. Da ſprach ſie: „Ich ging im Pallaſte umher, allein nichts gefiel mir ſo gut als Dein Werk. Ich wünſche, daß Du mich hier in der Stellung einer Reizenden abmaleſt. Du ſollſt ſo viel Gold dafür erhalten, als Du wünſcheſt.“ Ich antwortete: „Dein Sklave vermag dies nicht ohne das Geſicht der Prinzeſſin zu ſehen und ſich ihre Züge einzuprägen, um malen zu können, wie Du es verlangſt.“ Als ſie dies gehört hatte, leuchtete es mir in das Antlitz wie der

Mond in finſtrer Nacht ſeine Strahlen in dunkle Augen wirft, nach dem Ausſpruch eines Dichters.

Kein Schmuck kommt dieſer reichen Schönheit gleich
Und jeder Glanz wird vor ihr trüb und bleich;
Aus Wolken zuckt der Blitz, fährt nieder dort,
Bestimmt iſt, den er treffen ſoll, der Ort.
Herz, laß der Liebe helles Feuer fahren
Das an den Wangen hängend wir gewahren.

Bei ihrem Anblick war ich der Sprache nicht mehr mächtig und eine Zeit lang beſinnungslos. Nachdem ich mich erholt hatte, vermochte ich nicht zu antworten, meine Zunge war gebunden und ich antwortete nur durch Auflegung meiner Hand auf den Kopf. Als ſie dies bemerkte, reichte ſie mir lächelnd hundert Dinare. Hierauf entfernte ſie ſich und ſobald ich mich von meiner Betäubung erholt hatte, begann ich Farben in Oel zu reiben und Gold und Lazurwolle hinzuzuthun. Sowie dies geſchehen war, machte ich die Umriſſe von ihrer Geſtalt und Haltung, und malte das Innere dieſer Umriſſe mit aufgetragenem Golde und Lazur aus. Nach zehn Tagen kam eine Sklavin der Prinzeſſin und überreichte mir Süßigkeiten, welche ſie mitgebracht hatte. Dann ſprach ſie: Die Prinzeſſin grüßet Dich und fragt, ob das Bild

fertig ist?" Ich antwortete: „Es ist glücklich vollendet und wärest Du nicht gekommen, es wäre mein Unglück gewesen."

Die Sklavin entfernte sich, ihrer Gebieterin meine Antwort zu melden. Da machte sich diese auf und kam mit ihren Dienerinnen zu mir, ich aber erhob mich, als ich sie erblickte, küßte den Boden und enthüllte das Bild. Sie entschleierte sich und sprach: „Bringet mir einen Spiegel!" In diesem Spiegel verglich sie ihr Gesicht mit dem Bilde, ich aber war durch ihren Anblick beraubt. Sie bewunderte das Bild und fand keinen Fehler daran, dankte mir dann und hieß mir dafür tausend Dinare auszahlen. Hierauf entließ sie mich und ich entfernte mich, nachdem ich vor ihr den Boden geküßt hatte, um wieder zu meiner alten Beschäftigung zurückzukehren; allein von Liebe zu ihr entbrannt und der Besinnung beraubt, brachte ich drei Tage ohne Speise und Trank zu. Als ich wieder zu mir selbst gekommen war, beschloß ich nicht länger in jener Stadt zu verweilen. Von nun an zog ich durch Städte und Länder und hielt mich nirgends auf, bis ich hierher kam, wo ich bemerkte, daß der König (Allah verleih ihm lange Regierung!) seinen Palast

hauete. Maler waren in demſelben beſchäftigt; zu dieſen ging ich und ſie gaben mir ein Zimmer, welches ich ausſchmücken ſollte. Ich begann es zu malen, ſo gut ich konnte, verfertigte dieſes Bild und hing es an die Vorderwand, mit dem Gedanken, daß nur ein König ſein Herz zu ihr wenden werde. Nachdem ich meinen Lohn in Empfang genommen hatte, verließ ich dieſe Stadt und blieb eine Zeit lang im Ausland. Alsdann kam ich wieder hierher und wollte in das Bad gehen. Da ſah ich das Bild an der Wand des Bades und wunderte mich, wie man daſſelbe aus dem königlichen Pallaſt an die Thür des Bades hatte hängen können, denn es zeigte dies eine Geringſchätzung deſſelben. Sobald mich die Sclaven des Königs lachen ſahen, brachten ſie mich zu ihrem Gebieter. Das iſt es, was ich weiß.

Als der König dies vernommen hatte, freuete er ſich über die Rettung ſeines Sohnes, ſchenkte dem Maler ein Ehrengewand und führte ihn zu demſelben. Sich neben ihm ſetzend, fragte er ihn nach ſeinem Befinden, allein Sebil war ſo krank, daß er nicht antworten konnte. „Oeffne Deine Augen,“ ſprach der Vater, „denn ich bringe Dir einen Mann, der die Verhältniſſe der Perſon

kennt, die das Bild darſtellt, er hat es mit eigener Hand gemalt, alſo jene Perſon von Angeſicht zu Angeſicht geſehen.“ Da der Prinz dies von ſeinem Vater hörte, öffnete er ſeine Augen und weinte. Dann ſprach er zu ſeinem Vater: „Redet Ihr die Wahrheit, oder treibet Ihr Spott mit mir?“ „Bei Allah!“ erwiderte weinend der König — „wir treiben keinen Spott mit Dir! frage nur dieſen Mann, der zu Deinen Füßen ſitzt, nach ihr, der wird Dir herzerfreuende Nachricht geben.“ Zugleich befahl er den Sklaven, ihn aufrecht zu ſetzen. Sitzend ſprach er unter Thränen: „Wo iſt denn der, welcher die frohe Kunde von meiner Geliebten, von meiner Augenweide bringt?“ Da trat der Maler hervor, küßte ihm die Hand und ſprach zu ihm: „Hier iſt Dein Sclave, der die Geſchichte des Bildes kennt.“

Hierauf erzählte er ihm daſſelbe, was er ſeinem Vater erzählt hatte. Als Sehil dies vernahm, ſprach er: „Geſegnet ſei Dein Kommen!“ Dann ſang er:

Zu Dir kam der Freude Bote, kündend
Freudenwerte, mir das Herz entzündend;
Hätte ſelbſt mein Leben er verlangt,
Es zu geben hätt' ich nicht geſchwankt,

Nicht so theuer wär', bei Allah, mir,
Als die Nachricht, die mir ward von ihr.

Von nun an förderte er Speise und Trank und nahm sie zu sich. Als der Nemia dies bemerkte, sah er den Maler an und sprach: „Du hast das Uebel meines Leibes vermehrt. Du bist aber auch sein Arzt. Gehe bei ihm und heile ihn, denn es giebt für ihn kein Heilmittel, als Deine Nähe.“ „Gehorsam und Gefälligkeit sei Allah, dann dem Nemia!“ war die Antwort des Malers. „Denn fürwahr, ich habe seinen Sohn schon lieb gewonnen und werde ein Mittel finden, ihn mit seiner Geliebten zu vereinigen, so Gott will!“ Hiermit beruhigte der Nemia die Unterredung und begab sich nach seinem Ruhegemach.

Sobald der Maler heimkehrte, neben sich setzen und befragte ihn über die Jungfrau. Er erzählte ihm von ihr und so oft der Prinz ihre Geschichte hörte, nahm seine Heiterkeit zu. Nach vierzig Tagen war er wieder gesund; der Maler trennte sich Tag und Nacht nicht von ihm. Als der Prinz völlig genesen war, brachte man ihn in ein Bad. Nach beendigtem Gebrauche erquickte er sich durch Speise und Trank, und zerstreute sich durch Reiten. Der

Maler sprach zu ihm: „Allah hat uns mit Deiner Genesung beglückt, wir können nun nicht länger hier bleiben, denn ich beabsichtige, zu Deiner Geliebten, der Prinzessin Naubahar, der Tochter des Königs Fagafur von Sin zu reisen, weil ich weiß, daß, wenn Dein Vater, der König Bahr, hinsendet und um sie wirbt, ihr Vater dies nicht zugeben wird, da sie eine Türkin ist, ihr aber Araber seid. Auch wird er sie deswegen nicht in dieses Land verheirathen, weil er sie heftig liebt. Es giebt daher für uns kein anderes Mittel, als nach Sin zu reisen, ich weiß sicher, daß, wenn sie Dich sieht, sie sich der Liebe zu Dir nicht wird enthalten können. Wenn dann die Sache erst so steht, so wollen wir eine Gelegenheit ergreifen, sie ihrem Vater zu entführen, es geschehe, auf welche Art es wolle. Das ist mein Rath."

Hierüber fröhlichen Herzens, trieb Sebil zur Abreise. Dann machte er sich auf, ging zu seinem Vater und meldete ihm die Worte des Malers. Der König, dem dies zu hart war, sprach zu ihm: „Wenn nun der König von Sin nicht zugiebt, daß seine Tochter sich von ihm trenne, wie soll ich es über mein Herz bringen, Dich von mir zu trennen? Lieber wollen wir einen Gesand-

ten mit Geschenken an ihn schicken und um sie werben wie es gewöhnlich ist. Vielleicht geht unser Wunsch in Erfüllung und Du bleibst bei mir." Ueber diese Antwort seines Vaters weinte Sebil, bis er ohnmächtig niedersank.

Als sein Vater dies sah, erschrak er und sprach zu seiner Umgebung: „Welchen Rath könnt Ihr mir geben?" Da weinten die Beamten aus Mitleiden mit seinem Sohn, wegen der heftigen Liebe desselben. Der Vezir aber trat vor und sprach: „Mein Rath ist, daß der Sohn die Reise antritt und zwar mit einem Heere von 10,000 Reitern, ohne Sklaven und Gefolge, und mit vielem Geld. Dazu gebe man ihm noch Ehrengewänder von den theuersten bis zu den wohlfeilsten, nebst Edelsteinen und Geschenken, die bei Dir aufgehäuft liegen. Den Maler mache zu seinem Vezir und zum Verwalter seiner Angelegenheiten, weil ich bemerkt habe, daß er dazu tüchtig und dabei gefühlvoll und tugendhaft ist. Er weiß, was von ihm verlangt wird und ist klug und vorsichtig. Wenn der König Sebil die Reise antritt, Hitze und Kälte empfindet, und von der Länge des Weges ermüdet wird, kehrt er dann vielleicht von selbst zurück.

Oder möge er doch auch seine Absicht erreichen und den Gegenstand seiner Wünsche erlangen, auf welche Art es auch geschehe. Das ist mein Rath."

Als die Großen seines Reichs dies vernommen hatten, sprachen sie: „Das ist der beste Rath." Nun befahl der König dem Sebil die Bewahrung seiner Person an und befahl, daß man ihm 10,000 tapfere Reiter beigeben solle. Zugleich schickte er einem jährlichen Sold und befahl ihnen sich zu der Reise zu rüsten, welche an einen Tag eines bestimmten Monats anzutreten sei. Hierauf ließ er dem Sebil einen Wahlspruch herausgeben mit verschiedenen Farben und auch ihm Geld auf zehn Jahre. Bei ihm befand sich ein großer tapferer Mann, den machte er zum Oberbefehlshaber der Truppen und befahl ihnen Gehorsam gegen Sebil an. Dann richtete er sein Augenmerk auf den Maler und sprach zu ihm: „Du sollst der Lehrer meines Sohnes sein, denn Du bist klug und verständig." Der Maler wünschte dem König langes Leben und hierauf nahm Abschied. Seinem Sohn Sebil aber trug er auf, Nichts gegen den Rath des Malers zu thun, und sollte ihr Geld aufgezehrt sein, Leute zu suchen, welche ihn von ihrem Zustande

benachrichtigen sollten, damit er ihnen Geld und Soldaten schicken könne. „Allah sei mein Stellvertreter bei Dir!“ sagte er hierauf, nahm Abschied von seinem Sohn und wünschte ihm weinend langes Leben.

König Bahr ging nach seiner Residenz zurück, Sebil aber zog mit seiner Begleitung immer weiter, bis er das Reich seines Vaters verlassen hatte. Da sprach zu ihm der Vezier: „Wisse, o König, daß Du die Herzen der Menschen nur durch Wohlthaten und Ehrengewänder gewinnen kannst. So oft wir daher in eine bewohnte Gegend kommen, so beschenke die Bewohner, auf daß Du berühmt und durch Deinen Edelmuth überall bekannt werdest.“ Nachdem dies Sebil gehört hatte, sprach er erfreut: „O Vezier, die Schätze sind in Deiner Hand, Niemand hindere Dich noch trete Dir entgegen. Allah vergelte Dir nach Güte und Deine Ermahnungen mehr.“

Immer weiter zogen sie nun, ohne jemand zu beunruhigen. So oft sie eine Stadt erreichten, kamen ihnen die Vornehmsten entgegen und fragten, warum sie ihre Stadt besuchten. Da gab ihnen der Vezier zur Antwort: „Dieser ist der König Sebil, der Sohn des Königs Bahr, des Beherrschers von Jemen. Er sucht sich in

fremden Ländern zu zerstreuen und besieht ihre Merkwürdigkeiten. Alsdann kehrt er nach Hause zurück, nicht in Krieg und Kampf, sondern in Friede und Freundschaft." Dann beschenkte er die Vornehmsten, reis'te weiter und trieb es immer so, bis er bekannt ward und man ihn liebte. Nach langer Zeit und großer Ermattung erreichte er die erste Stadt von Sin.

Als sie sich der Stadt Kaschmir bis auf drei Tagereisen genähert hatten, stieg der Vezir ab und befahl dem Heere, ein Gleiches zu thun, dann sprach er zu Sehil: „o König, es liegen zwischen uns und Kaschmir noch drei Tagereisen Weges, wir wollen zu einer Zeit nach der Stadt kommen, wo es sich die Einwohner nicht versehen und daher beim Einbruch der Nacht Halt machen. Sie sollen nichts von uns vernehmen, bis wir abgestiegen sind, und die Zelte aufgeschlagen haben. Das wird Furcht vor uns erregen in den Herzen der Leute und wenn Fagafur dies hört, so wird er unfehlbar einen Gesandten an uns abschicken, um zu erfahren, wer wir sind und was wir vorhaben. Sobald sein Gesandter zu uns kommt, wollen wir ihn äußerst freundlich empfangen und ihm schmeicheln. Kommt dies vor den König, so wird

zwischen uns und ihm Freundschaft entstehen. „Ihr, was Dir gefällt," erwiderte Sibil.

Als es Abend war, ließ er aufbrechen und eilte mit ihnen auf Wegen, die er kannte, bis Tagesanbruch fort. In einem tiefen Thale machten sie Halt und blieben den ganzen Tag daselbst. Darauf ließ er sie wieder aufbrechen und ihren Marsch eilig fortsetzen. Nur eine Stunde vor Einbruch der Nacht kamen sie bei der Stadt an, umgaben sie, schlugen die Zelte auf, rührten die Trommeln und Cymbeln und zugleich ließ der Held in der Thür eines jeden Zeltes zehn Fackeln anzünden. Nun hörten die Bewohner der Stadt den Lärm, sahen die Lichter und Zelte, erblickten über das Gebirge und sprachen voll Furcht: „Das ist ein Feind, der uns zur Zeit der Zerstörung überwältigt: wir vermögen nichts gegen ihn." Sie kamen zum König und meldeten es ihm. Dieser ging selbst hinaus und sah das Heer mit den Lichtern und Zelten. Da sprach er zu seinem Heer: „Wie hast Du mir so nachlässig sein können bei einer solchen Gefahr, die uns von jenem unbekannten Heere droht? Von woannen kommen sie, da doch unser Land bewehrt ist und unsere Heere vertheilt sind?" „Wenn es der

König erlaubt," antwortete der Vezir, „so will ich zu ihnen gehen, sie ausforschen und dann wieder zurückkehren."

Dies erlaubte der König und befahl, zu eilen. Da ging der Vezir mit zehn Sklaven nach dem Heere zu. Die Wache bemerkte ihn und führte ihn zum Zelte des Malers, dem sie davon Nachricht gab. Der Maler fragte ihn nach seinem Vorhaben und er gab an, was wir erzählt haben. Bei dieser Anzeige lachte er, besonders da er vernahm, daß er den Vezir des Kaisers vor sich habe und sprach: „Es möge der Großvezir, das Auge der Vezire und der Mittelpunkt der Gelehrten, wissen, daß Dein Sklave der Vezir dieses Königs ist, welcher in Eurem Gebiete abstieg. Er ist kein Feind und trachtet weder nach einem Königreich, noch nach dem Schatten jemandes, sondern er will sich nur zerstreuen. Er heißt Tekul und ist der Sohn des Königs Babr, des Beherrschers von Indien. Er hatte Freude daran, fremde Städte zu besuchen und ihre Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und hat von seinem Vater Urlaub erhalten, fremde Länder zu bereisen, ohne Krieg und Blutvergießen. Dieser hat ihm eine Anweisung gegeben, damit er, wo er hinkommt, sich mit den Leuten beraun-

den, gut gegen sie verfahren, ihren König ehren und ihnen Geschenke machen könne. Wir sind nun zwei Jahre von unserer Heimath abwesend, ohne Jemand beleidigt oder etwas unrechtmäßiger Weise an uns gebracht zu haben. Bei Nacht sind wir hierher gekommen und haben nicht eher gewußt, daß hier eine Stadt sei, bis wir sie sahen und abstiegen. Hätten wir es gewußt, so hätten wir bis Tagesanbruch gewartet und dann vom Könige die Erlaubniß erbeten, uns hier aufhalten zu dürfen. Wenn er uns dieselbe ertheilt, so würden wir Halt gemacht haben, im Gegentheil aber wären wir weiter gereist. Fürwahr, nur die Güte und Leutseligkeit des Königs, so wie unser Mangel an guter Sitte haben uns zu diesem Schritte bewogen. Wir wollen drei Tage lang Euere Gastfreundschaft genießen und dann den König um Erlaubniß zur Abreise in eine andere Gegend bitten."

Als der Vezir solche Worte hörte, sprach er erfreut: „Einen solchen Vezir, wie Du bist, vermissen wir," und wollte zu seinem König zurückkehren. Allein der Maler ließ dies nicht zu, sondern sprach: „der König muß doch Deine Ankunft erfahren, Du aber vor ihm erscheinen, ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, und seine Stimme

hören, denn er iſt fremd in euerem Land und wenn er ſieht, daß der Vezir zu ihm kommt, ſo wird ihm das Freude verurſachen und Muth einflößen." Dieſe Worte vermehrten die Freude des Vezirs und er willigte ein. Der Maler aber lief zum König und benachrichtigte ihn davon. Erfreut ließ dieſer ſogleich ein ſeidenes, goldburchwirktes Zelt mit ſeidenen Zeltſtricken aufſchlagen und einen Thronſeſſel von Cypreſſenholz mit Perlen und Edelſteinen geſchmückt hineinſetzen. Mit einer Krone von funkelndem Gold auf dem Haupte beſtieg er dieſen Thron, ließ die Emire und andere hohen Beamten, 2000 an der Zahl, auf das ſchönſte gekleidet, herbeikommen und befahl ihnen, dem Vezir freundlich und hulflich entgegenzutreten und eben ſo dem Könige, ſobald dieſer ſich zeigen würde.

Hierauf ging der Maler zum Vezir und führte ihn herbei. Als er eingetreten war und den König Schil ſah, ſtaunte ſein Auge über den Glanz, den er ſchaute. Er küßte vor Schil den Boden und wünſchte ihm langes Leben. Als dieſer ihn angehört hatte, hieß er ihn ganz nahe herantreten, ſtand auf und ließ ihn neben ſich niederſetzen. Dann befahl er Speiſen zu bringen und

aß mit ihm. Nach dem Essen fragte er, warum er gekommen sei. Der Vezir setzte es ihm auseinander. Dies veranlaßte den Sebil, sich bei dem Vezir zu entschuldigen, daß er so unvermutet abgestiegen sei und deswegen um Verzeihung zu bitten. Der Vezir wünschte ihm langes Leben und sprach: „Wir und unsre Stadt haben uns durch Deine Ankunft geehrt und unseren Ruhm vermehrt," und begann, ihm Lobeserhebungen zu machen.

Der König Sebil machte dem Zagafur ein Geschenk, um ihn für sich zu gewinnen. Dieses Geschenk bestand aus zehn goldenen, mit Edelsteinen gefüllten Gefäßen, einer Krone, einem Gewand, einem goldverzierten Gürtel, zehn sehr schönen Pferden mit goldgestickten Decken, zehn schönen Sklaven und eben so vielen Sklavinnen. Dazu sagte er: „Das ist ein Geschenk für den König Zagafur von seinem Sklaven. Möge er ihm nicht zürnen, sondern dieses Geschenk annehmen; denn es ist dem König nicht angemessen. Das Herz seines Sklaven ist ängstlich, weil er fremd und auf der Reise begriffen ist."

Auf diese Worte trat der Vezir vor ihm, küßte den Boden und wünschte ihm langes Leben. Der König aber befahl, ihm ein prachtiges Ehrenkleid zu verleihen, eines

von seinen Pferden mit goldgestickter Decke vorzuführen und ließ ihn in Gesellschaft des Malers, seines Vezirs, nach Hause zurückkehren.

So zogen sie in die Stadt ein und standen bald darauf vor dem König Zagafur. Der Vezir dieses Königs trat vor und erzählte demselben Alles, was vorgefallen war, was er gehört und gesehen hatte. Darüber erfreut, ließ er den Maler hereintreten. Dieser küßte den Boden, wünschte ihm langes Leben und reichte die Geschenke dar. Beim Anblick derselben lobte er sie, nahm sie in Empfang, dankte und ließ öffentlich Ruhe, Sicherheit und Annehmlichkeit ausrufen, dem Maler aber ein Ehrengewand reichen. Bei Tagesanbruch zog Zagafur mit den Großen seines Reiches, dem Heere und dem Maler bis in die Nähe von Sebil's Heer. Der Maler eilte voraus und verkündigte ihm die Ankunft desselben. Da zog ihm Sebil mit seinen Großbeamten entgegen. Als sie sich zu Gesicht bekommen hatten, sprang er von seinem Pferd und ging auf Zagafur zu. Dieser kam gleichfalls zu Fuß, umarmte und grüßte ihn. Hierauf zogen sie nach dem Zelt des Sebil, stiegen ab und setzten sich auf den Thron. Wohlschmeckende Speisen und

Getränke wurden aufgetragen, nach deren Genuß man die Hände mit Rosenwasser wusch und sich zur Unterredung zusammensetzte. Der König Zagafur fragte den Sebil nach der Veranlassung seiner Reise und dieser erzählte ihm, er habe sich in fremden Ländern belustigen und zerstreuen wollen. „Da kamen wir," sprach er, „zu dem erhabenen König, und das Glück ward uns zu Theil, ihn zu sehen. Nach drei Tagen wollen wir weiter reisen, wenn es der König erlaubt." Als dies Zagafur hörte, sprach er lächelnd: „Du und Deine Begleiter sind mir willkommen, diese Tage sind die schönsten, welche wir gesehen haben, wir kennen schon Euren Edelmuth."

Sebil sprach: „Lasset uns sämmtlich drei Tage bei ihm als Gastfreunde bleiben." Dann wendete er sich zu dem Maler, jenem Vezir und befahl ihm, Gastmahler anzurichten. Dieser befolgte den Befehl schleunig und bediente den König Zagafur so gut, daß dieser ihn lieb gewann. Als die erwähnten drei Tage verflossen waren, machte Sebil dem König ein Geschenk von arabischen Pferden, damascenischen Degen, Schwertern von indischem Eisen und Kleidern von Jemen, ge-

ziert mit Perlen und Edelsteinen, indem er ihn mit den Worten zu gewinnen suchte: „Möge doch der König nicht mit seinem Knechte zürnen!“

Sobald Fagafur diese Worte gehört hatte, dankte er ihm dafür und nöthigte ihn, mit seinem Gefolge einen ganzen Monat sein Gastfreund zu bleiben, damit er und das Volk sich darüber freuen könnten. Dafür berührte Sehil mit dem Kopf den Boden, ohne zu wissen, was er antworten sollte. Der Maler aber küßte den Boden vor dem König und sprach: „Es wisse der König, dem Allah Glück verleihen möge, daß, nachdem der König Bahr beschlossen hatte, seinen Sohn Sehil die Reise antreten zu lassen, er ihm auftrug und beschwören ließ, daß er bei Niemand einkehren wolle, ohne von ihm zu Gaste geladen zu sein und bereit, ihnen Gaben und Geschenke zu spenden. Er habe ihm dies nur aus Besorgniß für ihn selbst befohlen, die Bosheit der Menschen und die Veränderlichkeit des Schicksals fürchtend. Sehil versprach es ihm und schwur, darum schweigt er jetzt und bittet den König, daß er ihm dieses und alle empfangene Wohlthaten zu Gute halten möge.“

Dies nahm Fagafur übel auf und sprach: „O

Vezir, was ſind das für Worte, die Du hier ſprichſt? Wem würde es denn lieb ſein, daß ein Königsſohn zu ihm käme und weder in ſeine Stadt ginge, noch ſein Brot äße: desgleichen ſoll nie geſchehen." Auf dieſe Worte ſprach der Maler: „Ich weiß einen guten Rat zu erteilen, der iſt, daß der König ſeinem Sklaven erlaubt, in den Straßen der Stadt umherzugehen, damit er vielleicht einen Platz finden, wo kein Gebäude ſteht, und daß er dann demſelben geſtattet, einen Palaſt von dem Gelde des Königs Zehul zu erbauen. Iſt dieſer fertig, ſo kann der König hineingehen und darinnen wohnen, ſo lange er als Gaſt hier iſt, bis Du ihm die Abreiſe geſtatteſt, denn ſo wird er dann ſeinen Eid nicht verletzt haben."

Ueber ſolche Worte erfreut, hieß der König Zagaim den Zehul und den Maler, welche ſich in die Stadt begaben, von ſeinem Vezir begleiten, damit ſie umhergehen konnten. Welcher Platz ihnen gefiel, da ſollten ſie den Palaſt bauen. Zugleich hieß er Lebensmittel und Zimmer herbeibringen, ſo viel ſie bedurften. Der Maler ging ſo lange umher, bis er in einen Garten kam, in welchem ſich vielerlei Arten von Obſtbäumen befanden und an

deſſen Seite ſich ein Pallaſt zeigte, mit Fenſtern nach der Gartenſeite hin, lieblich anzuſchauen. Da fragte er den Vezir des Kagafur: „Wem gehört dieſer Garten?“ „Dieſer Garten,“ war die Antwort, „gehört dem Kagafur und in die Wohnung ſeiner Tochter Naubahar.“ Hierüber erfreut, ging der Maler zu Kagafur, der ihn fragte: „Hat Dir ein Pallaſt gefallen?“ „Mit Erlaubniß,“ erwiederte er, ging hinzu, küßte den Boden, wünſchte dem Könige langes Leben und ſprach: „Wohl, der Garten unſeres Herrn, des Sultan.“ Der Sultan erlaubte ihm dort zu bauen, was er wollte.

Hierauf ließ Kagafur durch ſeinen Vezir Geometer und Bauleute herbeirufen, welche den Bau des Pallaſtes ebenfalls lernen ſollten. Alle Befehle des Malers mußten ſie befolgen. Er führte ſie nach dem Pallaſt der Prinzeſſin hin, zeichnete ihnen den Riß vor und ſie begannen den Grund zu graben und die Grundſteine hineinzulegen. Der Maler verſorgte ſie mit Lebensmitteln und ſie arbeiteten zwei volle Monate lang Tag und Nacht, bis der Bau der Vollendung nahe war. Da ließ er noch nach den Fenſtern der Prinzeſſin hin einen Pavillon mit einem Springbrunnen bauen, ſchmückte den Pallaſt aus

und bemalte ihn mit vierfüßigen Thieren und Vögeln, ſo daß er lieblich anzuſchauen war. Nachdem er ihn vollendet hatte, zeigte er es dem Kenig an. Dieſer begab ſich ſogleich mit ihm nach dem Bau, ging in demſelben umher und bewunderte ihn. Erfreut ſchenkte er dem Maler ein Ehrenkleid und befahl, daß der Kenig Sebil am folgenden Tage dort einziehen ſolle. Der Maler küßte ihm die Hand, ging zum Kenig Sebil und meldete es ihm: zugleich ſchickte er Tapezierer hin, um den Pallaſt mit Teppichen belegen zu laſſen.

Am folgenden Morgen ging der Kenig Zagafur in großem Prunk zum Kenig Sebil, nachdem er befohlen hatte, daß man die Stadt ſchmücken und alle möglichen Geſchenke verteilen ſolle. Sie zogen beide Könige, Zagafur und Sebil, nach der Stadt. Auf den Märkten waren Zelten aufgeſchlagen, Muſikbanden ſpielten, Fahnen wurden vor ihnen hergetragen, und unter den Hufen ihrer Pferde waren Stücke Seidenzeug ausgebreitet. Sie langten ſo bei dem erwähnten Pallaſte an und ließen ſich nicht eher nieder, bis ein Gaſtmahl aufgetragen war. Zagafur beſchenkte den Sebil mit einem koſtbaren Ehrenkleid, einer Krone und einem Gürtel. Dem Wezir

und den Befehlshabern des Heeres gab er einen vollständigen Jahressold, da wünschten sie ihm langes Leben und lobten ihn. Der König Zagafur blieb bei Sebil drei Tage: am vierten Tage kehrte er zu seinem Richterstuhl zurück. Dann ging er in sein Harem, und nachdem er sich hier niedergelassen hatte, fragte ihn seine Gattin, die Mutter der Raubahar, warum er, obgleich sich in der Stadt aufhaltend, nicht zu ihnen gekommen sei. Lächelnd erwiderte er ihr: „Weißt Du nicht, daß König Sebil in unsere Stadt gekommen ist, sich hier zu vergnügen, und daß er jenen Pallast erbaut hat, daß er, nachdem er abgestiegen war, drei Tage unsere Gastfreundschaft genoß?“ Hierauf begann er ihn nach seinen vortrefflichen Eigenschaften zu schildern, wie die Leute nicht satt würden, ihn anzuschauen und Anderes der Art. Auch Raubahar hörte dies von ihrem Vater; überdies hatten sie ihn schon bei seinem Einzug in die Stadt gesehen. Die Gattin des Königs dankte demselben für die Wohlthaten, welche er Sebil erzeigt hatte, weil dieser ein Fremdling und ein Königssohn sei.

Als nun König Sebil den Pallast bezogen hatte, sprach er zu dem Maler: „Wie willst Du nun meine

Zuſammenkunft mit der Heißgeliebten zu Stande bringen?“ — „„Gehe mit mir nach der Außenſeite des Pallaſtes,““ erwiederte dieſer. Sie eilten nach dem Pavillon und dem Springbrunnen, dem Pallaſt der Prinzeſſin gegenüber, ließen ſich dort nieder und verſorgten ſich mit gutem Wein. Hierauf ließ der Maler alle Anweſenden abtreten und befahl ihnen, den Pallaſt und die Thüren zu bewachen und Jeden, der hineingehen wollte, abzuweiſen. Dann ſetzten ſie ſich und tranken. Da ſprach der Maler: „Mein Herz verkündigt mir, daß, wenn ſie Dich ſieht, ihr Herz von Liebe zu Dir entbrennt: und aus ihrem Pallaſt nach dem Deinigen kömmt, Dich zu ſehen. Geſchieht dieſes, ſo fangen wir ſie in dem Netz der Ueberraſchung. Schlage Dein Herz höher an, als ihren Pallaſt: denn wenn ſie Dich ſieht und Du ſie erblickſt, ſo wird ſich ohne Zweifel ein freundſchaftliches Geſpräch zwiſchen Euch Beiden entſpinnen, und iſt dies der Fall, ſo wollen wir ſchon eine Liſt erdenken.“

Die Prinzeſſin Nankabar hatte ſchon einige Zeit vor der Ankunft des Sebil ein Traumgeſicht erblickt, worin es ihr vorkam, als ſtehe ſie mitten unter ihren Sklavinnen auf dem Dache ihres Hauſes, ſehe den blauen

Himmel an und freute ſich darüber, wie Mond und Sterne ſo ruhig ihre Bahn gingen. Da kam ein Vogel, ließ ſich bei ihr nieder, riß ſie mitten aus den Sklavinnen heraus und flog mit ihr in's Weite. Plötzlich ſtürzte ſich ein Rabe auf den Vogel, der größer war als dieſer, entriß ſie ihm und führte ſie fort, bis er ſich auf einem breiten Felſe niederließ. Hier bemerkte ſie einen Affen, der, begierig nach ihr, ſie zu fangen ſtrebte. Vor dieſem Affen floh ſie, er fletſchte die Zähne und wollte ſie zerreißen. Ihrer Flucht ſtand ein Berg entgegen, den ſie erſteigen mußte. Als ſie darauf wieder erwacht war, ließ ſie ihre Amme kommen und erzählte ihr den Traum. Dieſe gab ihnen folgende Auslegung:

„Der Vogel iſt ein König, der aus einer Dir unbekannten Gegend herkommt und Dich Deinen Angehörigen entführt; der Rabe ein Feind, welcher Dich jenem König abjagt; der Affe ein Jude, der Dich jenem Feind entreißt. Vor ihm fliehſt Du und er verfolgt Dich, bis Du eine ſchützende Burg erreichſt; dieſe iſt der Berg, welchen Du ſahſt. Das iſt meine Auslegung.“

Ueber dieſe Rede der Amme dachte die Prinzeſſin nach und fand ſie dem Traumgeſicht angemeſſen. Jedoch

verharrte ſie es, bis Sebil kam und ſie die Rede ihres Vaters hörte. Nun dachte ſie daran und glaubte, daß ihre Zeit gekommen ſei, denn der Vogel war König Sebil. Sie beſchloß, auf das Dach ihres Pallaſtes zu ſteigen, um von da aus zu ſehen, was von dem Garten übrig ſei und den Pallaſt des Sebil zu betrachten. „Vielleicht ſehe ich ihn," ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „mein Vater hat viel von ſeinen Vorzügen geſprochen und ohne Zweifel hat er von meiner Schönheit gehört und liebt mich. Meinetwegen iſt er daher gekommen, um vielleicht zu erlangen, was er von mir wünſcht." Hierauf ſtieg ſie mit ihrer Amme auf das Dach des Pallaſtes und ſtellte ſich dem Pavillon gegenüber. Der König Sebil ſaß an der Vorderſeite deſſelben und der Maler neben ihm; vor ihnen ſtand der Wein und Sebil ſang:

Alſo ſprachen ſie: Du liebſt. Iſt denn in der Liebe Schuld
O gewiß Du wirſt verzeihen, laſſen meine Worte gelten,
Wirſt, wenn ich mich will entſchuld'gen, ſicherlich nicht hart
ſcheiten. —
Kümmert's ſie, wenn ich zerreiße die Gewänder der Geduld?
Was Du ſchenkeſt: Waſſer, Feuer, Datteln, Kern — ſo gut
und mild.
Schenke mir den Schlaf, in dem ich ſehen kann Dein reizend
Bild:

Keinen andern Wunſch noch hab' ich auf der weiten Erde, keinen
Als daß mir dem Sehnſuchtsvollen möge nur Dein Bild erſcheinen.

Als er das Lied vollendet hatte, weinte er ſehr und fiel in Ohnmacht; der Maler ſprengte Roſenwaſſer auf ihn, ſo daß er wieder zu ſich ſelbſt kam und geduldiger ward.

Nachdem die Prinzeſſin Nauhahar den König Sehil von Angeſicht geſehen, ſeine Schönheit in Augenſchein genommen und ſeinen Geſang gehört hatte, merkte ſie, daß dieß Alles ihretwegen geſchehen ſei. Dabei ſpielte das Feuer der Liebe mit ihr, denn ihr Herz war von ihm entbrannt. Die Amme ſah ſie an und merkte, was in ihr vorging. „Prinzeſſin," ſprach ſie daher zu ihr, „was iſt Dir geſchehen? Mache mich zur Theilnehmerin Deines Geheimniſſes, denn ich bin in dieſen Dingen bewandert." — „„Amme," " erwiederte die Prinzeſſin, „„ich habe dieſen Jüngling geſehen und er hat mir Verſtand und Herz geraubt. Wenn Du nicht ein Mittel erſinnſt, mich mit ihm zuſammenzufügen, ſo gehe ich rettungslos zu Grunde." " — „Sei unbeſorgt," ent-

gegnete die Amme. — „denn ich ſetze mein Leben an Deine Rettung und auch Du brauche Liſt, vielleicht ſieht er Dich und ohne Zweifel fällt er dann in die Schlingen der Liebe.“

Die Prinzeſſin ging hierauf nach dem Theil des Pallaſtes, welcher dem Pavillon des Zebil gegenüber lag und ihr Bild erſchien in einem cryſtallenen Gefäß, welches vor Zebil ſtand. Er erhob ſein Haupt und ſiehe, ſie ſtand vor ihm, nach ihm ſchauend, und die Amme an ihrer Seite; ſie glich dem Mond in der Fülle ſeines Glanzes. Sobald er ſie erblickt hatte, merkte er, daß ſie die Geliebte ſeines Herzens ſei. Der Maler gewahrte dies und fragte ihn. Da zeigte ihm Zebil, was er geſehen hatte und jener erblickte ſie nun mit ihrer Amme.

„Wohl bekomme es Dir, Deine Geliebte geſehen zu haben,“ ſprach er zu Zebil, „wir wollen von Allah heißen, daß er Dich mit ihr zuſammenführe. Denke über Deine Angelegenheit nach, ſei gedultig und zeige Standhaftigkeit. Vielleicht fühlt ſie Liebe zu Dir und ſendet einen Boten.“ Mit dieſen Worten füllte er einen Becher, küßte ihn und reichte ihn dem Zebil, indem er ſprach „Trink dies auf die Liebe zu der, die vor Dir ſteht.“

Sehil nahm den Becher und trank. Die Prinzessin sah ihnen zu, und als er getrunken hatte, sprach sie: „Wohl bekomm' es Dir!“ Der Maler hörte dies, sagte es dem Sehil und dieser erhob sich und wünschte der Prinzessin langes Leben. Lachend warf sie ihm eine mit Moschus und Ambra gefüllte Nuß zu, welche sie bei sich trug, er nahm dieselbe, küßte sie, hielt sie an sein Haupt und seine Augen und sang:

Kommt das Glück, so ist jetzt höchste Zeit:
Schon zu lang trug ich der Trennung Leid.
Ach! durch Kummer bin ich fast entseelt,
Da die Frauen mich so hart gescholten.
Sage, wenn die Menschen nach mir fragen:
„Er, bei Allah! ist's den Liebe quält!
Wahnsinn faßte, da Dein Bild ich sah,
Mich, doch läßt er jetzt mich auch nicht los
Da, daß das Ersehnte mir so nah,
Nun die Hoffnung birgt in ihrem Schooß.

Nach Beendigung dieses Liedes weinte und klagte er. Als die Prinzessin das sah, ward sie noch trauriger und sprach zu ihrer Amme: „Was soll ich thun? Die Liebe zu ihm zehrt mich auf, führst Du mich nicht mit ihm zusammen, so vergehe ich.“ — „Morgen, so Allah

will,"" erwiederte die Amme, ...„werde ich mich der Gefahr unterziehen, zu ihm zu gehen und mit ihm zu reden. Er iſt ein Königsſohn und paßt nur für Dich und Du nur für ihn, denn Du biſt eine Königstochter."" Dafür dankte Raubahar der Amme, wünſchte ihr alles Gute und ſang:

In Jugendblume werd' ich alt, da Du mir fern,
Ein nie verſiegter Quell fließt mir vom Aug' die Thräne,
Wie lange ſoll ich klagen, daß ich nach ihm mich ſehne,
Und Du erhörſt mich nicht, Du! der Gerechten Stern.
Scheel ſieht Dein Blick auf mich; im Schlummer ward ich Dein.
Mit Härte haſt Du mich gefangen jetzt genommen,
Ach, es verging die Zeit und Du biſt nicht gekommen,
Er geizeſt Du mit mir; e kann das Liebe ſein?
Mit Freude füllen Du des Klugen ernſtes Herz,
Dein Antlitz gleicht dem Mond; er iſt in ſeiner Fülle
Einmal im Monde nur. Du leuchteſt ohne Hülle
Fernwahrend. Ohne Dich macht mir jetzt Alles Schmerz.
O endete dies tiefe Sehnen doch der Tod,
Was hilft mein Streben, wäre der Tod mir doch beſchieden,
Er wäre ſüßer mir, ich würde dann zufrieden
Ich die Getretene, zu Ende meine Noth,
Ob Dem, der es gethan, auch Leid deswegen droht.

Als der König ſie geſehen hatte, kehrte er ſein Geſicht ab und weinte heftig, dann ſprach er zu dem Maler,

ſeinem Vezir, gewendet: „Was kannſt Du mir rathen? Länger vermag ich es nicht zu tragen, ſonſt vergehe ich.“ Der Maler antwortete: „Die Sache hat Nichts zu bedeuten, denn bereits weiß ich, daß Morgen ein Bote von ihr zu Dir kommen und Dich von ihrem Zuſtand benachrichtigen wird. Deshalb mögen die Thürſteher keinen Boten abweiſen. Indeſſen ſetze Dich auf Deinen Seſſel, bekleide Dich mit Deinen beſten Kleidern und erwarte die Ankunft des Boten.“

Bei Tagesanbruch forderte die Prinzeſſin Nauhahar Tinte und Papier und ſchilderte ſchriftlich ihre Liebe. Sie fing von der ſchwächſten Neigung an und ging zu der heftigſten Leidenſchaft über. „Wiſſe, König Schah,“ ſchrieb ſie, „daß die Liebe zu Dir mir Kraft und Beſinnung geraubt hat. Ich ſterbe faſt vor Begierde und bin gefangen von Deinem Blick. Ich weiß, daß Du nur meinetwegen Deine Heimath verlaſſen haſt. Möge der Herr gutgeſinnt und gnädig gegen ſeine Sklavin ſein; möge er Erbarmen mit ihr haben und Mitleiden, wegen ihrer Schmerzen, möge er ſich in enger Freundſchaft mit mir verbinden: möge er mir eine Antwort ſenden, welche das liebende Herz erfreut, dann werde ſeine Wohlthätig-

keit belohnt! Dieſen meinen Zuſtand ſchildere ich Dir Lebe wohl!"

Dieſen Brief wickelte ſie mit Moſchus und Ambra ein, verſiegelte ihn, gab ihn der Amme und fügte ein paſſendes Geſchenk für den König Sebul bei. Zugleich ertheilte ſie noch der Amme den Befehl, ihn mündlich von ihrer Reigung zu ihm in Kenntniß zu ſetzen. Die Amme zog ihre beſten Kleider an, ging zum Pallaſt des Sebul und bat um Einlaß. Man ließ ſie eintreten und benachrichtigte den König von ihrer Ankunft. Ueber dieſe Nachricht fröhlich und guter Dinge, ſprach er zum Maler: „Beſinne Dich auf eine Antwort, welche Du für paſſend haltſt, denn ich vermag vor heftiger Freude nicht zu reden." „Sehr gern," erwiederte dieſer und ſie hießen die Amme eintreten. Sie küßte den Boden, wünſchte dem Könige langes Leben und begann mit ſo vielem Anſtand zu reden, wie ſie nur konnte. Zugleich brachte ſie die Geſchenke und den Brief hervor. Der König nahm ihn, brach das Siegel, las ihn und war nun von ihrer Liebe zu ihm in Kenntniß geſetzt. Er küßte den Brief, drückte ihn an Stirne und Augen, warf ſich nieder und betete zu Allah. Dann ſang er.

Zu mir kam der Freude Bote, kündend
Freudenwerte mir das Herz entzündend;
Hätte selbst mein Leben er verlangt,
Es zu geben hätt' ich nicht geschwankt:
Nicht so theuer ist's, bei Allah! mir
Als die Nachricht so mir ward von ihr.

Hierauf entschuldigte er sich bei der Amme, dankte ihr für ihre Bemühung, war freundlich gegen sie, befahl ihr zu trinken und winkte seinem Vezir, daß er mit ihr reden sollte. Der Maler setzte ihr aus einander, wie der König die Prinzessin liebe und ließ sich in seiner Rede noch weiter aus, so daß die Amme in Erstaunen gerieth. Dann ließ er ihr ein prächtiges Gewand nebst 1000 Goldbinaren reichen und gab ihr ein Geschenk für die Prinzessin. Schriftlich schilderte er ihr seine Neigung zu ihr und seinen Trennungsschmerz und bat sie um eine Antwort. Den Brief wickelte er ein, gab ihn der Amme und dankte ihr nochmals für ihre Bemühung. Sie entfernte sich und ging zu der Prinzessin, welche sie erwartete.

Bei dem Anblick der Amme ward die Prinzessin fröhlich und guter Dinge und fragte sie nach dem Gange ihrer Angelegenheit. Die Amme erzählte ihr von der

Vortrefflichkeit des Königs, welche ſie bemerkt hatte, von der Süßigkeit ſeiner Rede, von ſeiner Begierde, ſie zu ſehen, und ſchilderte alles Schöne und Gute, was ſie außerdem geſehen hatte. „Dieſen Brief hat er an Dich geſchrieben," fügte ſie hinzu, „und verlangt von Dir Antwort." Zugleich zeigte ſie ihr das Geſchenk. Raubabar nahm freudig den Brief und machte ſich mit ſeinem Inhalt bekannt. Dieſem Brief ließ die Prinzeſſin alsbald einen zweiten folgen, worin ſie ihm dankte und ihn um den vierten Theil der Nacht unter ihrem Pallaſt beſtellte, ſie dort zu erwarten. Den Brief ließ ſie durch die Amme zurücktragen. Als dieſe zum Könige kam, gab ſie ihm denſelben und er las ihn und dankte ihr, indem er ihr zur Antwort gab: „Sehr gern will ich gehorchen." Nachdem ſie ihm langes Leben gewünſcht hatte, kehrte ſie zu Raubabar zurück, ihr die Antwort kund zu thun.

Sebil fragte ſeinen Vezir, den Maler, was er thun ſolle und erhielt zur Antwort: „Komm mit mir zu dem Pavillon, dem geſegneten: denn die Sache iſt nun nicht mehr ſchwierig und wir wollen ihr Gelingen von Allah hoffen." Sie gingen hin, ſetzten ſich und begannen mit einander zu plaudern, bis der Tag vergangen und die

Nacht bis zu der bestimmten Stunde verstrichen war. Da wendete sich der Maler zu Schil, und nachdem dieser sich in ein leichtes Gewand gekleidet hatte, ging er bis dicht unterhalb der Mauer des Pallastes der Prinzessin. Als ihn diese hatte kommen sehen, ließ sie ihm einen Korb an einem Seil herunter, in welchem er sich setzte. Nachdem er das Seil bewegt hatte, zog man ihn hinauf. Nachdem er oben bei ihr angelangt war, warf sie sich an sein Herz, zog ihn an ihre Brust und küßte ihn rechts und links. Eben so auch er. Dann ergriff sie seine Hand, führte ihn in ihr Zimmer, ließ ihn sich auf ihren Thronsessel setzen und befahl der Amme, die besten Speisen, welche sie bereitet hatte, herbeizubringen. Nach dem Essen trug man Getränke auf, an deren Genuß sie sich bei heiterem Gespräch ergötzten, bis der größeste Theil der Nacht verstrichen war. Da sprach die Prinzessin: „Licht meinen Augen, siehe der Morgen ist nahe und ich fürchte, daß einer der Wächter uns bemerke. Kehre nach Deiner Wohnung zurück und komme in der folgenden Nacht zu mir.“ „Sehr gern,“ war seine Antwort; beide küßeten sich, dann brachte die Prinzessin den Schil an den Ort, von wo er heraufgestiegen

war und ließ ihn in den Garten hinab. Der Maler hatte ihn unter beständigem Beten zu Allah, ihn zu beschützen, erwartet, ging ihm entgegen, stellte sich vor ihn, küßte seine Hand und fragte nach seinem Befinden. Sebil erzählte, was geschehen war und der Maler rief erfreut aus: „Nun haben wir leichtes Spiel und können von Allah Gelingen unserer Sache hoffen.“ Sebil dankte ihm für seinen guten Rath, dann setzten sie sich in den Pavillon und unterhielten sich. Die Prinzessin betrachtete sie, kehrte dann wieder nach ihrem Wohnzimmer zurück und erwartete die Ankunft der Nacht. Sebil bereitete sich auf sein nächtliches Abenteuer vor und stieg zu ihr hinauf.

Acht Tage lang sah er vor, am Tage in seiner Wohnung und bei Nacht in dem Pallaste der Prinzessin Nachbar zu verweilen; da sprach diese, „was meinst Du dazu, daß Du von Deinem Pallast zu dem meinigen einen unterirdischen Gang graben ließest, damit wir unbemerkt von allen andern Leuten, dem Maler und der Amme ausgenommen, zusammenkommen könnten.“ Dies versprach Sebil und betrieb den Bau des Ganges, bis er nach ihrer Wohnung hin vollendet war. Dadurch

ward ihre Freude vollkommen. Er führte ſie nach ſeinem Pallaſt und ſetzte ſich mit ihr auf einen prächtigen Thronſeſſel; zugleich ließ er ihr durch den Maler ein koſtbares Ehrengewand nebſt einer Krone und einem Gürtel reichen, beide mit Edelſteinen geſchmückt. Hierauf entſchuldigte er ſich bei ihr, ſie dankte ihm und er brachte Speiſen und Getränke. Als ſie dieſe genoſſen hatten, bat ſie um Entlaſſung und entfernte ſich.

Einen vollen Monat waren ſie in dieſer Weiſe fortgefahren, als er ihr erzählte, er habe im Traum geſehen, wie ſein Vater unwillig ſei, daß er nicht zurückkehre; dieſer ſei ein bejahrter Mann, und er fürchte ſeinen Tod; überdies ſei ihm ſchon die Regierung übertragen. Hierüber weinend ſprach ſie zu ihm: „Trennſt Du Dich von mir und kehrſt in Deine Vaterſtadt zurück, mich in Trauer und Thränen zurücklaſſend, ſo habe ich nach Deiner Entfernung keine Ruhe. Thuſt Du es, ſo werde ich ein Schwerdt gegen die Erde ſtemmen, es an meine Bruſt ſetzen und mich tödten; Du allein biſt dann mein Mörder.“ „Wie wäre es, wenn wir Dich durch Liſt befreiten?“ fragte Sebil. „Wenn Du,“ erwiederte die Prinzeſſin, „meinen Vater und meine Brüder gaſt-

freundſchaftlich in Deinen Palaſt einlüdeſt, ſie drei Tage und drei Nächte ſo gut als möglich bewirtheteſt, ihnen mit altem Wein zuſetzteſt, bis ſie berauſcht wären und bei dem letzten Trinkgelag durch den Maler Alles in Ordnung bringen ließeſt, ſo könnte das Heer ohne alles Geräuſch fortziehen. Es müßte dann warten, bis wir zu ihm ſtießen und der König und ſeine Söhne könnten immerhin ſchlafen. Zwei gute und ſchnelle Pferde müßten bereit ſein, das eine davon beſtiegeſt Du, das andere führteſt Du für mich nach der Seite des Pallaſtes außerhalb der Stadt. Dort wollte ich bereit ſein und ſobald Du unter das Fenſter kömmſt, eine geheime Thür öffnen zu Dir aufſteigen und wir ritten fort und ſtießen zu dem Heer. Der König wird nicht eher zu ſich kommen, als bis wir ſchon eine große Strecke Weges zurückgelegt haben. Dann mag es Allah machen, wie er will, ſo meine ich es."

Schil fand dieſen Anſchlag gut, nahm Abſchied von ihr, ging nach ſeinem Pallaſt und erzählte es dem Maler, der, als er es hörte, in Thränen ausbrach. „O König, ſprach er, dieſer Rath iſt böſe und droht Verderben, das weißt Du, ſtehe davon ab. Beſſer iſt es, meiner Mei-

nung nach, daß ich mit Geschenken zum König gehe, sie ihm überbringe und für Dich um sie anhalte. Wir wollen von Allah hoffen, daß er mir keine abschlägliche Antwort giebt. Sagt er die Heirath zu, so geben wir ihm Geld, schreiben den Contract und feiern die Hochzeit. Einige Zeit nachher verlangst Du abzureisen und dann geschieht es mit seiner Zustimmung und ohne Frevelthat." „Ich fürchte nur," entgegnete Sebil, „daß er nicht darauf eingeht, seine Tochter bewachen läßt und alle unsere Anschläge zu Nichte macht." „Nicht so, wie Du gesagt hast," antwortete hierauf der Maler, „wir stehen bei dem Könige in großem Ansehen und sein Herz ist uns geneigt." Ueber diese Rede zornig, fuhr er den Maler mit den Worten an: „Höre auf das, was ich Dir sage und was die Prinzessin wünscht und sei nicht übermuthig." Da schwieg dieser voll inneren Schmerzes mit dem Gedanken: „Die Sache steht bei Allah, mag er es machen wie er will, denn Sebil ist gänzlich blind geworden."

Hierauf sendete Sebil den Maler zum König Fagafur, um den Anschlag gegen diesen, seine Söhne und die Großen des Reiches auszuführen. Der König nahm die Einladung an und der Maler berichtete dies dem

Sebil. Erfreut ließ dieser durch ihn Speisen herbeischaffen und durch einen Boten dem Heere befehlen, daß es nach drei Tagen sich bereit halten solle. Der Pallast ward geschmückt, vielerlei Speisen zubereitet und Getränke herbeigeführt. Die geladenen Gäste wurden gerufen und die Gasterei begann. Nach aufgehobener Tafel wurden Trinkgefäße aufgesetzt und Cymbeln, Lauten und alle andern musikalischen Instrumente gerührt; dabei tanzten die schönsten Sklavinnen und die Heiterkeit nahm zu. So verstrichen zwei Tage und zwei Nächte, während welcher der Maler über den bösen Anschlag des Sebil weinte. Dieser ward am dritten Tage immer freundlicher gegen seine Gäste und bei diesen wuchs die Begierde nach Wein.

Nanbakr brachte ihm durch den unterirdischen Gang einen stark wirkenden Schlaftrunk mit den Worten: „Sieh ihnen den Trank bei Einbruch der Nacht, Heben und Nicken, auch den Sklaven; ich werde Dich erwarten.“ Das that Sebil und Alle fielen in tiefen Schlaf, vom Ersten bis zum Letzten; dem Maler befahl er zum Heere zu gehen und mit demselben abzuziehen, er wolle ihm auf der Spur nachfolgen. Weinend sprach

dieser: „o Herr, befiehl, daß ich mitgehe und dich bediene. Sende einen Andern zum Heere, auf daß wir zusammengehen.“ Sehil aber fuhr ihn an mit den Worten: „Gehorchst Du nicht meinem Befehl?“ Weinend und traurigen Herzens ging der Maler zum Heer und ließ dasselbe abziehen.

Raubabar hatte dem Sehil befohlen, eilig das Pferd zu der geheimen Thür zu bringen; sie selbst wolle einstweilen nach ihrem Pallaste gehen. Sogleich machte sich Sehil auf und ging an den Ort, wo die beiden Pferde standen, das eine bestieg er, das andere führte er nach der geheimen Pallastpforte, an den Ort, welchen sie ihm bestimmt hatte. Hier stieg er ab und lehnte sich, von Wein und nachtlichem Baden betäubt, an die Mauer, ihre Ankunft zu erwarten. Ein finster Luftzug wehte ihn an und bewirkte, daß er fest einschlief. Da kam vom Felde her ein schwarzer Sklave, ein Straßenräuber, der den Wanderern auflauerte, ihnen Schaden zufügte, und bei Nacht in die Stadt gehen wollte, um etwas von dort zu holen. Dieser sah den schlafenden Sehil, welcher in seiner Hand die Zügel der beiden Pferde mit den goldgestickten Zäumen hielt. Er nahm ihm die Pferde aus

der Hand, beſtieg das eine, nahm das andere zur Seite und wollte ſich entfernen, als er bemerkte, daß eine Pforte des Pallaſtes geöffnet ward und Jemand heraustrat, mit einem Päckchen auf der Schulter von leichtem und werthvollem Inhalt. Es war die Prinzeſſin Nuzhabar, welche in dem Reiter den König Schil zu erblicken glaubte und zu ihm ſagte: „Biſt Du gekommen?“ „„Wohl,““ erwiederte der Sklave. — „So komm, nimm das Päckchen, befeſtige es hinter Dir und hebe mich auf das Pferd, damit wir fortkommen und das Heer erreichen.“

Als der Sklave dies gehört hatte, ſprach er bei ſich: „Dieſe Nacht iſt geſegnet,“ kam herbei, nahm das Päckchen, legte es hinter ſich und führte ihr das Pferd zu. Sie beſtieg es und befahl ihm, ſchnell vor ihr her zu reiten, damit ſie von Niemand bemerkt würden. Er eilte fort und ſie folgte ihm.

Dieſer Sklave hatte ſeinen Aufenthaltsort auf einem Berg, einen Tag und eine Nacht von der Stadt entfernt. Dort waren noch vierzig ſeines Gleichen und ihr Anführer, bekannt unter dem Namen Saluk. In jener Nacht hatten ſeine Gefährten zu ihm geſagt: „Gehe

Du diese Nacht allein aus und schaffe uns etwas zu leben, dann wollen wir lustig und guter Dinge sein.“ Er versprach ihnen dies, ging aus und es begegnete ihm, was wir erzählt haben. Hierüber erfreut wendete er sich mit Raubakar nach seinem Wohnplatze hin und sie folgte ihm bis zu Tagesanbruch, meinend, er sei Sehil, obgleich er kein Wort mit ihr sprach. Als der Morgen angebrochen war, sprach Raubakar: „Wie hart bist Du doch; die ganze Nacht sind wir unterwegs und Du hast nicht ein einziges Wörtchen mit mir gesprochen, betragen sich Liebende so?“ Auf diese Worte drehte sich Salul nach ihr um, so daß sie sein schwarzes Gesicht bemerkte, mit den rothen Augen und dichten Augenbraunen. Da ward es ihr schwarz vor den Augen und sie hielt ihren Untergang für gewiß. „Wer bist Du?“ fragte sie. „„Ich bin Salul““ erwiederte er, „„meinen Namen machen die Reisenden kund.““ Diese Worte brachten in ihr den Gedanken hervor, daß sie sich nur durch List retten könne. Sie sprach daher zu ihm: „Mein Herr, was hast Du mit dem Sklaven gemacht, welcher die beiden Pferde hielt; hast Du ihn getödtet oder nicht?“ Diese Frage that sie, um zu erfahren, was aus Sehil geworden sei, damit sie

in Bezug auf ihn handeln konnte, denn sie hatte von ihrem Vater seine Tapferkeit rühmen hören.

„Wer bist Du?“ sprach der Sklave Saluk zu ihr. „Ich bin Naubahar,“ erwiederte sie, „die Tochter des Königs Zagafur, des Beherrschers von Sin, zwischen mir und jenem Manne war ein Ort verabredet, wo wir uns treffen wollten, denn er wollte mich nach seiner Heimath entführen. Ich glaube er schlief: da kamst Du, nahmst ihm die Pferde und entführtest mich. Hast Du ihn getödtet, so hast Du uns vor seinen Nachstellungen Ruhe verschafft; ist er noch lebendig, so wird er ohne Zweifel in der Gegend umherreiten und wenn er unseren Aufenthalt entdeckt, gewiß zu uns kommen, unser Leben zu trüben. Ich habe immer gehört, wie mein Vater meiner Mutter von Deiner Tapferkeit und Deinen Kämpfen mit Helden erzählte und habe deswegen stets gewünscht, Dich kennen zu lernen, um Proben Deiner Tapferkeit zu schauen, denn Du bist ein zorniger Löwe. Allah hat uns ohne Verabredung zusammengeführt und ich wünsche nun zu wissen, ob der Mann todt oder lebendig ist.“ Da antwortete ihr Saluk: „Prinzessin, als ich ihn erblickte, wollte ich ihn tödten; allein ich sah ihm in's Gesicht und

erkannte ihn nicht, nur bemerkte ich, daß er ein Jüngling war, schön wie der leuchtende Mond, schlafend und bewußtlos. Seiner Jugend mich erbarmend dachte ich: „sollteſt Du ihn, einen Schuldloſen, tödten?“ Ich nahm ihm die Pferde ab, ließ ihn ſchlafend an ſeiner Stelle zurück und wollte mich entfernen. Da bemerkte ich Dich und Du rieſſt nur zu. Ich kam, nahm Dich in Empfang und eilte mit Dir die ganze Nacht hindurch fort.“

Ueber dieſe Nachricht ward ſie fröhlich, denn ſie wußte nun, daß er noch lebe, und ſprach: „mein Herr, ſtärke meine Augen, ich wünſche von Deiner Güte, daß Du mir einen Beweis von Deiner Tapferkeit giebſt und mir ſein Haupt bringſt, damit ich Deine Liebe erkenne, wir vor ihm ſicher ſind und ruhig leben können bis an unſer Ende; denn ich wünſche Dich kennen zu lernen und Allah kennt meinen Wunſch und möge mein Verlangen erfüllen. Thue eilig, was ich Dir geſagt habe, ich will hier warten, bis Du wieder zu mir kommſt.“

Dieſe Worte für wahr haltend und darüber erfreut, ritt Saluk nach der Stadt zu. Als er ihrem Blick entſchwunden war, lobte ſie Allah und dankte ihm für ihre Befreiung aus der Gewalt jenes Sklaven. Heftig weinend

trieb ſie ihr Pferd an und zog fort, ohne den Weg zu wiſſen, ſich allein auf den ewig unveränderlichen Gott verlaſſend.

Als der König Zagaſur am Morgen erwachte, ſah er den Pallaſt leer von Bewohnern und bemerkte weder den Sebil noch ſein Heer. Er fragte nach ihm, erhielt aber zur Antwort, man wiſſe Nichts von ihm. Hierüber zornig ging er nach ſeinem Pallaſt und vernahm dort ein großes Geſchrei. Als er nach der Urſache fragte, ſagten die Leute: „Siehe, wir vermiſſen die Prinzeſſin.“ Jetzt reuete ihn, was er gethan und er merkte, daß Sebil ihn betrogen und ſie nach ſeiner Heimath entführt habe. Sogleich ließ er ſein Heer ausziehen und begleitete es mit ſeinem Sohne im ſchnellen Zuge.

Sebil hörte bei ſeinem Erwachen das Geſchrei im Pallaſte und ſah von den Pferden keine Spur. Zugleich vernahm er von den Leuten die Worte: „Sebil hat Nanbahar entführt.“ Da merkte er, daß die Sache gegen ſeine Hoffnung abgelaufen war und dachte: „wenn ich mich aufmache, ſo werden ſie mich mit dem Tode beſtrafen. Alles dieſes rührt von meiner Widerſpenſtigkeit gegen den Maler her.“ Von ſolchen Gedanken gequält zerriß er ſein Kleid, ſtreuete Staub auf ſein Haupt und

entfernte sich von der Stadt in die Oede des Feldes. Hier sah er einen Hirten und bat ihn, seine Kleider gegen die seinigen zu vertauschen. Der Hirte trug ein schmutziges, zerrissenes Kleid von grober Wolle; dies zog Sehil an und ging planlos in der Nacht weiter fort.

Der Sklave Saluk hörte bei seiner Rückkehr in die Stadt die Leute sich einander von der Flucht des Sehil erzählen. Von diesem selbst aber sah er keine Spur. Er kehrte daher zu der Prinzessin zurück, aber auch sie fand er nicht mehr. Erschrocken merkte er nun, daß sie ihn durch List getäuscht hatte, und es reuete ihn, daß er in die Stadt gegangen war. Nachdem er rechts und links herum geritten war, stieg er ab, streuete Staub auf sein Haupt, zerriß seine Kleider und rief aus: „Wohin ist wohl diese Wiederbäterin gegangen, und wie hat sie ihre Befreiung aus meiner Gewalt ausgesonnen?“ Hierauf ging er zu Fuß fort, sie zu suchen, ohne Waffen und Nahrungsmittel.

Der König Agafur verfolgte das Heer des Sehil, bis er ihm in den Rücken kam. Da bemerkte er den Maler, welcher mit dem Heere gezogen war, ruhig auf Sehil wartend. Als sie das heranziehende türkische Heer

ſahen, erſchraken ſie ſehr, denn ſie fürchteten, Sehil ſei gefangen und das Heer von Sin gekommen, ſie zu ſuchen. Der Maler wendete ſich zu dem Anführer der Krieger, einem tapferen Manne, der ſich vor Niemand fürchtete, mit den Worten: „Unſere Sache iſt zu nichte geworden, unſere Hoffnung iſt vereitelt. König Hagafur kömmt, uns zu ſuchen, und ich glaube, daß er ſich des Sehil bemächtigt und ihn getödtet hat. Was meinſt Du dazu? Das Heer iſt ſehr zahlreich und ſie ſind in ihrer Heimath, wir aber in der Fremde."

„Jeder Ungerechte," antwortete ihm der Emir, „wirft ſich ſelbſt darnieder. War nun Sehil ungerecht gegen den König Hagafur und erinnerte ſich ſeiner Wohlthaten nicht, ſo glaube ich, daß er ihn getödtet hat. Wollen wir uns vor dem retten, der uns tödten will, ſo können wir dies nur durch die größeſte Tapferkeit. Wir ſind Araber und ſie ſind Türken und Perſer. Wenn ich nach Anſtrengung aller meiner Kräfte getödtet werde, ſo thue Allah mit ſeinem Geſchöpfe, was er will. Wer von euch gerettet wird und entkommt, der ſage meinen Kindern ein Lebewohl."

Da kam ein Abgeſandter vom König Hagafur, trat vor ſie hin, fragte ſie und ſie fragten ihn, warum der

König ſie verfolge und was er von ihnen wolle. Der Geſandte berichtete ihnen, daß Sebil die Prinzeſſin geraubt und entführt habe; ſie von ihnen zurückzufordern, ſei er gekommen, und ſollts ſie ſie nicht zurückgäben, würden ſie erfahren, was über ſie einbrechen werde. „Bei Allah!“ erwiderte der Maler, „wir wiſſen nichts von Sebil; weder er iſt bei uns, noch die Prinzeſſin; bei Allah, dem Allbarmherzigen, dem Allerbarmenden. Wahrſcheinlich habt ihr ihn gefangen und getödtet, und nun ſpürt ihr auch nach uns, weil wir ſchwach und krank ſind. Ihr aber eine große Kriegsmacht habt. Ihr wollt uns Geld und Sachen wegnehmen und überdies noch ſtechen und hauen, weil unter uns tapfere Männer ſind, muthige und heldenmüthige. Kehret zurück von uns, denn wir reiſen in unſere Heimath, und daß unſer König uns entriſſen iſt, mag entſchuldigen, wer da will.“ Was wir erzählt haben, wiederholte er nochmals in einem Briefe an Kazafur mit dem Schwur, daß er und ſeine Begleiter von Sebil und der Prinzeſſin nichts wüßten. Mehr könne er nicht ſagen.

Der Geſandte brachte den Brief dem Vezir, welcher ihn las und als er ſich mit dem Inhalt deſſelben bekannt

gemacht hatte, dem König Bericht erſtattete. Dieſem ſchwanden die Sinne bei jener Nachricht. Er ließ ſein ganzes Heer gegen Schil's Heer marſchiren, und als die Araber ſahen, was ihnen bevorſtand, gingen ſie insgeſammt auf das Heer von Sin los. Die Heere ſtießen zuſammen, die Parteien wogten hin und her, das Schwerdt ſpielte, bis die Mittagshitze zunahm und das Blut auf beiden Seiten floß; ein denkwürdiger Tag. Der Emir, welcher das arabiſche Heer befehligte, entblößte ſein Haupt und ſtürzte ſich mit ſeinen Begleitern auf die Türken: Allah hatte ihm Tapferkeit geſchenkt. Sein Angriff glich dem eines Löwen und ſchwächte den Muth der Gegner: für die Türken ward der Tag verhängnißvoll: denn Allah hatte ihm Tapferkeit und Heldenmuth im Vertheidigen gegeben. Als der König Jagafur ihn und ſeine Heldenthaten ſah, rief er ſeinem Heere zu, ſich auf ihn zu ſtürzen. Man ſchoß mit Pfeilen nach ihm, ſo daß er in große Gefahr kam. Allein er kannte ſich ſelbſt, drang auf die Vorderſten ein und traf auf keinen, ohne ihn zu tödten. Das dauerte bis an den Abend. Da ward ſein Pferd erwattet und kraftlos und die Beſtimmung des Schickſals kam über

ihn. Das Pferd that einen Fehltritt und warf ihn ab, so daß er auf die Erde fiel. Als die Türken sein Unglück sahen, schossen sie Pfeile auf ihn ab. Sogleich stand er auf, merkend, daß er umkommen werde, zog sein Schwert und kämpfte zu Fuß. Da schoß ein Türke einen Pfeil nach ihm ab, die Spitze drang in seinen Nacken, er stieß ein Geschrei aus, verhauchte sein Leben und ging zu seinem Herrn. Da nun seine Leute sahen, was ihnen bevorstand, war ihr Muth gebrochen, denn sie glichen einer Schaafheerde ohne Hirten, und wendeten sich zur Flucht. Dies bemerkend, wurden die Türken begierig nach ihnen, hörten auf zu würgen, machten Gefangene und ergriffen auch den Maler. Die Zelte nahmen sie weg und verfolgten die Feinde bis zum Abend; wen Allah retten wollte, der ward gerettet. Bei Sonnenuntergang kehrten sie zurück und der König Zagafur zog wieder nach seiner Hauptstadt.

Tags darauf saß er auf seinem Throne und ließ den Maler und die Gefangenen vor sich bringen. Als sie vor ihm standen, redete er den Maler also an:

„Thor in deinen Rathschlägen, was habe ich Euch Böses gethan, daß ihr mir mit Bösem vergeltet und

meine Tochter entführet? Glaubet ihr meiner Tapferkeit entgehen zu können? Sag' an, was habet ihr mit meiner Tochter gemacht und wohin ist jener Teufel, Sehil, entwichen?" Hierauf erwiederte der Maler: „O König, bei dem der den Himmel ohne Stützen in der Höhe erhält, Dein Sklave, der Maler und alle Getödtete, Gerettete und Gefangene, wußten nichts von Sehil und von der Prinzessin. Weder er noch sie sind uns gefolgt, und uns gänzlich unbekannt, was aus ihnen geworden ist. Er befahl mir, mit dem Heere nach der Heimath zu ziehen. Da sagte ich zu ihm: „Warum willst Du nicht mit uns ziehen, sondern uns folgen in dieser Gegend?" Er aber antwortete mir: „Ich will den König nicht um Urlaubniß bitten zur Abreise, denn ich fürchte, daß, wenn er es erfährt, er mir die Abreise verweigert. Ich sehne mich nach meinen Angehörigen und meinem Reiche. Dieser König hat mich durch seinen Edelmuth überwunden, mich und meine Begleiter. Wir bitten daher Allah, daß er ihm vergelten möge, weil er ein edler König ist. Ich will nun während der Nacht sein Gemüth geneigt machen und euch dann nachkommen. Ziehe daher mit dem Heere einstweilen langsam hin, bis ich Dich

erreiche.“ Da ſprach ich zu Ihm: „o König, erlaube mir, daß ich bei Dir bleiben und Dich bedienen darf. Ich will für Dich den König Zagafur um Urlaubniß zu Deiner Abreiſe bitten, denn das iſt ſchicklicher, als wenn Du allein reiſeſt. Auch das Heer wird dann mit Urlaubniß abziehen und das iſt beſſer, als wenn es ohne dieſelbe abzieht.“ Als er dies gehört hatte, fuhr er mich zornig an und ſprach: „Willſt Du nur thun, was Du für gut haltſt?“ Zugleich befahl er mir, ohne Verzug mit dem Heere abzuziehen. Dies that ich und wir zogen ab, ohne nachzuſehen, ob er uns folge. Als wir uns nach ihm umſahen, bemerkten wir plötzlich, daß ihr uns verfolgtet und glaubten, es ſei der König Schil, den der König Zagafur begleite. Nun aber geſchah, was Allah beſtimmt hatte. Wir wurden gefangen genommen, niedergehauen und verſprengt. Wahrſcheinlich hat der König den Schil ſchon gefangen genommen, in's Gefängniß geworfen oder getödtet und Dein Sklave weiß, was über ihn beſchloſſen war.“

Aus dieſen Worten merkte der König, daß der Maler die Wahrheit rede, ward verwirrt und ſprach: „Bei Allah, o Vezir, ich habe keine Nachricht von Schil und

meiner Tochter und glaubte nichts anderes, als daß ſie bei euch ſeien. Es iſt dies eine wunderbare Sache."

Als der Maler dies hörte, zerriß er ſeine Kleider, ſchrie laut und ſprach: „o Herr, Stärke meiner Augen, wie konnte über Deinesgleichen ein ſolcher Irrthum kommen?" Er weinte, bis er ohnmächtig ward. Dies bemerkend, ward der König gnädig gegen ihn, bedauerte ihn und ſprach: „Ein Mann wie dieſer bringt die Jugend ſeines Herrn in Erinnerung." Hierauf ließ er Roſenwaſſer auf ihn ſprengen. Als der Maler wieder zu ſich gekommen war, ſah er weinend den König an und ſprach: „Ich wünſche, o König, daß Du ſo gnädig ſeiſt, mich tödten zu laſſen, damit ich zu Sehil, meinem Herrn, komme, denn in dieſem Leben iſt mir kein Ausweg mehr übrig."

Dies vernehmend weinte der König über die Trennung von Sehil und ſeiner Tochter, und bereuete es, das Heer von Jemen aufgerieben zu haben. Hierauf ließ er die Gefangenen löſen, ſah ſie gnädig an, entſchuldigte ſich, gab ihnen das Geraubte wieder, kleidete ſie und ließ ſie in ſein Heer eintreten. Zugleich ſtellte er es ihnen frei, bei ihm zu bleiben oder nach der Heimath

zu geben; den Maler sendete er in ein Bad und schickte ihm ein neues passendes Gewand. Als er das Bad verließ, setzte man ihn auf ein Pferd des Königs. Bei seiner Ankunft vor diesem küßte er den Boden, wünschte ihm langes Leben und erhielt den Befehl, sich niederzulassen. Als dieses geschehen war, ließ ihm der König einen Trank bringen, sah ihn liebreich an, so daß er wieder guten Muthes ward und sprach: „O Vezir, sieh Dich zufrieden, Du sollst mein Vezir und mein Reich soll unter Deiner Acker sein; was dem Heere geschah, war von Allah bestimmt.“ Auf diese Worte küßte der Maler den Boden und sprach: „Der König weiß, daß sein Sklave nun kein Ziel mehr in der Welt hat. Ich wünschte daher, daß er so gnädig wäre, mir, seinem Sklaven, eine Reise in fremde Länder zu erlauben, um nach Schil und der Prinzessin zu forschen. Ich hoffe von der Gnade Allah's, daß er meinen Wunsch mit Gedeihen krönen wird, es wäre ja dies auch ein Glück für den König.“ Hierüber weinend sprach Kaqafur: „Es mag sein, wie es will, es ist Dir erlaubt, sei guten Muthes und festen Auges, ich will sogleich einen Befehl nach allen Provinzen des Reiches schicken und die Sache bekannt machen, vielleicht

ſchenkt ſie uns Allah wieder. Höre ich aber nachher Nichts von ihnen, dann befehle ich Dir, nach ihnen zu forſchen.“ Der Maler dankte ihm dafür und der König ſchrieb den Befehl und ſchickte ihn in alle Provinzen, damit die Geſchichte der Prinzeſſin Naubahar und des Königs Schil von Jemen bekannt werde.

Nachdem Schil die Hauptſtadt von Sin verlaſſen hatte und ihm mit dem Hirten begegnet war, was wir erzählt haben, ging er ſieben Tage und ſieben Nächte fort, die Früchte der Erde eſſend und aus den Quellen trinkend, bis ſeine Kraft abnahm. Am achten Tage ſtieg er auf den höchſten Berg der dortigen Gegend und ſah von hier aus eine Ebene mit einer hohen Burg in der Mitte. Auf dieſe ging er den ganzen Tag los, bis der Abend kam. Bis zum Mittag des folgenden Tages ſchlief er. Dann ging er nach der Burg und trat hungrig und ermüdet an das Thor. Der Wächter über demſelben erblickte ihn und meldete es dem König. Dieſer ließ ihn vorführen, und als dies geſchehen war, küßte Schil den Boden vor ihm und wünſchte ihm langes Leben. Der König bemerkte, daß er ein ſchöner Jüngling ſei, obgleich er ſo vieles Unglück ertragen hatte und mit einem

groben, zerriſſenen Gewand bekleidet war. Der Fürſt, dem die Burg gehörte, war ein ſchöner junger Mann, in den Wiſſenſchaften und in der Reitkunſt bewandert; er hieß Tſchalinus. Als er den Schil betrachtet hatte, erkundigte er ſich nach ſeinen Lebensumſtänden und warum er in ſein Land gekommen ſei. Unter Thränen erzählte ihm Schil Alles, was ihm begegnet war, vom Anfang bis zu Ende. Ueber ſeinen Bericht war der König erſtaunt und fühlte Mitleiden. „Betrübe Dich nicht, Schil!“ ſprach er zu ihm, „die Welt hört nicht auf, dergleichen zu thun, ſie erniedrigt und erhöhet; ſei ruhig und getroſt, dieſe Burg gehört Dir und Du biſt mein Bruder, bei Allah! fürchte Dich nicht, denn ich will Leute ausſenden, welche die Geſchichte des Dagafur, der Prinzeſſin und Deines Heeres bekannt machen ſollen, ganz ſo wie ſie geſchehen iſt.“ Da wünſchte ihm Schil langes Leben. Tſchalinus ließ ihn in ein Bad bringen und ſchenkte ihm ein neues Gewand und ein Pferd, ſo daß er zu ihm kommen konnte. Dann nahm er ihn freundlich auf, ließ ihn neben ſich ſetzen und ſpeiſete ihn bis an den Abend, wo er ihn nach einer für ihn bereiteten Schlafſtätte bringen ließ. Nach der Reſidenz des Dagafur,

welche von hier fünf Tagmärsche zu Roß entfernt war, sendete er drei Spione.

Der König Dschalinus erzählte am folgenden Tage also: „Wenn Allah will, so ist der Trost schon in meiner Hand. Der König Dagafur war Emir bei meinem Vater und sämmtliche Gebiete von Sin gehörten diesem. Er starb, als ich noch ein kleiner Knabe war und nun bemächtigte sich Dagafur der Herrschaft und des Schatzes. Ich war zwei Jahre alt: da zog meine Mutter mit mir im Besitz einer kleinen Summe Geldes und verbarg mich bis in mein zwölftes Jahr. Als sie bemerkte, daß ich verständig ward, erzählte sie mir von meinem Vater und vom König Dagafur. Diese Erzählung reizte mich zum Zorn, ich kaufte mir eine vollständige Waffenrüstung, verließ meine Mutter, zog auf einen schwer zugänglichen Berg, trieb Straßenraub und plünderte die Karawanen. Was ich erbeutet hatte, brachte ich auf jenen Berg und hatte dort eine Zeitlang meine Niederlage. Ich ward bekannt, Junglinge kamen zu mir und ich hatte bei vierzig Mann zusammen. So oft ich etwas erbeutete, vertheilte ich es unter diese Junglinge, bis ich deren 200 hatte, mit eben so vielen trefflichen Pferden. Da hörte auch

Jaqafur von mir und ſchickte einen Emir mit 1000 Reitern gegen mich ab. Mit ihnen kämpfte ich und Allah verlieh mir den Sieg. Ich tödtete ihren Emir und nahm ſie gefangen, bis auf wenige, welche entkamen. Da ward mein Name furchtbar, es ſammelte ſich bei mir eine tapfere, gewaffnete Reiterſchaar von 500 Mann. Jaqafur ſendete 1000 Reiter gegen mich. Als ich dies hörte, ſammelte ich meine Reiter und die Bauern meines Gebietes, bei 2000 Mann. Mit dieſen trat ich ihm entgegen und es fiel eine Schlacht vor. Am zweiten Tage ſchenkte mir Allah den Sieg. Sie flohen; ich verfolgte ſie, tödtend und plündernd, und nahm gefangen, wen ich nur wollte.

Hierauf kehrte ich mit ihnen zu meinem Wohnplatze zurück, ließ die Gefangenen vor mich bringen und ſprach zu ihnen: „Ich bin der Sohn des Königs, der Euch einſt regierte und jener iſt Jaqafur, der mich vertrieb und meines Vaters Reich an ſich riß. Euch habe ich Nichts zu Leide gethan; was bewegt Euch, gegen mich zu kämpfen und meinem Unterdrücker beizuſtehen, der mein Reich an ſich riß?' Da antworteten ſie mir: „o Herr, wir wußten dieſes nicht und haben einen Fehler begangen,

wir ſind Deine Sklaven, wie wir Sklaven waren Deines Vaters; wir ſtreiten gegen den, der gegen Dich ſtreitet, und ſind dem feind, der Dir feind iſt; wir ſterben nur für Dich.“

Als ich eine ſolche Antwort hörte, löſte ich ihre Feſſeln, gab ihnen Ehrenämter und ſtellte ihnen wieder zu, was ich ihnen genommen hatte. Es waren 500 Reiter. Mit ihnen zog ich nach dieſer Burg, eroberte ſie, nahm ihr Gebiet ein und ſchlug hier meinen Thron auf. Alle Monate überfiel ich eine Provinz von Sin, bis meine Waffen gefürchtet wurden. Auf die Nachricht davon ſammelte Zagafur ein Heer und zog gegen mich; meine Späher ſetzten mich davon in Kenntniß. Ich ſammelte meine Reiterſchaar und Fußgänger und wir lieferten ihm eine Schlacht, welche ſieben Tage dauerte. Am achten Tage verlieh mir Allah den Sieg über ihn, ſein Heer floh, ich drang auf ihn ein und er ergriff die Flucht; ich erreichte ihn, hieb nach ihm und verwundete ihn im Nacken. Als er den Hieb gefühlt hatte, ſpornte er ſein Pferd, eilte wie der Sturmwind davon und verſchwand unter den Flüchtigen, ſo daß ich nicht weiß, wie er entkam. Am Abend ließ ich von der Verfolgung ab und

meine Schaar machte Beute ohne Zahl. Als Sieger kehrte ich nach meiner Burg zurück, ließ die Beute herbeibringen und vertheilte sie unter meine Krieger. Fagafur schickte einen Gesandten an mich, Frieden zu erbitten mit folgenden Worten: „Alles, was Du erobert hast, soll Dir gehören, ich will nicht mit Dir darum streiten. Ich schwöre Dir, daß ich nicht treulos sein und mir die Herrschaft über Dein Gebiet nicht anmaßen will, auch nicht über einen Theil davon. Ich will Dir noch die und die Provinz hinzufugen."

Nachdem ich die angesehensten Beamten meines Staates versammelt und ihnen den Brief des Fagafur vorgelesen hatte, fragte ich sie um Rath. Sie äußerten ihre Zufriedenheit und sprachen: „wir stehen unter Deiner Botmäßigkeit, was Du befiehlst, das thun wir." Dieser Antwort zufolge schenkte ich dem Gesandten ein Ehrengewand und schickte dem Fagafur ein Geschenk. Bei dem Anblick desselben stellte er mir vor Freude eine Urkunde aus über dieses Gebiet, welches sich von der Burg aus nach allen Seiten hin vier Tagereisen erstreckt. Dazu sendete er mir ein Geschenk, welches noch einmal so werthvoll war, als das ihm von mir geschickte. So

dauerte meine Herrſchaft fort und Du mein Freund Sebil, laß keine Sorge in Dein Herz kommen, denn wir ſind beide gleich in dieſem Gebiet.“ Für dieſe Verſicherung wünſchte Sebil ihm langes Leben und beide brachten ihre Zeit in einem freundſchaftlichen Verhältniß mit einander hin, bis einſt die Spione kamen und ihm verkündigten, was mit Sebil's Heer vorgefallen war, daß der Anführer getödtet und Sebil und Raubahar verſchwunden ſeien. Dieſe Nachricht brachte in Sebil Reue hervor und er weinte bitterlich. „Weinen nützt zu Nichts,“ ſprach Tſchalinus, „habe Geduld.“

Eine kurze Zeit darauf kam ein Mann und zeigte dem Tſchalinus an, daß eine Karawane im Anzug begriffen ſei und vor der Burg vorbei nach dem Reiche des Chakan gehen werde; ſie führe unbeſchreiblich große Schätze bei ſich. Der König ging mit ſich zu Rathe, ob er aufſitzen und ſie als eine gute Beute wegnehmen, oder nur ein Löſegeld verlangen wolle. Allein der Satan flüſterte ihm zu, ſo daß er trunken und zum Raube geneigt ward. Sogleich ſtand er auf, ließ ſeine Umgebung aufſitzen und ſprach zu Sebil: „Bleibe hier, bis ich wieder zu Dir zurückkehre.“ Da erwiederte Sebil:

„Die Zeit der Ruhe, des Eſſens und Trinkens iſt für mich vorüber, ich will mit Dir ziehen, um in der Schlacht zu ſein und bei dem Angriff des Feindes; niemals werde ich zurückbleiben.“ An der Spitze von 500 Reitern zog Dſchalinus und Sehil aus, erreichte die Karawane und trat ihr in den Weg. „Entfernt euch von eueren Laſtthieren und ergebet euch!“ rief er ihnen zu, ſonſt ſeid ihr verloren.“ Dies meldeten die Leute der Karawane ihrem Anführer, einem Emir des Chakan, welcher 2000 Reiter befehligte. Als dieſer jene Worte vernommen hatte, ſprach er zornig: „Wo iſt denn ein ſolcher Räuber, der die Schätze des Chalanſchah angreifen will und noch dazu mit einem ſo kleinen Häufchen?“ Hierauf ſendete er Reiter zu Dſchalinus, welche ſagen ſollten: „Wende Dich von dem Wege der Gläubigen, wir ſind keine Kaufleute, daß Du nach uns trachteſt, wir ſind Soldaten des Chakan und Du ſollſt weder unſere Sachen unterſuchen, noch das Blut unſerer Leute vergießen. Das Unrecht fällt auf den Thäter zurück.“

Die Reiter kamen und ſagten dies dem Dſchalinus, allein er kümmerte ſich nicht darum, ſondern ließ die Trommeln ſchlagen und zog gegen ſie. Nachdem die

Leute des Ghakan dies gehört hatten, trieben sie ihre Pferde an und die Parteien kämpften eine Zeit lang heftig mit einander. Da bemerkte Sebil, welcher bei einer Fahne stand, daß die Leute des Tschalimus in dem heftigen Kampfe zurückgedrängt wurden und wegen ihrer geringen Zahl und der Uebermacht ihrer Feinde flohen, und sogleich stürzte er sich mit dem zurückgedrängten Volk auf die Reiter des Ghakan, trieb sie zurück, hieb einen nach dem andern nieder, bis er sie durchbrochen hatte, und so oft er einen Durchbruch versuchte, öffneten sich vor ihm die Reihen. Da wankte sein Pferd und er stürzte zur Erde. Zwar erhob er sich sogleich wieder und kämpfte, allein die Perser hatten gesehen, was ihm begegnet war, eilten herbei, warfen Lanzen auf ihn und nahmen ihn schwer verwundet gefangen.

Tschalimus entblößte, sobald er dies bemerkt hatte, sein Haupt und stürzte sich auf sie um ihn zu befreien. Allein er vermochte es nicht, griff zum zweiten und dritten Male an und empfing drei Wunden. Als er die Unmöglichkeit eingesehen hatte, hielt er die Rettung seines Lebens für die größeste Beute und wer von seinen Soldaten sich gerettet hatte, folgte ihm. In seiner Burg

angekommen, ließ er die Thore verrammeln und ſetzte ſich nieder, vor Reue weinend über das, was er gethan hatte. Die Soldaten des Chakanſchah brachten den Sehil und ſeine Mitgefangenen zu ihrem Emir und meldeten ihm, daß, wenn das Pferd nicht mit ihm geſtürzt wäre, er ſie alle niedergehauen hätte, vom Erſten bis zum Letzten. Als nun der Emir den mit Ketten belaſteten Sehil ſah, welcher einem Löwen glich, ſprach er: „Schade um dieſen Jüngling, wenn ich ihn tödtete, ohne daß ihn der König geſehen hätte. Das beſte iſt, daß ich ihm denſelben zur Anſicht überbringe.“ Die übrigen Gefangenen ließ er kreuzigen. Dann reiſete er Tag und Nacht, bis er ſeine Hauptſtadt erreichte und ſchickte einen Geſandten ab, der den König davon benachrichtigen ſollte. Da ſandte ihm dieſer ſein Heer entgegen, und in großem Pomp zog er ein.

Als er zu dem Könige kam, küßte er den Boden und wünſchte ihm langes Leben. Dieſer nahm ihn freundlich auf, ließ ihn niederſetzen, und fragte nach ſeiner Reiſe und wie es ihm bisher ergangen ſei. Der Emir erzählte Alles, den Ueberfall des Dſchalinus, die ihm gelieferte Schlacht, die Gefangennehmung des Sehil, die

Tapferkeit desselben und daß in seinem Heere kein ähnlicher gefunden werde. „Wenn Du befiehlst," fügte er hinzu, „so lasse ich ihn bringen, er ist mit Ketten und Fesseln beladen und gleicht dem Löwen." Der König befahl, Sebil herbeizuführen. Seine Kleider waren mit geronnenem Blute bedeckt und er in demüthiger Haltung.

Der König Chakan war gerecht, haßte die Wegelagerer und Missethäter und begnadigte keinen von ihnen. Er sprach zu Sebil: „Wie heißest Du?" „Sebil," war die Antwort. — „Wahrscheinlich bist Du Befehlshaber jener Burg, von welcher aus Du meine Soldaten überfielst?" — „Nein, ich war nur bei ihm." — Hast Du noch nicht gehört, wie ich gerecht bin und die Wegelagerer hasse; ich hasse Euch, weil Ihr meine Leute überfielet und sie fangen wolltet?" Dann wendete er sich zu den Kadi's mit den Worten: „Was ist die Strafe dessen, der meine Leute tödten und meine Schätze rauben will?" „Man schlage ihm den Kopf ab," erwiderten sie. Da ließ der König das Blut abwaschen, man legte ihn nieder, streuete Sand auf ihn und verband ihm die Augen. Der Scharfrichter stand da, den Wink des Königs er-

eartend und ſprach zu Sehil: „Mein Schützling, haſt Du noch eine Bitte?“ „Ich bitte, daß Du die Binde ren meinen Augen löſeſt,“ antwortete Sehil, „auf daß ich ſehend von der Welt Abſchied nehme.“ Dieß geſchah und Sehil ſprach folgende Verſe:

Laß meine Miſſethat, o Fürſt! eingehn
Zu der Verzeihung Ihor. Du ſiehſt mich ſtehn
Auf ſchwachem Fuß in Furcht ſo wie in Hoffen
Auf Dein Vergeben, Herr! das Ihor ſei offen.
Du biſt der Güte Ihron, unwandelbar
In Deiner Nachſicht. Bringt nur mir Gefahr
Was ich begangen? Wer, o Fürſt Dich kennet,
In Lieb und Dankbarkeit für Dich entbrennet.

Dann weinte er ſo ſehr, daß alle Anweſenden zu Thränen gerührt wurden und ſprach: „Gnade, o König!“ Ihn anſehend, antwortete der König: „Du triebſt Straßenraub und nahmſt den Leuten das Ihrige mit ſtolzem Trotz; nun weinſt Du, wenn Dein Schickſal Dich erreicht?“ Hierauf wendete er ſich zum Scharfrichter und befahl, den Kopf abzuhauen. Siehe, da küßte der Emir, welcher ihn herbeigeführt hatte, den Boden dreimal vor des Königs, entblößte ſein Haupt und der König fragte, was er wünſche. „Ich wünſche,“ ſprach er, „daß Du mir dieſen armen, fremden Moslim giebſt, weil er ſo tapfer iſt, daß

ich in meinem ganzen Leben nicht einen ſolchen ſah. Es wäre doch Schade um ihn, wenn er getödtet würde. Könnte er denn nicht ein Sklave des Königs werden?" „Dein Wort ſei erhört," erwiderte der König, „aber warum bitteſt Du für einen Straßenräuber?" „Bei Allah, dem Erhabenen!" ſprach Sehil, „Dein Sklave hat niemals Straßenraub getrieben. Das Schickſal drangte mich und ich kam nackt, ermattet und hungrig zu Dſchalinus. Er erbarmte ſich meiner und erzeigte mir die größeſten Wohlthaten, nachdem ich ihm geſagt hatte, warum ich gekommen ſei. Ich habe ſo viele Abenteuer erlebt, daß, wenn ſie mit Goldwaſſer aufgeſchrieben wurden, ſie ein Buch bilden könnten. Er nahm mich zu ſeinem Bruder an und einſt ſaßen wir bei'm Wein, da kam einer ſeiner Spione und flüſterte ihm etwas in's Ohr. Plötzlich ſtand er auf und ſprach: „Bleibe hier, bis ich zurückkehre." „Wohin gehſt Du?" fragte ich ihn. „Man hat mir angekündigt," ſagte er, „daß in mein Land fremde Leute gekommen ſind, die meinen Leuten die Abgaben verweigert haben, zu dieſen will ich gehen." „Und ich mit Euch," rief ich aus. Wir traten den Zug an und es brach über uns herein, was ich erzählt habe.

Dein Sklave ſtand bei der Fahne und als er das Unglück ſah, welches über ſeine Leute hereinbrach und ſie zur Flucht nöthigte, dachte er: „zur Zeit der Ruhe iſſeſt Du das Brod dieſes Königs und zur Zeit der Gefahr biſt Du müßig, zeigt das auch einen edlen Charakter?“ Ich ritt zum Dank für Brod und Salz und erlitt jenes Unge-mach: ich bin König, aus königlichem Geblüt und das Schickſal war grauſam gegen mich.“

Nach dieſen Worten ſah ihn der König an und ſprach: „Von welchem König ſtammeſt Du ab und aus welchem Lande biſt Du?“ Nachdem er den Boden geküßt und langes Leben gewünſcht hatte, antwortete Sebil: „Ich bin Sebil, Dein Sklave, der Sohn des Königs Bahr, Beherrſchers von Jemen.“ Als der König das hörte, ſprach er: „Redeſt Du auch die Wahrheit? Beim Herrn der Kaabah! ich lüge nicht,“ antwortete Sebil, „denn Lügen zu ſagen, geziemt ſich nicht für Könige.“ Da glänzte des Königs Antlitz vor Freude nach dem Zorn und er ſprach: „Der König Bahr iſt von Jugend auf mein Gefährte und Freund, unſer Briefwechſel ward nie unterbrochen. Von Kaufleuten hörte ich, daß er einen Sohn, Namens Sebil habe und daß dieſer

mit einem Heere von ihm fortgezogen sei. Er habe keine Nachricht von ihm und wisse nicht, was aus ihm geworden sei. Das ist das Zeichen der Wahrheit Deiner Rede, nun sei ohne Kummer.“ Hierauf ließ er ihm die Fesseln und Kleider abnehmen und Aerzte herbeikommen, ihn zu heilen. Sie brachten ihn in ein Bad, gaben ihm stärkende Getränke, zogen ihm Kleider des Königs an und gaben ihm ein Pferd desselben, auf welchem er, bedient von königlichen Sklaven, zum Chakanschah zog. Bei dem Eintritt küssete er den Boden und wünschte dem König langes Leben.

Der König lächelte bei dem Anblick dieses schönen Jünglings, welcher dem leuchtenden Mond glich, und Sehil stand in großer Gnade bei ihm, denn er ließ ihn neben sich niedersetzen. Dann sprach er zu ihm: „Sei froben Muthes, denn ich habe keinen Sohn und will Dich an Kindesstatt annehmen.“ Hierauf sprach er zu den Emiren: „Wisset, daß ich diesen Sehil, den Sohn des Königs Bahr, an Kindesstatt angenommen habe und er mein Thronfolger ist. Wer ihm gehorcht, gehorcht mir; wer ihn liebt, liebt mich; wer ihm widerstrebt und ihn haßt, widerstrebt mir und haßt mich.“ Nach dieser Er-

klärung ließ er das königliche Gewand nebst Krone und Gürtel bringen und bekleidete den Sehil damit. Dem Emir aber, welcher ihn gefangen und zu ihm gebracht hatte, schenkte er ein Ehrengewand und vergrößerte sein Gebiet; alle Emire erhielten Ehrengewänder und freueten sich über die Ankunft des Sehil. Das ganze Heer wurde gespeist und dann sammt den Emiren entlassen.

Als der Chakanschah mit Sehil allein war, sprach er zu ihm: „Erzähle mir ganz ausführlich, warum Du Vater und Vaterland verlassen hast und was Dir bis zur Ankunft in der Burg des Tschalimus begegnete.“ Sobald Sehil dies gehört hatte, stand er auf, küßte den Boden und wünschte dem König langes Leben, dann antwortete er: „Ich wünsche, daß der König die Gnade haben möge, mir seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken.“ Der Schah gewährte ihm diesen Wunsch und Sehil erzählte alle seine Abenteuer von Anfang bis zu Ende. (Sie zu wiederholen, wäre nutzlos.) Der König ward davon in Erstaunen gesetzt und als Sehil geendigt hatte, ließ er ihm in seinem Pallaste eine passende Wohnung anweisen und dorthin alle Bedürfnisse bringen; außerdem noch zehn Jungfrauen, zehn Wächter und zehn

Sklaven. Vierzig Tage lang waren die Aerzte beſtändig bei ihm, bis er ſich wieder erholte und ſeine Kräfte zurückkehrten. Er ſchenkte den Aerzten Ehrengewänder und zahlte ihnen 1000 Dinare aus.

Unterdeſſen hatte ſich der Chakanſchah beſtändig bei den Dienern des Sehil nach dem Befinden deſſelben erkundigt, und dieſe hatten ihm geſagt, er ſchlafe Nachts nicht, ſondern bete für den König, ſinge und weine, als ſei er verliebt. Dieſer Nachricht zufolge ließ ihn der König kommen, fragte ihn nach ſeinem Befinden und warum er weine. Sehil entdeckte ihm ſein Verhältniß zu Naubahar. Da ſprach der König: „Mein Sohn, laß dieſen Gram fahren; ich will Dich mit einer fremden Prinzeſſin verheirathen.“ Sehil küßte den Boden, wünſchte ihm langes Leben und ſprach: „Wenn Du auch alle Schönen der Erde vor mich brächteſt, ſo würden ſie doch nicht ſo mein Herz erfreuen, wie Naubahar.“ Hieraus erkennend, daß die Liebe zu ihr ſich ſeines Herzens ganz bemächtigt habe, ſprach der König: „Mein Sohn, in alle Länder will ich Boten ſenden, nach ihr zu forſchen. Erfahren wir ihren Aufenthaltsort, ſo wollen wir ſie auf jede Weiſe zu befreien ſuchen.“ Sehil wünſchte ihm

langes Leben und antwortete: „Wäre doch nur mein Vezir, der Maler, bei uns und könnte sich um sie bemühen! Aber ich weiß nicht, was das Schicksal aus ihm gemacht hat.“ „Sei getrost,“ sprach der König, „heute noch will ich Boten aussenden, um Nachricht über Naubahar und den Maler zu bekommen. Allen Thorwächtern der Stadt, der Chans und der Moscheen will ich befehlen, daß sie jeden zu ihnen kommenden Fremden zu mir bringen, damit ich von ihnen eine Nachricht erfragen kann.“ Hierüber erfreut, wünschte Sehil dem König langes Leben und dieser ertheilte den versprochenen Befehl. Lange Zeit beriethen sie seine Angelegenheiten und Sehil ward beruhigt und lebte zufrieden.

Nachdem die Prinzessin Naubahar dem Sklaven Saluk befohlen hatte, nach der Stadt zu gehen, den Sehil zu tödten und ihr sein Haupt zu bringen, war er ihrem Blick entschwunden, sie aber hatte ihr Pferd gewendet und den ganzen Tag eine sehr öde Gegend durchzogen, ohne Jemanden auf ihrem Wege zu erblicken. Gegen Abend wendete sie sich zu dem Fuße eines Berges und schlief dort einen Theil der Nacht hindurch. Bei dem Erwachen bestieg sie ihr Pferd und zog bis zum Morgen wei-

ter. Die Reiſe ging ſieben Tage und ſieben Nächte ununterbrochen fort. Am achten befand ſie ſich vor einem Walde. Sie ritt hinein und ſah darin allerlei Früchte, von welchen ſie ſammt ihrem Pferd ſich ſättigte, indem ſie ihren Durſt mit Waſſer löſchte. Allah, den Erhabenen, lobend, beſtieg ſie ihr Pferd, ſang die ganze Nacht und den folgenden Tag Lieder und zog im Walde fort bis an den Abend. Die Nacht brachte ſie unter einem Baume zu, beſtieg bei Tagesanbruch wieder ihr Roß und ritt bis Mittag weiter, weinenden Auges, traurigen Herzens, nicht wiſſend, wohin ſie ſich wenden ſollte, bei heftiger Sonnengluth. Ihrem Pferde ließ ſie freien Lauf und beſtimmungslos ſang ſie, während Thränen über ihre Wangen rollten, folgendes Lied:

Ich lebe nicht, eh' ich Dich nicht gewahre,
Eh' Du mir nicht Dein Antlitz zugewandt;
Sind wir geſchieden denn für lange Jahre
Und nimmt der Gram noch ſtärker überhand.
In Schmerzen ruf' ich: Geb Euch Allah Frieden,
Damit auch mir die Luſt mög' näher treten.
Und fragen ſie, was mir denn ſei beſchieden,
So ſprech ich: Neigung ward mir nicht zu beten,
Mein Zuſtand giebt mir Anlaß nur zur Klage.
O gieb uns Allen, Allah, frohe Tage.

Nach Absingung dieses Liedes weinte sie heftig und zog einen vollen Monat lang Tag und Nacht fort, am Tage weiter reisend, während der Nacht ruhend. Der Weg führte beständig unter Bäumen hin, von deren Früchten sie aß und ihr Pferd fütterte. Dabei trank sie aus Pfützen, bis sie zu einer großen Wiese mit klarem Wasser kam und das Meer zur Seite hatte. „Hier," dachte sie, „bleibt mir Nichts übrig, als auszuruhen, Baumfrüchte zu essen und Wasser zu trinken, bis Allah meinem Unglück ein Ende macht." Unter einem Baume stieg sie ab, ließ ihr Pferd frei, damit es weiden konnte, verrichtete ihre Waschungen, betete und schlief ein. So brachte sie zehn Tage zu. Am eilften erschien ein Fahrzeug, welches sich nach ihrer Seite hinwendete. Hierüber erfreut, dachte sie, daß es vielleicht Allah gefallen möge, ihren Kummer zu endigen und sie aus ihrem Unglück zu erlösen. Das Fahrzeug näherte sich dem Ufer, ankerte und die Matrosen brachten in einem Kahn Fässer an das Land, die sie mit dem Wasser der Quelle füllen wollten, bei welcher Raubahar abgestiegen war. Sie sammelten Baumfrüchte, Raubahar aber bestieg, sobald sie sie erblickt hatte, ihr Pferd und entschleierte ihr reizendes Gesicht.

Als die Matroſen ſie erblickten, ſprachen ſie unter einander: „Wir ſahen doch Niemanden, auch nicht einmal einen Wanderer, der auf uns zugekommen wäre. Jene Erſcheinung iſt daher gewiß ein Geiſt, denn als er uns ſah, beſtieg er ſein Pferd. Wir wollen uns hüten, daß wir ihm nicht zu nahe kommen, ſonſt möchte er uns umbringen.“ Mit dieſen Worten kehrten ſie um, fuhren in dem Kahne an das Schiff und erzählten dort, was ſie ſahen.

Der Beſitzer des Schiffes war ein Jude, welchem auch die Ladung deſſelben gehörte. Als dieſer die Erzählung der Matroſen angehört hatte, ſprach er: „Habt ihr denn mit ihm geredet?“ „Nein, Obedſchah Simon,“ erwiederten ſie. „So will ich mit euch zu ihm gehen,“ verſetzte er, „und ihn anreden, denn ihr bedürfet Waſſer; wenn wir ohne dieſes abreiſen, ſo kommen wir um.“ Hierauf ſtieg er in den Nachen, ſie kamen an das Land und näherten ſich der Prinzeſſin. Simon trat zu ihr hin, küßte den Boden vor ihr, erhob dann ſein Haupt, wünſchte ihr langes Leben und redete ſie, nachdem er gegrüßt hatte, alſo an: „Geliebtes Weſen, wir flehen Deine Güte an, daß Du uns etwas von dieſer

Quelle ſpendeſt, denn wir ſind Reiſende, denen das Waſſer ausgegangen iſt. Du ſollſt von uns ſo viel Geld dafür erhalten, als Du nur willſt.“ Darauf erwiederte die Prinzeſſin: „Ich bin König und Königsſohn.“ Als der Chorſchah Simon dieſes hörte, näherte er ſich ihr, küßte hocherfreut den Boden und ſprach: „Mein Herr, welcher Königsſohn biſt Du?“ „Ich bin der Sohn des Königs Fagafur von Sin,“ war die Antwort. „Vor einigen Tagen ritt er mit mir auf die Jagd, ließ den Kreis ſchließen und es ſtieg viel Wild darin auf. Da floh vor mir eine Gazelle mit einer ſeidenen Decke und einer goldenen Halskette. In der Meinung, daß ſie einem König gehöre und entflohen ſei, beſchloß ich, ſie zu fangen und ritt ihr nach. Sobald ſie mich ihr nacheilen ſah, ſprang ſie aus der Mitte des Kreiſes und eilte mit Blitzesſchnelle fort. Ich verfolgte ſie, bis mein Pferd ermattete, ohne daß mir Jemand nachgeritten war. Jetzt wollte ich zurückkehren. Sobald ſie jedoch dies bemerkt hatte, ſetzte ſie ſich auf die Hinterfüße und ſpielte auf dem Boden, gleichſam als wolle ſie ſagen: „Du biſt doch überwunden.“ Dies bemerkend, ritt ich ihr wieder nach, allein ſie floh und

ich verfolgte ſie, bis es Abend ward und ich nicht mehr wußte, wohin ich mich wenden ſollte. An dem Orte, wo ich mich befand, ſtieg ich ab, ſchlief daſelbſt und ſah am andern Morgen auf, um zu dem Heere meines Vaters zurückzukehren. Indeſſen, ich verirrte mich vom Wege und erreichte nach einer Reiſe von zehn Tagen den Anfang dieſes Waldes. Nachdem ich einen vollen Monat darin umhergeirrt war, kam ich hierher, wo ich bis zu euer Ankunft blieb. Das iſt meine Geſchichte."

Hierüber hocherfreut, ſprach der Obrichab Simon: „o König, freue Dich über die Erreichung Deines Wunſches, denn ich werde Dich zu Deinem Vater zurückbringen. Wir haben bis zu der und der Stadt nur noch zehn Tagereiſen. Dort wollen wir unſere Waaren verkaufen, andere einhandeln und dann in Deine Vaterſtadt reiſen." Hierüber erfreut, antwortete ſie ihm: „Wenn Du mich in meine Vaterſtadt und zu meinem Vater bringſt, ſo wird er ſowohl als meine Mutter Dich reichlich belohnen und ich werde Dir ein Geſchenk geben, welches Dir mehr einbringen wird, als Deine ganze Reiſe. Mein Vater wird Dir noch dazu eine Stadt geben, welche Du nur willſt, ſammt ihrem Gebiet."

Hierauf tranken ſie von dem Waſſer, Naubahar ſtieg ab und der Obotſchah Simon ließ von dem Schiffe Speiſen und Getränke holen, welche ſie verzehrten. Die Schiffer brachten eine hinlängliche Menge von Baumfrüchten nebſt dem Pferde auf das Schiff, das Schiff war ihnen günſtig, und Naubahar begab ſich an einen für ſie beſonders beſtimmten Platz. Alle Schiffsleute ſtanden ihr zu Dienſte und ſie befahl ihnen, daß keiner außer Simon zu ihr gehen ſolle. Sieben Tage lang ſetzten ſie ihre Reiſe ununterbrochen fort; am achten erblickten ſie am Ufer eine Stadt, in welcher ein König herrſchte. Dieſe Stadt hieß Koſta und ihr König Kuas, der einen wunderſchönen Sohn hatte, Namens Janiſch. Als die Leute der Stadt das Schiff erblickt hatten, verkündigten ſie es erſtens dem Policeimeiſter derſelben. Das Schiff lief in den Hafen, warf die Anker aus und der Obotſchah Simon ging mit mehreren Matroſen in einem Kahn an das Land, wohin er paſſende Geſchenke für den König mit ſich nahm. Dieſer ließ ihn eintreten und Simon kuſte den Boden ſieben Mal vor ihm und wünſchte ihm langes Leben. Sobald ihn der König erkannt hatte, war er freundlich gegen ihn und

sprach: „Was für Waaren hast Du gebracht, Simon?“ „Ich habe allerhand Waaren bei mir,“ war die Antwort. Dabei brachte er die Geschenke hervor. Der König bewunderte sie, dankte dafür, ließ ihn in ein Gastzimmer bringen und sendete Leute nach dem Schiff, dasselbe zu bewachen, bis Simon wieder zurückkehren würde.

Am folgenden Tage ritt der König mit den Großen seines Reiches und seinem Sohn nach dem Hafen, ging in Kähnen nach dem Schiff und man zeigte ihm allerlei Waaren. Auf Alles, was ihm gefiel, schrieb er ein Zeichen und sprach zu Simon: „Ist noch etwas da, was Du mir noch nicht gezeigt hast? Was ist in diesem Verschlag? Alle Waaren des Schiffes hast Du uns gezeigt, nur nicht diesen Verschlag.“ Sogleich befahl er ihn zu öffnen. Da ging der Sohn des Königs hin und öffnete die Thür, während zufällig Naukahar ihre Haare aufgelöst hatte. Sie ward verwirrt und erschrak über den Eintritt des Prinzen, diesem aber ward bei ihrem Anblick Verstand und Herz entrissen. Nach seinem Vater blickend sprach er: „König der Welt, in diesem Gemach ist ein Mädchen von nie gesehener Schönheit,

und Alles, was in diesem Reiche ist, wiegt ihren Werth nicht auf.“ Sich wundernd, sah sie der König und glaubte eine Peri aus der Geisterwelt zu sehen; dann sprach er zu Simon: „Du Verfluchter verbirgst dieses Mädchen vor mir?“ „O König,“ antwortete der Jude, „ich habe Dir nur meine verkäufliche Waare gezeigt; in diesem Gemach ist der Sohn des Königs Jaqafur, welchem ich das Versprechen geleistet habe, ihn zu seinem Vater zurückzubringen. Weiter weiß ich nichts.“ „Du lügst, Verfluchter,“ entgegnete der König, „das ist ein Mädchen und kein Mann; ich wünsche, daß Du mir es verkaufst; Du sollst so viel Geld dafür erhalten, als Du nur willst.“ „Wie kann ich einen Sohn verkaufen?“ erwiederte der Jude. — „Du magst sie gern verkaufen oder ungern; ich gebe Dir eine Urkunde, nach welcher Dir die Hälfte des Lebtages von Allem gehört, was Du in meinen Staaten verkaufst.“ — „Schiff und Ladung und Mädchen stehen Dir zu Dienst.“ — „Ich bedarf weder des Schiffes noch der Ladung, nur das Mädchen will ich haben.“ — „Ich will sie mit Gold aufgewogen haben.“ — „Stelle den Preis nicht zu hoch.“

Sie kamen über die Summe von 30,000 Dinaren überein, und der Prinz bat, daß er ihm das Mädchen überlassen möge. Allein der Jude antwortete: „Sie kömmt nicht aus meinem Schiffe, so lange noch ein Dinar fehlt.“ Der König erwiederte: „Es sei Dir dies gewahrt,“ und der Prinz sprach: „Ich will gehen und dem Juden das Geld holen;“ allein der König erwiederte: „Bereits ist es Abend, Morgen soll es geschehen?“ Hierauf begaben sie sich nach ihrer Residenz.

Während dieses geschehen war, hatte Raubahar ihre Gespräche gehört und der Jude kam zu ihr und sprach: „Gebieterin, warum sagtest Du, Du seiest ein Mann und nun ist an den Tag gekommen, was verborgen war, Du hörtest, was verfiel. Unverstand richtet nicht viel aus.“ „O Ghodichah,“ erwiederte sie, „ich wollte Dir es entdecken und Dich heirathen: Du solltest mein Gemahl und ich wollte Deine Gattin sein. Laß Dich nicht nach dem Golde gelüsten, welches sie Dir versprochen haben, denn es ist nicht so viel werth, als ein kleiner Edelstein von dem Schatze, welchen ich bei mir trage.“ Dann ließ sie ihn etwas von dem Inhalt ihres Reisesackes sehen und der Jude gerieth darüber in Erstaunen und sprach zu ihr:

„Was meinst Du, Prinzessin?“ „Wenn es Abend wird,“ sprach sie, „befiehl dem Schiffer, daß er die Anker hebe, die Segel spanne und die ganze Nacht hindurch fahre, damit, wenn sie Morgen kommen, sie keine Spur mehr von uns sehen. Ehe sie nun ihre Fahrzeuge rüsten und auslaufen, was sie bis zum Abend aufhält, haben wir eine große Strecke Weges zurückgelegt.“

Ueber diesen Vorschlag der Prinzessin hocherfreut, ließ der Jude den Schiffer kommen und trieb ihn zur Eile in der Anordnung der zur Reise nöthigen Dinge, bis die dunkle Nacht hereinbrach. Da wurden die Segel ausgespannt und ein günstiger Wind führte das Fahrzeug mit Blitzesschnelle aus dem Hafen. Zwölf Tage lang ging die Reise ununterbrochen fort; da endlich kamen sie an eine baum- und wasserreiche Küste. Ihr Wasser war verbraucht, deshalb gingen sie vor Anker und stiegen an das Land.

Als der Jude bemerkte, daß er allein im Schiffe war, ergriff ihn die Begierde und er streckte seine Hand nach Zauhabar aus. „Was willst Du?“ fragte sie ihn. „Du hast gesagt, Du wolltest mein Weib werden,“ erwiederte er ihr. „halte nun Wort.“ — „„Bern““

— entgegnete ſie — „mein Verſprechen iſt mir heilig; zuvor aber muß ich auf jener Inſel meine Gebete verrichten, damit Allah unſeren Bund ſegne. Geſtatte daher, o Herr, daß ich Solches zuvor thue und gedulde Dich bis Morgen, wo dann unſerer Verbindung Nichts mehr im Wege ſein wird.“ Mit Freuden ſagte er ihr dies zu und ſie bat ihn um ein Taubenpaar. Als er es ihr gebracht hatte, freute ſie ſich darüber, küßte die Vögel, that ſie dann wieder in den Käfig und ſtellte ihn vor ſich hin.

Am folgenden Morgen wurde das Zelt ans Land gebracht, nebſt ſeinem Zubehör an Teppichen und Polſtern und die Matroſen erhielten Befehl von Simon, es da aufzuſchlagen, wo ſie es wünſchen würde, dann Holz zu ſammeln, Waſſer warm zu machen und ihr Speiſen und Süßigkeiten zu bringen. Zugleich befahl ſie, daß man ihr Pferd ans Land bringen ſolle, damit es friſche Luft athme, und nahm ihre Reiſetaſche und ihre Waffen mit ſich. „Was willſt Du mit dieſen Waffen machen?“ ſprach der Jude. „Thörichter,“ erwiederte ſie, „kann uns nicht ein wildes Thier oder ein Einwohner auf der Inſel überfallen, und iſt es dann nicht gerathen für uns,

unſere Waffen bei uns zu haben, weil wir heute auf der Inſel bleiben?" Mit ihrer Ausrede zufrieden, ließ er Speiſen herbeibringen, mit welchen ſie ſich ſättigten. Da ſprach ſie: „Das Waſſer iſt warm, gehe zu jenem Baum, auf daß ich mich waſche." Mit dieſen Worten zeigte ſie ihm einen Baum, er ging und ſetzte ſich unter demſelben nieder; ſie aber befahl ihm, nicht eher wieder zu kommen, als bis ſie ihn rufen werde. Sie ſelbſt ging nun in das Zelt, verſchloß es, entkleidete ſich, reinigte ſich, kleidete ſich dann wieder an und ſchmückte ihr Haupt mit einer Kopfbedeckung, um welche ſie einen Turban wand. Nachdem ſie ihren Mund verhüllt hatte, lief ſie zu ihrem Pferde, band demſelben ihre Waffen auf, nahm die beiden Lauben und deckte etwas auf ſie, ſo daß ſie beſtändig flatterten. Als dies geſchehen war, legte ſie ihren Reiſeſack auf das Pferd, verſorgte ſich mit Lebensmitteln auf drei Tage, verließ das Zelt und fand den Juden ſchlafend. Auf ihrem ſchnellfüßigen Pferde ſprengte ſie in's Weite und es gelang demſelben, mit Sturmesſchnelle laufen zu können, denn lange Zeit hatte es im Raume des Zeltes geſtanden. Im Walde forteilend, warf ſie ihr Anliegen auf ihren Schöpfer.

Als der verwünschte Jude von seinem Schlafe erwachte und bemerkte, daß es schon hoch am Tage war, stand er auf, ging zu dem Zelt, hörte die Tauben flattern und glaubte, es sei Naubabar, welche sich wasche. Nachdem er einige Zeit gewartet hatte, ward er unmuthig und sprach: „Gebieterin, wie lange wäschest Du Dich?“ Niemand antwortete ihm und er ging alsbald in das Zelt, sah keinen Menschen darin, nahm die Decke von den Tauben und schaute sich in der Umgebung des Zeltes um. Allein er fand weder Pferd, noch Reisesack, noch Waffen. Da stieß er ein Geschrei aus, so daß die Matrosen zu ihm kamen und ihn fragten, was ihm begegnet sei, denn sie sahen, daß er sein Kleid zerrissen, seinen Turban vom Haupt geworfen und Sand auf dasselbe gestreut hatte. Auf seinem Schiff befand sich sein Neffe, der sprach zu ihm: „Das Unglück, welches Dir begegnete, ist eine Prüfung. Es ist nun einmal geschehen, wozu Dein Weinen? Ich will Dir ein Mädchen kaufen, schöner als sie.“ Allein er hörte nicht darauf, sondern antwortete: „Ich will nur sie; dieses Fahrzeug mit seinem ganzen Zubehör gehört Dir, ich will sie verfolgen. Bringet mir mein Pferd!“ Sie brachten es ihm, er

beſtieg es, nahm von ſeinem Neffen Abſchied und verfolgte ſie.

Rambahar war den ganzen langen Tag über fortgeritten. Als es Abend ward, beſtieg ſie einen hohen Baum und ſetzte ſich, nachdem ſie einige von den Früchten deſſelben geſammelt und ihre Waffen zur Hand genommen hatte, um ihr Pferd vor wilden Thieren zu ſchützen, welche es zerreißen könnten. Am Morgen beſtieg ſie daſſelbe und von nun an ging die Reiſe zehn Tage lang ohne weiteres Ereigniß fort. Am elften befand ſie ſich vor einer weiten Steppe, welche am Meeresufer lag und weder Baum noch Quelle zeigte. Gegen Abend gelangte ſie zum Fuße eines Berges und ſchlief ein. Hier beſchloß ſie eine Woche lang zu bleiben, damit ihr Pferd weiden und durch die Kräuter der Wieſe ſeine Kraft wieder gewinnen könne. Während ſie in der zweiten Nacht nach der Quelle ging, ſah ſie zwei Perſonen aus dem Meere heraufſteigen und ebenfalls zu der Quelle hingehen. Die eine trug eine Hacke in der Hand, womit ſie die Erde aufkratzte, und die andere ſtreute Waſſer darauf. Dann gingen ſie wieder zum Meere und brachten eine Bettlade, welche ſie auf die Wieſe ſtellten. Ihnen

folgten zwei andere mit Teppichen und Polstern, die sie auf das Bettgestell legten. Plötzlich erschienen brennende Laternen und zwei Fackelträger, denen 200 Männer folgten. Hinter diesen ging ein Jüngling in Kleidern, die für einen Menschen zu schön waren, an seiner Hand eine junge Frau, von Anmuth strahlend wie die untergehende Sonne. Die Gewänder der Letzteren waren mit Edelsteinen geschmückt, eben so die Krone auf ihrem Haupt. Als sie bei dem Thron angekommen waren, setzten sich Beide darauf und die 200 Männer stellten sich zu ihren Befehlen bereit, nach ihrem Range sich ordnend. Hierauf kamen zwei Leute, welche zwei Edelsteine vor dem Könige hinlegten. Jeder derselben war so groß wie ein Hühnerei und ihr Glanz übertraf das Licht der Laternen. Man brachte Speisen und die Leute aßen, wuschen sich die Hände und tranken die herbeigebrachten Getränke bis zur Sättigung.

Als dies geschehen war, ließ der König die Männer abtreten, so daß er mit seiner Gattin allein da blieb. Erstaunt sah Naubahar diesem Schauspiel zu bis es Abend ward. Da stand der Jüngling auf, nahm seine Gattin bei der Hand und stieg mit ihr in das Meer

hinab. Raubbar verließ ihren Baum, ging zu dem Lager, nahm jene beiden Edelsteine und aß die übrig gebliebenen Speisen. Dann ließ sie ihr Roß frei weiden und schlief im Schatten der Bäume, bis es Abend ward. Beim Einbruch der Nacht band sie das Pferd an, bestieg den Baum und that die zwei Edelsteine in ihren Reisesack. Sie hatte nicht lange gewartet, als der Jüngling mit seiner Gattin und den Männern wieder erschien und wie in der ersten Nacht sich benahm. Man brachte ihnen zwei Edelsteine, die den ersten glichen und sie schliefen bis zum Morgen. Bei Tagesanbruch gingen sie zum Meere, stiegen hinab und die Edelsteine blieben an ihrer Stelle liegen. Raubbar verließ ihren Baum, nahm die Edelsteine, aß und bewahrte, was übrig blieb, für den Abend auf. Das Pferd ließ sie frei und schlief am Tage, um in der Nacht wachen zu können. Bei Einbruch der Nacht band sie das Pferd an, bestieg den Baum, und die Leute kamen und benahmen sich wie vorher. Der Jüngling setzte sich mit seiner Gattin auf das Lager, aß mit ihr und man brachte ihnen die Edelsteine. Als sie einst auf diese Weise gegessen und getrunken hatten, schlief der Jüngling ein und seine Gattin blieb sitzen.

Raubabar ſtieg vom Baume herab, ging zu ihr, kußte den Boden, grüßete und weinte. „Sei willkommen,“ ſprach die Frau, „mögeſt Du ein Geiſt oder ein Menſch ſein.“ „Ich bin eine Sterbliche,“ ſprach Raubabar, und antwortete auf die Frage, warum ſie gekommen ſei: „O Königin, ſage mir, biſt Du ein Menſch oder ein Geiſt? Dein Heraufſteigen aus dem Meer und Dein Hinabſteigen in daſſelbe hat in mir Zweifel erregt. Gieb mir daher Auskunft, auf daß mein Herz ruhig werde und ich Dir meine Geſchichte erzähle.“ Lächelnd verſetzte hierauf die Königin: „Ich gehöre zu den guten Sterblichen; dieſer Jüngling aber iſt König jenes Meeres und ich habe mit ihm wunderbare Ereigniſſe erlebt. Ich bin die Tochter eines Königs, der einen Sohn Namens Janiſch hat. Seine Hauptſtadt heißt Reſia. Einſt ſtand uns ein Feſt bevor. Da beſtieg ich mit vierzig ſehr ſchönen Sklavinnen ein Fahrzeug, welches mit Speiſen, Getränken und allen Bequemlichkeiten verſehen war, um uns zu vergnügen. Wir waren fröhlich und guter Dinge, als plötzlich die Luft von Rauch verfinſtert ward und wir heftig erſchraken. Auf einmal vernahmen wir ein donnerähnliches Getöſe, welches durch ſeine Heftig-

keit den Körper erschütterte, und ich sah einen Jüngling im Fahrzeug vor mir stehen, der meine Halskette ergriff, mich aus der Mitte meiner Gefährtinnen riß und mit mir in das Meer hinabstieg. Meine Augen konnte ich dann erst öffnen, als ich mich in einem schönen Pallast befand, dessen Saulen mit Gyps überzogen waren. Ihn an meiner Seite erblickend, frug ich weinend, wer er sei und wo ich mich befinde. „Ich bin der König dieses Meeres," gab er mir zur Antwort, „und dieser Pallast ist meine Residenz." „Warum rissest Du mich von meinen Leuten hinweg?" frug ich weiter. „Weil Du meine Geliebte bist von Anfang der Welt," war seine Antwort. „Du bist der Geist und ich der Körper." Hierauf erzählte er mir, wie es meinen Leuten nach meiner Abwesenheit ergangen sei, heirathete mich und ich bin bereits zwölf Jahre bei ihm. Allein ich vermag nicht eine einzige Nacht im Meere zu verweilen, sondern jede Nacht steigen wir herauf und bringen sie hier zu. Bei Tage steigen wir wieder in das Meer hinab. Doch hat mir die Trennung von den Meinigen schon fast das Herz verzehrt."

Raubabar weinte mit ihr, dann wurde sie von der

Königin gebeten, ihre Geſchichte zu erzählen und erfüllte den Wunſch derſelben nur in ſo weit, daß ſie Alles erzählte, bis auf den Vorfall mit Kitas, aus Furcht, die Königin des Meeres möge, weil er ihr Bruder ſei, ſie ergreifen und ihrem Bruder zuſenden.

Ueber ihre Schickſale verwundert, ſprach die Königin: „Du biſt meine Freundin. Willſt Du, ſo kannſt Du bei mir bleiben.“ „Nein,“ entgegnete Raubahar, „ich flehe vielmehr Deine Güte an, daß Du für mich dieſen König bitteſt, er möge mir einen Weg zeigen, auf welchem ich gerettet und in bewohnte Gegenden kommen kann. Die Gewährung dieſer Bitte ſei ein Geſchenk von Dir und Deinem Gatten.“ „Mit großem Vergnügen,“ war die Antwort der Königin des Meeres. Sie neigte ſich zu ihrem Gatten, ſo daß dieſer die Augen aufſchlug und fragte: „Was begehreſt Du?“ „Ich begehre eine Gnade von Dir,“ erwiederte ſie ihm, „dieſes Mädchen iſt die Prinzeſſin von Sin. Vom Wege verirrt, kam ſie hierher und bittet mich, bei Deinem Leben von Dir zu erflehen, daß Du ihr einen Weg zeigeſt, auf welchem ſie in bewohnte Gegenden gelangen kann. Sie wird dann ihr ganzes Leben lang für Dich bitten.

und bereits iſt ſie meine Freundin geworden.“ Hierauf küßte ſie ihm Fuß und Hand, er aber ſprach: „Ich ſah ſie ſchon, ſeitdem ſie an dieſen Ort kam. Deinetwegen will ich ihr den Weg zeigen, weil ſie fremd iſt und unſere Lebensweiſe nicht ertragen kann. Geht ſie rechts, ſo weit als nur möglich iſt, ſo kömmt ſie in bewohnte Gegenden; geht ſie aber links, ſo kömmt ſie in Berge, Wüſten und an das Meerufer. Wenn ſie dann auch zwei Jahre wandert, ſo wird ſie keinen Weg finden. Geht ſie aber rechts, ſo wird ſie gerettet ſein und erlangen, was ſie wünſcht. Gieb ihr dieſe beiden Edelſteine nebſt den vier erſten und Wundervorrath auf drei Tage.“

Die Königin gab ihr dies und ſetzte ſich, um ihre Unterhaltung mit Raubahar bis an den Morgen fortzuführen. Da nahmen beide von einander Abſchied: die Königin ſtieg mit ihren Sklavinnen in das Meer hinab, Raubahar aber ſchwang ſich auf ihr Pferd und ſetzte ihre Reiſe rechts zwiſchen Dattelbäumen und Waſſerquellen einen ganzen Monat lang fort, indem ſie den Tag über reiſte und bei Nacht ſchlief. Als der Monat zu Ende ging, kam ſie bei einer weiten Steppe an, ließ ihr Pferd weiden, ſammelte Früchte ſo viel ſie konnte, ſetzte ſich

wieder auf und zog, Allah vertrauend, zehn Tage lang fort. Da ihre Nahrungsmittel aufgezehrt waren, so lebte sie sammt ihrem Pferde von den Kräutern, die aus dem Boden hervorgesprossen waren. Am elften Tage ward die Hitze sehr heftig, sie und ihr Pferd litten an Durst, Ermattung und Schwäche, die Seiten des Thieres waren aufgeschunden, so daß Raubakar den Untergang für gewiß hielt. Ueber ihre Eltern, ihren geliebten Sohn und über sich selbst weinend, sang sie folgende Verse:

Warten will ich bis Geduld sich wendet,
Harren will ich bis mein Leben endet,
Dulden will ich bis Geduld erfährt,
Daß ich willig trug was mir beschert.
Solche Noth, solche Angst und Plagen
Kann Geduld selbst länger nicht ertragen.
Nicht vom Weinen sind die Augen matt,
Nicht vom Reden ist mir Zunge satt,
Kein Geduld'ger hat wie ich ertragen,
Ich ertrug die auferlegten Plagen.

Nach Beendigung dieses Liedes sprach sie weinend: „Kein Gott außer Allah vor alle Gläubigen!" und schlief ein. Bei ihrem Erwachen fand sie das Pferd schlafend und sprach zu sich: „Armes Thier, Allah hat

Leiden über mich kommen lassen und mich gestraft, weil ich meinem Vater ungehorsam war. Du aber, was hast Du begangen, daß Du mit mir solche Leiden erträgst, Hunger und Durst, wunde Seiten und Abzehrung bis zu Haut und Knochen? Was ist Deine Schuld vor Allah dem Erhabenen? Wenn er unser Leben verlängert und wir in unsere Heimath kommen, so will ich Dir statt Gerste gesiebten Sesam mit Zuckerrohr zu fressen und Rosenwasser zu trinken geben. Deine Decke aber soll von Seide sein, weil Du mich aus aller Noth und Angst befreit hast." Allah, den Erhabenen, bat sie, daß er sie durch Gesundheit stärken und aus dieser Noth befreien möge, schlief bis sich die Sonne neigte, und da sich um diese Zeit die Luft verändert und das Pferd Ruhe gehabt hatte, so erhob sie sich, band ihre Waffen fest, setzte sich auf und zog bis gegen Abend immer nach der rechten Seite hin. Ihr Gesicht glänzte wie der Mond, wenn er am vierzehnten Tage aufgeht, so daß wunderbarer Weise am Himmel und auf der Erde ein Mond war. Ohne Beschwerde lief das Pferd die ganze Nacht hindurch und am Morgen sah sie einen Baum vor sich, der wohl mehr als 100 Reiter in seinem

Schatten aufnehmen konnte. Als ſie ihn erreicht hatte, fand ſie darunter eine ſprudelnde Waſſerquelle mit einem ſanft fließenden Bächlein, und einen Grasplatz mit vielen Kräutern.

Allah lobend und ihm dankend, ſtieg ſie vom Pferd und ließ es weiden. Da hörte ſie plötzlich den Schall von Trommeln und Cymbeln und bemerkte, als ſie ſich umkehrte, daß ein großer Haufe von Menſchen mit Fahnen auf den Baum zuſchritt. Sich fürchtend, ging ſie zu ihrem Pferd und beſtieg es mit dem Entſchluß, gegen Jeden, der ihr etwas Böſes anthun wolle, auf Tod und Leben zu kämpfen und ſich Keinem zu ergeben; denn ſie hatte ſchon genug gelitten und der Tod war ihr lieber als ein ſolches Leben.

Die Leute erwartend, blieb ſie ſtehen. Da trennten ſich ohngefähr 100 Reiter mit prächtigen Fahnen von dieſem Haufen und kamen zu ihr, ſo daß ſie in Erſtaunen gerieth. Als ſie näher waren, warfen ſie ihre Lanzen weg und zehn von ihnen, einen ehrwürdigen Greis an der Spitze, trennten ſich von den übrigen und kamen ganz nahe. Der Greis ritt vor, ſtieg vom Pferde, küßte den Boden drei Mal vor ihr, hob dann ſein Haupt und als er

ſie gleich einem bildſchönen Jüngling vor ſich ſah, zweifelte er nicht, daß Raubabar männlichen Geſchlechtes ſei. „Friede ſei mit dem, der da kömmt!“ rief er aus, „und Freude mit dem, der zu uns gelangt iſt! Allah hat Dir mehr gegeben, als Du je gewünſcht haſt.“ Hierüber erfreut antwortete ſie: „Friede und die Gnade Allah's und ſein Segen ſei mit Dir! Was ſoll dieſe Anrede an mich?“ „Ich bin der Vezir dieſes Reiches,“ erwiederte der Greis, „deſſen König ohne männliche Nachkommenſchaft ſtarb. Die Emire waren uneinig, ſo daß ſie Jeden, welchen ſie zum König machten, tödteten und einen Monat hindurch Krieg führten, wodurch viel Volk zu Grunde ging. Als die Bewohner der Hauptſtadt dieſes ſahen, verſammelten ſich die Angeſehenſten unter ihnen und ſprachen: „Das iſt eine gefährliche Lage. Der Krieg wird ſo lange dauern, bis wir Alle aufgerieben ſind.“ Sie kamen deshalb friedlich dahin überein, daß ſie die Thore der Stadt drei Tage lang verſchließen, mit dem Heere und den erſten Beamten ausziehen, auf dieſen Baum losgehen und den Erſten, den ſie erblicken würden, zu ihrem König machen wollten, ſelbſt wenn er ein Sklave wäre. Alle beſchworen dies. Unſerem Beſchluſſe gemäß

zogen wir aus, ſaben Dich, und es ward uns deutlich, daß Du zum Herrſcher tauglich biſt. Wir huldigen Dir daher als unſerm Könige und wollen Deine Befehle befolgen, wenn Du nur Deine Zuſtimmung zu dem geben willſt, was ich Dir geſagt habe.“ Hierüber erfreut, erwiederte Naubahar: „Iſt es Euer Wille, ſo iſt es auch der meinige.“ Da wendete ſich der Greis zu den zehn Männern und zwei von ihnen brachten das mit Edelſteinen beſetzte königliche Gewand. Der Vezir zog es ihr an und ſchmückte ſie mit Gürtel und Schwert. Zugleich ſetzte er ihr die hohe Krone auf und führte ihr das königliche Pferd mit Sattel und Zaum vor, indem er ſprach: Im Namen Allah's, o König!“

Als Naubahar das Pferd beſtiegen hatte, wurden die Fahnen über ihrem Haupte geſchwenkt, unter Trommelſchall und dem Ausruf der Vorläufer: „Der König von Allah, dem Alleinigen, dem Sieger!“ Der Ueberreſt der 100 Männer, ganz aus hohen Beamten beſtehend, ging voraus, küßte den Boden und rief aus: „Lange lebe der König!“ So ſtieß der Zug zum Heere, welches eine Freude über ſie ausdrückte. Hierauf zog ſie in die Stadt nach dem königlichen Pallaſte und man ſetzte ſie

auf den Thron. Der Vezir ſtellte ſich vor ihr hin, machte ſie mit allen Emiren, deren Namen und Würden bekannt und Raubahar redete freundlich mit ihnen und entließ ſie, nachdem ſie durch Vertheilung von Ehrengewändern die Herzen dieſer Großen ſich gewonnen hatte. In der Stadt ließ ſie Frieden und Freundſchaft ausrufen, vertheilte am erſten Tage Geſchenke unter die Armen und kleidete am dritten Tage Wittwen und Waiſen; gegen die Gefangenen bewies ſie ſich gnädig und befreite ſie, die Uebelthäter und Verbrecher ließ ſie hinrichten. Sie hörte die Befehlshaber der Provinzen und Städte an, beſchenkte ſie mit Ehrengewändern, ſendete ſie erfreut nach Hauſe zurück und legte ihnen das Wohl der Menge ans Herz. Beſtandig zeigte ſie ſich gerecht, ſo daß man ſie lieb gewonnen und ihr langes Leben wünſchte; ja ſie ſprach zu ihrem Vezir: „Wenn Du bemerkſt, daß ich einen Rechtsſpruch thue, der nicht gerecht iſt, ſo bringe mich davon zurück.“ Als er ihr dafür langes Leben gewünſcht hatte, erhielt er den Befehl, neben dem Thore, durch welches ſie eingezogen waren, eine Moſchee zu bauen, an deren Seite ein Weg hinführe mit einer Erhöhung zum Beten. Der Bau ſolle mit der größten

Schönheit und Regelmäßigkeit ausgeführt werden. Als derſelbe vollendet war, meldete es ihr der Vezir und ſie eilte hin, ihn zu ſehen, bewunderte ihn, dankte dem Vezir, verweilte eine Zeitlang dort, ſetzte Aufſeher darüber und befahl Erſterem, den beſten Maler herbeizubringen. Der Vezir brachte einen ehrwürdigen Greis, zeigte es dem König an und dieſer erfreut ließ denſelben eintreten. Als er herbeigekommen war, führte er ihn in ſein Gemach und ſprach zu ihm: „O Scheich, ſieh mich an und nimm mich ſcharf in's Auge, denn ich will von Dir in kleinem Format abgemalt ſein. Hüte Dich jedoch vor einem Fehler, dann wirſt Du erhalten, was Du wünſcheſt.“ Sie gab ihm 100 Dinare und befahl, es geheim zu halten.

Nachdem er dem König langes Leben gewünſcht und die Hand geküßt hatte, entfernte er ſich nach ſeiner Wohnung, ging an die Bereitung der Farben und arbeitete eine Woche lang. Als die Arbeit vollendet war, ging er zum König, begehrte Einlaß und brachte, nachdem er den Boden geküßt und langes Leben gewünſcht hatte, das Blatt heraus, auf welchem das Bild war. Nachdem er es aufgewickelt und der König es geſehen hatte, gefiel es

ihm ſo wohl, daß er ihm 1000 Dinare gab. Nach den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen entfernte ſich der Maler mit gerührtem Herzen.

Raubahar befahl dem Vezir, am folgenden Morgen hinzugehen und das Bild an die Pforte der Moſchee zu hängen, welche ſie gebaut hatte und zwar nach der Seite des Waſſerbehälters hin, worin man ſeine Waſchungen verrichtete. Dabei ſollte er zehn Mann Wache ſtellen, mit dem ſchwierigen und läſtigen Auftrag, jeden, von dem ſie bemerken würden, daß er beim Anblick des Bildes weine oder ſonſtige Zeichen von Trauer von ſich gäbe, zu ihm zu bringen und bei Todesſtrafe keinen fortzulaſſen. Sie verſprachen Folge zu leiſten.

Der Jude Simon hatte, nachdem Raubahar verſchwunden war, ſein Pferd beſtiegen, Mundvorrath zu ſich genommen und war ihr auf der Spur gefolgt, bis er zu jenem Baum kam, unter welchem ſie übernachtet hatte. „Hier hat Raubahar übernachtet," dachte er bei ſich, „denn das iſt der Miſt ihres Pferdes." Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, ſtieg er ab, aß etwas von ſeinem Mundvorrath und trank; dann beſtieg er den Baum und ſchlief auf demſelben. Allein wilde Thiere kamen

und verzehrten ſein Pferd. In der Meinung, daß auch er von ihnen gefreſſen würde, ſobald er hier ſchlafe, ging er immer weiter, bis der Wald aufhörte und er in eine weite Ebene kam. Nachdem er auf derſelben einen halben Monat lang fortgewandert war, kam er zu einer volkreichen Stadt, an deren Thor ſich eine neue Moſchee befand. Er ging zu dem Waſſerbehälter, wuſch ſein Geſicht und trank, erhob dann ſein Haupt nach dem Thor der Moſchee, um die Bauart der Moslemim zu betrachten, und ſein Blick fiel auf das Bild. Nachdem er es genau betrachtet und als das Bild der Raubabar erkannt hatte, ſtieß er ein lautes Geſchrei aus und fiel ohnmächtig zur Erde. Die Wächter kamen herbei, ſprengten Waſſer auf ihn, ſo daß er ſich wieder erholte und brachten ihn zu dem König, welchem ſie meldeten, was geſchehen war. Der König ließ ihn herbeiführen.

Sobald Raubabar ihn ſah, erkannte ſie ihn und verhüllte, nachdem ſie ſich zu Gericht geſetzt hatte, ihr Geſicht mit Tüchern. Hierauf fragte ſie ihn nach der Urſache jenes Geſchreies und er erzählte ihr alle ſeine Abenteuer. Sie ließ ihn in ſchwere Feſſeln ſchlagen, in's Gefängniß

werfen, verordnete für ihn täglich einen Laib Brod, nebst einem Trunk Wasser und ließ ihn bewachen.

Der oben erwähnte Sklave Saluk war, nachdem er sich von Raubahar getrennt hatte, um den Sebil zu ermorden (denn sie hatte es ihm aus List aufgetragen, um sich aus seiner Gewalt zu befreien), nach der Hauptstadt von Sin gegangen und hatte gesehen, wie eben der König Hagafur mit seinem Heere auszog und die Stadt geschlossen wurde. Da er von Sebil nichts erfahren konnte, so kehrte er zu der Stelle zurück, wo er sie verlassen hatte und fand sie nicht. Sich Vorwürfe über sein thörichtes Handeln machend, trieb er sein Pferd so an, daß es ermattete und starb. Zu Fuß wanderte er Tag und Nacht weiter, bis er nackt und bloß war und ließ nicht eher von ihrer Verfolgung nach, als bis er zu der Stadt Tankideb kam, wo Raubahar lebte. Er ging zu einer Weiber, kannte sie an, trat hinzu, wusch sich Hände, Gesicht und Füße, hob dann sein Haupt, erblickte das Bild und stieß vor Schrecken über diesen Anblick ein Geschrei aus, worauf er zur Erde fiel. Man brachte ihn zu dem Könige und stellte ihn vor denselben hin. Sobald ihn Raubahar sah, erkannte sie ihn und ließ ihn

durch den Thürsteher fragen, warum er so geschrieen habe. Er erzählte alle seine Abenteuer; sie ließ ihn nach seinem Namen fragen und er gab an, er heiße Saluk. Sogleich ließ sie ihn mit Ketten belasten, in's Gefängniß werfen und auf dieselbe Art verpflegen, wie den Juden, jedoch befahl sie, ihn von diesem getrennt zu halten.

Als der König Zanisch erfuhr, daß der Jude Simon mit dem Fahrzeuge und der Sklavin entflohen sei, fiel ein großer Schrecken auf ihn; er weinte und sein Vater bereute, daß er so unvorsichtig gewesen war, dem Juden Zeit zu lassen. Sogleich ließ er gegen dreißig Schiffe ausrüsten und wohlbemannt zu seiner Verfolgung auslaufen. Allein obgleich sie ihm zehn Tage lang nachgesegelt hatten, bekamen sie doch keine Kunde von ihm und der König sprach zu seinem Sohn: „ich will Dich mit einer Königstochter verheirathen, welche Du nur wünschest." Der Sohn aber war damit nicht zufrieden, sondern sprach: Ich will nicht eher aufhören sie zu suchen, bis ich sie finde, oder bis ich sterbe." Hiermit bestieg er sein Pferd und zog ohne alle Begleitung über Berg und Thal, von Kräutern lebend, bis er zu jener am Meere gelegenen Stadt und Quelle gelangte, und zu dem Baume, in

deſſen Schatten Raubahar abgeſtiegen war. Er trank aus der Quelle, kühlte ſich den ganzen übrigen Tag im Schatten des Baumes ab, und beſtieg denſelben, um darauf zu ſchlafen. Plötzlich bemerkte er zwei Leute, welche ein Bettgeſtelle hinſtellten und mit Polſtern und Kiſſen belegten. Hierauf erſchien der König mit ſeiner Gemahlin und beide gingen nach dem Lager hin, welches ſie beſtiegen. Man brachte Speiſen und Getränke; der König ließ ſeine Umgebung abtreten, ſo daß er allein war und ſich mit ſeiner Gattin unterhalten konnte. Dieſem Treiben zuſehend, heftete Tanisch ſeinen Blick auf die Gemahlin des Königs und es ſtieg in ihm die Vermuthung auf, daß ſie Tadſch Elmuluk (Krone des Königs), ſeine Schweſter ſei. Sogleich ſtieg er vom Baume herunter, ging auf ſie zu, grüßete mit dem Gruß der Könige, ſah ſeine Schweſter an und ſprach: „Tadſch Elmuluk!“ Als ſie ſeine Stimme hörte und ihn ſah, erkannte ſie ihn und fragte: „Wer biſt Du?“ „„Ich bin Tanisch, der Sohn des Königs Kitas.““ Bei dieſen Worten ſtieß ſie ein Geſchrei aus, warf ſich auf ihn und weinte, bis ſie mit ihr Bruder ohnmachtig niederfielen. Da erhob ſie ihr Haupt und beſprengte ſie mit Roſen-

waſſer, bis ſie ſich erholt hatten; dann ergriff er die Hand des Janiſch, zog ihn neben ſich auf das Lager und ſetzte ihm Speiſen und Getränke vor, mit welchen er ſich erquickte. Hierauf ſprach er zu ſeiner Schweſter: „wir glaubten, Du ſeieſt geſtorben, wie biſt Du denn hierher gekommen?“

Janiſch Almuluk erzählte ihm ihr Abenteuer mit dieſem König, daß er ſie geheirathet und äußerſt liebreich behandelt habe. „Das iſt meine Geſchichte,“ fuhr ſie fort, „warum aber, lieber Bruder, biſt Du hierher gekommen?“ Janiſch berichtete ihr nun ſeine Schickſale mit Raubabar bis zu der Zeit, wo er zu ihnen gekommen war. Als ſie ſeine Erzählung angehört hatten, merkten ſie wohl, daß das Mädchen, welches bei ihnen Gaſtfreundſchaft genoſſen, kein anderes war als Raubabar, um deren Willen Janiſch ſeine Heimath verlaſſen hatte. „Bei Allah, lieber Bruder,“ begann die Schweſter, „das iſt wunderbar. Vor kurzer Zeit war dieſes Mädchen drei Tage lang bei uns. Hätte ich Deine Geſchichte gewußt, ſo hätte ich es feſtgehalten und Deinem Wunſche entgegengebracht. Nun aber iſt es fortgegangen und ich weiß nicht, was Allah aus ihm gemacht hat.“ „Ich

weiß," sprach der Meerkönig, „daß sie jetzt Königin von Landschah ist, ein großes Heer hat, und daß alle ihre Wünsche auf den König Schil von Jemen gerichtet sind. Laß daher von ihr ab, denn Du wirst nur Gram von ihr haben und kehre zu Deinen Eltern zurück."

Hierüber weinte Lanisch so heftig, daß er beide zu Thränen rührte und sprach: „Ich werde nicht aufhören sie zu suchen, bis ich durch sie oder bei ihr Ruhe finde. Ich flehe daher die Gnade des Königs an, daß er mir den Weg zu ihr zeigen möge."

„Wenn es sich so verhält, ohne Bedenken," erwiederte der Meerkönig, „doch bleibe erst einen Monat bei uns, damit Dich Deine Schwester sieht; dann will ich Jemand mit Dir senden, der Dich ohne alle Ermüdung und Gefahr nach ihrer Stadt bringt." Hierüber erfreut, blieb Lanisch unter Essen und Trinken bei ihnen, bis der Monat verflossen war. Nun verlangte er die Erfüllung des Versprechens in Hinsicht der Abreise. Der Meerkönig ließ einen bösen Geist herbeikommen und sprach zu ihm: „Schikan, bring den König Lanisch nach Landschah und mir ein Zeichen, daß er dort angekommen ist." Dann nahm Lanisch von seiner Schwester Abschied, beide

weinten. Er ſtieg auf die Schultern des Geiſtes und dieſer trug ihn in vier Tagen nach Tandſcheh. Hier ſetzte er ihn auf die Erde und ſprach zu ihm: „Mein Herr, das iſt die Stadt Tandſcheh, ich bitte Dich um die gütige Ertheilung eines Beleges darüber, daß Du wohlbehalten angekommen biſt.“ Seine Schweſter hatte ihm ein Zeichen mitgegeben, welches zum Beleg dienen ſollte. Dieſes gab er dem Geiſt mit den Worten: „Bring es dem König und meiner Schweſter,“ und jener durchflog nun die Luft, bis er bei ihnen ankam, und gab ihnen den Siegelring, welchen er als Zeichen bekommen hatte. Ueber die glückliche Ankunft des Tanſch erfreut dankten ſie ihm.

Tanſch ging weiter, bis er der Moſchee und des Waſſerbehälters anſichtig ward. Er trat hinzu, wuſch Hände und Geſicht, hob dann ſein Haupt und erblickte das Bild, welches er bei genauer Betrachtung für das der Naubahar erkannte. Hierüber weinte er ſo heftig, daß er ohnmächtig ward, die Wächter ihn ergriffen und zum König brachten, welcher ihn vorführen ließ. Allein Naubahar erkannte ihn nicht und ließ ihn durch den Dolmetſcher nach ſeinen Umſtänden und nach der Urſache

seines Weinens bei dem Anblick des Bildes fragen. Er erzählte seine Geschichte von Anfang bis zu Ende und gab an, daß er ein König aus königlichem Geblüte sei. Aus seiner Erzählung wußte sie, daß er die Wahrheit gesagt habe und daß jenes Mädchen Tadsch Elmuluk seine Schwester gewesen sei. Sie fühlte Mitleid mit ihm, denn sie dachte: „Dieser Jüngling hat mir nichts zu Leide gethan, und noch dazu verdanke ich seiner Schwester Wohlthaten, denn sie ist Ursache der Rettung meines Lebens. Ich muß mich daher auch wohlthätig gegen ihn zeigen, denn es sagt das Sprichwort: „Vergilt Gutes mit Gutem, denn der, welcher zuerst Gutes that, hat vortrefflich gehandelt; und Böses mit Bösem; denn der es zuerst that, hat übel gehandelt.“

Hierauf ertheilte sie den Befehl, ihm im Pallast eine Wohnung anzuweisen, ließ ihn sich setzen und mit Speise und Trank erquicken. Als dies geschehen war, mußte er von seiner Wohnung Besitz nehmen, es wurden ihm Polster gelegt und alle Bequemlichkeiten bereitet. Er erhielt zwei Sklavinnen und Raubahar ordnete alles Nöthige an. Nachdem er ihr langes Leben gewünscht hatte, zog er sich in seine Wohnung zurück und brachte

hier unter Weinen und Absingen von Liedern einen Monat zu.

Der Maler, Schils Vezir, war, wie wir bereits erzählt haben, vom König Fagafur von Sin gefangen genommen und über Schil und Raubahar befragt worden. Allein er wußte nichts von ihnen. Deshalb hatte der König Fagafur von seinem Zorn nachgelassen, war zur Vernunft zurückgekehrt und hatte seine Handlungsweise in Bezug auf Schils Heer bereut, Sicherheit für dasselbe ausrufen lassen und ihm die gemachte Beute gänzlich wieder zurückgegeben. Den Soldaten hatte er angekündigt, daß die, welche bei ihm bleiben wollten, gut aufgenommen werden sollten; wer hingegen in seine Heimath zurückzukehren wünsche, solle Erlaubniß dazu haben. Alsdann ließ er die Fesseln des Malers lösen, beschenkte ihn mit einem Ehrenkleid, weil er sah, daß er Mitleiden mit seinem Herrn fühle und sprach zu ihm: „Du sollst mein größester Vezir sein, bis wir Nachricht über Deinen Herrn bekommen und ich Dich ihm zurückgeben kann.“ Dies schlug der Maler aus mit den Worten: „Möge ich nicht die Gnade des Königs verlieren; aber Dein Sklave verlangt nicht nach Deinem Vezirat. Ich möchte

lieber, daß der König so gnädig wäre, mir zu erlauben, daß ich in ferne Länder zöge, um Nachrichten über Sebil und Naubahar einzuziehen, weil sein Vater mich über ihn gesetzt hat. Vielleicht sehe ich ihn oder sterbe für ihn.“ Aus Mitleiden mit ihm weinend, gab ihm der König zehn Sklaven zu seiner Bedienung und zu Trägern des Geldes und sprach zu ihm: „Diese sind zu Deinem Dienste bestimmt und das Geld magst Du verzehren. Ist es verbraucht, so sende einen von diesen zehn Sklaven zu mir und laß es mich wissen, damit ich Dich wieder ausstatten kann, bis Du mit Deinem Herrn zusammentriffst.“

Als der Vater dies gehört hatte, küßte er die Hand des Königs, wünschte ihm langes Leben, nahm Abschied von ihm und zog überall umher, nach Sebil fragend; allein Niemand konnte ihm Nachricht geben, bis er alle Regionen von Sin durchwandert hatte und in das Reich des Chakanschah, des Beherrschers der Türken, eintrat. Hier stieg er in einem Chan ab und der Aufseher desselben, welcher bemerkte, daß er ein ehrfurchtgebietender und würdevoller Mann von hohem Stande sein möchte, fragte einen seiner Sklaven nach seinen Umständen.

Dieſer erzählte ihm, daß er Vezir des Beherrſchers von Jemen ſei, ſeinen Herrn vermiſſe und nach ihm forſche.

Der Chakanſchah hatte befohlen, daß jeder Fremde, der in einem Chan abſteige, bei ihm angemeldet werden ſolle: deshalb ging der Aufſeher des Chans hin, zeigte ihm die Ankunft des Vezirs an, und meldete, was er über ihn gehört hatte. Der Schah ſendete Leute aus, ihn holen zu laſſen und ſprach zu Sebil: „Gehe in dieſes Gemach und wenn jener Maler kommt, ſo höre auf ſeine Rede. Biſt Du dann verſichert, daß er Dein Vezir, der Maler, iſt, ſo komm heraus zu ihm.“ Für dieſe Worte wünſchte Sebil dem König langes Leben und ging unter Freudenthränen in das Gemach. Der Aufſeher des Chans begab ſich mit zwei Vertrauten des Königs zu dem Maler, grüßete ihn höflich und ſprach: „Folge uns zum König!“ — „Sehr gern,“ antwortete dieſer, wechſelte ſeine Kleider, nahm ein paſſendes Geſchenk für den König mit und ging zu der Pforte deſſelben. Der König ließ ihn eintreten. Er küßte den Boden, wünſchte ihm langes Leben und reichte das Geſchenk dar. Freundlich nahm es der König an, befahl ihm, ſich zu ſetzen,

ließ ihm ein kostbares Ehrengewand nebst Speisen und Getränken reichen, betrachtete ihn und fragte ihn nach seinen Umständen, der Ursache seiner Ankunft in seiner Stadt und von wannen er komme. Der Maler erzählte ihm alle seine Abenteuer von Anfang bis zu Ende; der König geriet darüber in Erstaunen und dem Sehil, welcher die Erzählung anhörte, entgingen die Thränen nicht, die er vergoß, wenn er auf seinen Herrn zu reden kam.

„Würdest Du wohl," fragte der König, „Deinen Herrn wiedererkennen, wenn Du ihn sähest?" „Gewiß," war die Antwort, „würde ich ihn erkennen und nicht verkennen." Da ließ er Sehil herausgehen und dieser trat mit weinenden Augen hervor. Bei seinem Anblick rief der Maler: „Mein Gebieter, beim Herrn der Kaaba!" warf sich zu Sehils Füßen und küßte sie, bis er vor großer Freude ohnmächtig ward. Man brachte sie durch auf sie gesprengtes Rosenwasser wieder zu sich selbst und beide weinten nun Freudenthränen, so daß auch der König und die hohen Beamten vom Mitgefühl zu Thränen bewegt wurden. Sehil fragte den Maler nach seinem Heer und nach Kaukabar, seiner Geliebten. „Von

dieſer wiſſen wir nichts", erwiederte derſelbe. Die Geſchichte des Heeres aber erzählte er ihm, bis zu ſeiner Ankunft an jenem Orte.

Hierauf zog Sebil den Maler bei der Hand in ſein Gemach, wo ſie bald weinten, bald ſich unterhielten, und ſprach zu ihm: „Warum bleiben wir hier ſo lange? Laß uns Beide in der Welt umherziehen, vielleicht führt uns Allah mit Raubabar zuſammen!" Auf dieſen Vorſchlag ging der Maler ein und ſprach: „Das iſt das Geratenſte."

Beide gingen nun zum Chakanſchah, küßten den Boden, wünſchten ihm langes Leben und ſprachen: „Wir bitten den König um Erlaubniß zur Abreiſe, wir wollen umherziehen, nachzuforſchen, ob wir nicht vielleicht Raubabar antreffen." Der König erlaubte ihnen nicht nur die Abreiſe, ſondern gab ihnen auch fünf Kamelladungen Geld und zehn Sklaven, mit der Erlaubniß daſſelbe zu verwenden und dem Auftrag, es ihm zu melden, wenn es verbraucht ſei, damit er ihnen anderes ſenden könne. Sie wünſchten ihm langes Leben, nahmen Abſchied und erkundigten ſich in allen Gebieten des Chakanſchah nach Raubabar; allein nirgends konnten ſie Kunde von ihr

bekommen. Sie durchzogen daher andere Länder, bis ſie nach Tunis kamen. Hier ſtiegen ſie in einem Chan ab, deſſen Aufſeher ihr Aufzug und die Menge ihrer Waaren und Schätze in die Augen fiel, ſo daß ihm Schitan einen böſen Anſchlag eingab. Er ging zu dem Befehlshaber der Stadt und meldete ihm, was er bei ihnen geſehen hatte. Dieſer Statthalter aber war ein übelgeſinnter Mann, welcher die Dunkelheit der Nacht abwartete, zu dem Chan ging, Sebil und den Maler gefangen nahm, geſchändet und der Kleider beraubt in's Gefängniß warf und ihr ganzes Beſitzthum zur Beute machte.

Der Gefängnißwärter fragte ſie nach ihren Umſtänden und weinend über ihren Hunger und über die unglückliche Lage, in welche ſie aus einer ſo glücklichen verſetzt waren, erzählten ſie ihm alle ihre Schickſale. Voll Mitleiden mit ihnen brachte er Speiſen und Getränke herbei, wenn er ſie examinirte, obgleich ihm der Statthalter befohlen hatte, daß er Jedem von ihnen nur einen Laib Brod und einen Krug Waſſer verabreichen ſolle.

Sieben Tage blieben ſie bei ihm und er zeigte ſich äußerſt wohlthätig gegen ſie. Am achten Tage hörte er von einer Sklavin des Statthalters, daß derſelbe alle Ge-

fangenen tödten wolle. Dies kündigte er ihnen an und sie weinten. Da sprach er zu ihnen: „Ich will an Euch ein gutes Werk thun, mein Leben und Eigenthum aufs Spiel setzen und Euch in dieser Nacht frei lassen, weil ich weiß, daß Euch Unrecht geschieht.“ — „Wenn Du Gutes thun willst, so thue es schnell,“ war ihre Antwort. Der Gefangenwärter wartete den Abend ab, gab ihnen eine Mahlzeit, löste ihre Fesseln und sprach zu ihnen: „Verwundet mein Haupt an zehn Stellen, bindet mich und werfet mich ins Gefängniß: Ihr aber rettet Euch, eilet fort, verberget Euch am Tage, bis Ihr dies Gebiet im Rücken habt und Allah beschütze Euch.“ Sie thaten, was ihnen der Gefangenwärter anrieth, bis sie die Stadt Tunis verlassen hatten. Da ergriff der Maler die Hand des Sebul und Beide zogen einsam fort, bis es Abend ward und verbargen sich in einer Höhle bis zur Nachtzeit. Als sie sieben Tagereisen von Tunis entfernt waren, gestatteten sie sich, ihre Reise mit der gewöhnlichen Bequemlichkeit fortzusetzen, und kamen nach einem Monat vor Landsheb an, wo Raukabar Königin war. Hier gingen sie zu der erwähnten Meerbee und setzten sich, um auszuruhen; dann traten sie zu dem Wasser-

behälter, sich Hände und Gesichter zu waschen, hoben ihre Häupter und sahen das Bild. Als es Sebil genau betrachtet hatte, fiel er in Ohnmacht, eben so der Maler. Die Wächter sprangen herbei und führten sie zum König.

Naubahar erkannte sie nicht wieder, als sie vor ihr standen, weil sie zu lange abwesend waren und zu viel Reisebeschwerden ertragen hatten. Sie ließ daher durch den Thürsteher nach ihren Umständen, ihrer Heimath, ihrem Namen und der Ursache ihrer Thränen beim Anblick des Bildes fragen, mit der Bemerkung, daß sie die Wahrheit reden und sich der Lügen enthalten möchten. Als der Thürsteher sie fragte, trat der Maler vor, küßte den Boden, wünschte dem König langes Leben und sprach: „Dieser Jüngling ist mein Herr, der Sohn meines Herrn, des Königs von Jemen.“ Zugleich erzählte er die ganze Geschichte, vom Anfang bis zum Ende.

Naubahar wußte nun, daß er der Geliebte ihres Herzens war und verlor vor Freude fast die Besinnung. Allein sie ermannte sich dennoch und sprach: „Bedauernswürdige, ihr habet mit Recht geweint und es ist nöthig, daß ich Euch wohlthue.“ Hierauf befahl sie ihnen, die

alten Kleider auszuziehen und ließ ihnen prachtvolle neue Gewänder geben, wies ihnen eine für sie passende Wohnung an, gab ihnen Speisen und Getränke und schickte sie in ein Bad. Beim Herausgehen aus demselben führte man ihnen Pferde vor, die mit silbergestickten Decken belegt waren. Auf diesen zogen sie, von Sklaven begleitet, nach dem für sie bestimmten Ort, wo sie Teppiche von überraschender Pracht, Sklavinnen, Sklaven und Tische mit kostbaren Speisen, Baumfrüchten, Süßigkeiten und Getränken bedeckt, vorfanden und sich darüber freueten.

Alle zwei Tage gingen sie in das Bad und wechselten alle zehn Tage ihre Kleider, bis ihre Körper sich von den ausgestandenen Beschwerden erholt hatten. Die Prinzessin Nanbabar sendete ihnen einen Sklaven nach, welcher in ihrer Nähe sein und sich nach ihrem Befinden erkundigen mußte. Dieser brachte die Nachricht, daß sie am Tage guten Mutbes waren und beteten, des Abends aber Lieder sängen und weinten, bis der Schlaf sie überwältigte: das sei ihr Thun und Treiben. Aus dieser Nachricht schloß sie, daß dies Alles ihretwegen geschehe.

Am folgenden Tage ließ sie nun sämmtliche beide

Beamten kommen und sprach zu ihnen: „Ich will ein Gastmahl geben und die Gäste sollen die Bewohner dieser Stadt, der Tag desselben aber der Sabbath sein.“ „Gesegnet seist Du!“ antworteten sie; worauf Naubahar die nöthigen Vorkehrungen traf und die Ulemma's, Kadi's, Scheichen und das ganze Volk einladen ließ. Der Anwesende verkündigte es dem Abwesenden, so daß Keiner zurückblieb.

Die geladenen Gäste versammelten sich, die Speisen wurden aufgetragen, und als sie, gesättigt, der Königin langes Leben wünschten, befahl ihnen diese, nicht wegzugehen und sprach zum Thürsteher: „Bringe mir den Juden, den Sklaven Saluk, den Tanisch, Sehil und den Maler.“ Man führte sie herbei.

„Ich werde Nichts thun,“ fuhr sie fort, „worüber ich nicht Eueren Rath eingeholt habe. Ich will Euch jetzt in Betreff der fünf Männer fragen, die vor Euch stehen.“ „Thue, was Du willst,“ erwiederten sie. Da ließ Naubahar den Juden herbeiführen. Er kam und der Thürsteher erhielt den Befehl, ihm zu sagen und ihm anzudeuten, daß er alle seine Abenteuer wahrhaft und ohne lügenhafte Entstellung erzählen sollte. Der Thürsteher

fragte ihn und der Jude erzählte seine Geschichte, so daß Sebul, der Maler, Lamich, der Sklave Saluk und alle im Divan des Königs Anwesende sie hörten. Als er seine Erzählung geendigt hatte, erhielt der Thürsteher Pichi, ihn über den Vorfall mit Raubahar bei der Quelle zu befragen; wie er sie in das Schiff gebracht und nach dem Reiche des Lamich geführt habe; wie er mit seinem Schiffe geflohen sei, bis er jene Insel erreicht, ihr auf derselben ein Zelt aufgeschlagen, von ihr gefordert, daß sie seine Gattin werde und es nicht erlangt habe. Da schwor er bei dem großen Gott, bei dem Propheten Musa (so wird von den Arabern Moses genannt) und bei den gepriesenen zehn Geboten, daß er von ihr nichts Unerlaubtes verlangt und daß von ihr nur Beschwerden und Unglück über ihn gebracht werden sein, indem sie, ihn verlachend, von ihm geflohen sei.

„Was sagt Ihr," sprach Raubahar, „von dem schwachen Weibe mit stammelnder Zunge, welches sich aus den Netzen dieses Juden befreiete, seine Würde bewahrte, seine Ehre bewahrte, dessen sich Keiner bemächtigen konnte?"

„Das ist kein Weib," erwiederten die Männer, sen-

ten ein Mann, ſtärker als tauſend Männer, und Allah hat ſie abſtammen laſſen von einer Frau, die ihre Ehre und Würde behauptete."

„Schreibet," befahl Raubahar, „über die Ausſage dieſes Juden ein gerichtliches Zeugniß nieder, wie er vor Euch bekannt und beſchworen hat." Dies geſchah und ſie ließ den Sklaven Saluk vorführen. Er erſchien und der Schreiber erhielt Befehl, von ihm eine treue Erzählung ſeiner Abenteuer zu verlangen. Saluk erzählte ſeine ganze Geſchichte und Raubahar ſprach: „haſt Du nichts Unerlaubtes von ihr verlangt und deshalb alle jene großen Beſchwerden erlitten?" „Nein, bei Allah!" erwiederte er, „ich war nur den vierten Theil der Nacht bei ihr und dann hat ſie mich betrogen, indem ſie mich zur Erwerbung des Schil anwieſen. Ich ging, um dieſen Auftrag zu vollziehen; allein ich fand den Schil nicht, kehrte zurück und ſah auch ſie nicht mehr. Nun merkte ich, daß ſie mich überliſtet hatte, um ſich aus meiner Gewalt zu befreien und von dieſer Zeit an habe ich ſie nicht wieder geſehen."

„Schreiber auch über ſeine Ausſage ein Zeugniß nieder," befahl ſie. Sie ſchrieben es. Da ließ ſie den Sa-

nisch bringen. Als er erschien, fragte man ihn nach seiner Geschichte und ermahnte ihn, in seiner Erzählung wahrhaft zu sein. Heftig weinend schrie er: „o König, dieser Jude hat Naubahar von mir getrennt und mich aus meinem Reiche fortgetrieben.“ „Du hast von ihr keinen Wunsch verlangt?“ sprach sie. „Ich habe sie nur ein einziges Mal in dem Schiffsverschlag gesehen,“ erwiederte er, „und nachher nie wieder: wie soll ich von ihr etwas Unerlaubtes verlangt haben?“

„Schreibet auch über seine Aussage ein Zeugniß,“ sprach sie. Weinend hörte Sehil Alles dieses mit an, denn sie wünschte vor ihm in unverletzter Würde dazustehen, damit er wissen solle, daß sie ihn in ihrem Unglück nicht beschimpft habe. Hierauf befahl sie, daß Sehil und der Maler ihre Schicksale erzählen sollten. Sehil trat vor und erzählte sie von Anfang bis zu Ende. „Ich bitte Dich, gerechter König!“ sprach er, „daß Du mir Recht verschaffen mögest gegen diesen bösen Sklaven und gegen diesen ungläubigen Juden.“ „Sei getrost!“ antwortete sie ihm, „ich werde Dir Recht verschaffen gegen sie.“

Zu den Anwesenden sprach sie nun: „Was sagt

Ihr von einem Weibe, welches Unglück und Verſuchungen ertrug und dennoch weder ihre noch ihres Geliebten Würde verletzte?" „Allah ſchuf ſie von einem Weibe, welche er das Schickſal bezwingen ließ," erwiederten ſie. „Sie übertrifft uns an Klugheit, denn ſie iſt liſtiger und männlicher als tauſend Männer."

„Wiſſet Ihr," fuhr ſie fort, „wer dieſes Weib iſt?" „Woher ſollten wir das wiſſen?" erwiederten ſie. „So höret, Hohe und Niedere, Vezire und Emire, Ulemma's und Kadi's, Arme und Reiche, daß jenes Weib Raubabar iſt, die Tochter des Königs von Sin. Dieſe Raubabar bin ich, die ich Unglück und Verſuchung ertragen habe und der keine Schmach auferlegt iſt durch die Gnade des mächtigen Königs, des Schöpfers der Nacht und des Tages. Es geſchah, was geſchehen iſt. Ihr wolltet, daß ich euer Herrſcher ſein ſollte, weil ich zur glücklichen Stunde zu Euch kam, und Ihr glaubtet, daß ich männlichen Geſchlechtes ſei. Dieſer iſt Zehil, ein König und Königsſohn. Wenn das Waſſer da iſt, ſo hört die Wüſte auf: wollet Ihr ihm die Regierung übergeben? er iſt kenntnißreicher und beſſer, als ich, das ſchwöre ich Euch, wollet Ihr nicht, ſo gehe ich mit ihm nach unſerm

Vaterland, und dann könnt ihr zu Euerem König machen, wen ihr wollet."

Als sie dies vernommen hatten, küßten sie den Boden und riefen: „Wir wollen ihn über Haupt und Auge setzen, denn wir kennen seinen Vater und dessen Ansehen in seinem Reich. Du und er, seid über Haupt und Auge." Naubahar dankte ihnen, rief den Sehil herbei, ergriff, als er herangetreten war, seine Hand, setzte ihn an ihre Stelle, ließ Krone, Schwert und Gewand bringen, bekleidete ihn damit und hing ihm das Schwert um. Alle schwuren ihm Treue und wünschten ihm langes Leben. Erfreut schenkten Sehil und der Maler den Leuten Ehrengewänder nach ihren Würden. Dann ließ Ersterer den Juden Simon enthaupten und den Sklaven Saluk herbeibringen. Dieser sprach: „O Herr, ich bekehre mich bei der Hand Allah's und bei der Eurigen." Sie erwiederten: „Wenn Du getroffen wirst, so wirst Du enthauptet, wie es Deinesgleichen verdient." Mit dieser Drohung ließen sie ihn frei.

Hierauf sprach Naubahar zu Tanisch: „Deine Schwester Tadsch Elmuluk hat mir wohlgethan und Gutes erzeigt; wäre sie nicht gewesen, so wäre ich unter den

Todten. Wohlthaten aber kann man nur mit Wohlthaten vergelten. Laß Deinen Kummer fahren; was geschehen iſt, läßt ſich nicht ändern. Wir ſehen für Dich keinen Troſt; willſt Du bei uns bleiben, ſo wollen wir Dich zum Befehlshaber der Stadt machen und Du kannſt bis an Dein Ende hier leben; willſt Du zu Deinem Vater zurückkehren, ſo wollen wir Dir eine ſtattliche Ausrüſtung geben.“ Da küßte Lauſch ſchweigend den Boden, wünſchte ihnen langes Leben und verlangte die Rückkehr in ſein Vaterland, worauf ſie ihn, auf's Beſte ausgerüſtet, zu den Seinigen ziehen ließen.

Raubahar ging in den Pallaſt, zog die Vorhänge hinweg und ſetzte den König Schil auf den Herrſcherthron, damit er das Volk richte. Den Maler ſetzte ſie zu ſeiner Rechten und befahl ihm, daß er Vezir, Verwalter und Berather des Königreichs ſein ſolle, den früheren erſten Vezir machte ſie zum zweiten. Durch Ertheilung von Ehrengewändern an die Vezire, Hofbeamten und Emire machte ſie ſich die Herzen Aller geneigt, ſo daß ſie ihr langes Leben wünſchten, vertheilte Almoſen unter die Armen, kleidete Wittwen und Waiſen und ließ Sicherheit und Friede in der Stadt öffentlich gebie-

ten. Die Reisenden verkündigten Sehil's Ruhm in allen Ländern; die Statthalter und Polizeimeister hörten von ihm und eilten von allen Seiten mit Geschenken zum König, welcher ihnen Ehrengewänder verlieh und sie in höhere Stellen einsetzte.

In einer Nacht fiel dem König die Mißhandlung ein, die er und der Maler in Tunis erlitten hatten, welche Stadt nun unter seiner Botmäßigkeit stand. Er befahl daher dem Vezir, Leute auszusenden, welche den Statthalter von Tunis, den Ehrenschänder und den Gefangenwärter zu ihm bringen sollten. Die ausgesendeten Leute gingen und brachten sie herbei. Zugleich hatte Sehil befohlen, sie sammt ihrer Habe in strenger Haft zu halten. Als sie vor ihm standen, sprach er zu dem Statthalter von Tunis: „Was hatte ich Dir zu Leide gethan, daß Du mit mir so grausam verfuhrest, mir mein Weib nahmst, meine Leute gefangen hieltest und mich tödten wolltest' (Allah hat mich befreit') sprich, was mich Dich an, dieses zu thun?" „Verzeihe mir," erwiederte er, „Schitan gab es mir ein." — „Du lügst, vielmehr Deine Gier nach dem Gute anderer Leute hat Dich dazu gebracht und es ist dies nicht das erste Mal, sondern

es iſt Deine Gewohnheit geweſen, gegen Kaufleute und Reiſende ſo zu verfahren. Der Aufſeher des Chans hat Dir die Anſchläge dazu gegeben.“ Hierauf ließ er ihn mit Geißeln ſo lange auf den bloßen Leib peitſchen, bis die Hüften herausſtraten, ſtellete ihn zu allem ſeinen Beſitzthum an Geld und Vieh hin und ließ ihn am Thore der Stadt kreuzigen, damit jeder, der ihn ſahe, ein Beiſpiel nähme. Eben ſo verfuhr er mit dem Chanaufſeher; den Gefangenwärter aber ließ er kommen, zeigte ſich freundlich gegen ihn, beſchenkte ihn mit einem Ehrenkleid und ſetzte ihn an die Stelle des gekreuzigten Statthalters von Tunis, indem er ihm das Vermögen der beiden beſtraften Miſſethäter zum Geſchenk machte. Der Gefangnißwärter küßte den Boden, wünſchte ihm langes Leben und Sebil bekleidete ihn mit dem Gewand des Statthalters und ſchrieb ihm das Einſetzungsdiplom über Tunis. Nachdem er ihn mit den nöthigen Papieren verſehen hatte, in welchen auch befohlen war, daß das Heer von Tunis unter ſeinem Befehl ſtehen ſolle, zog er unter Trommelſchlag mit fliegenden Fahnen ab, indem er dem König langes Leben wünſchte.

Als dies geſchehen war, fragte Sebil ſeinen Vezir

um Rath wegen seiner Verheirathung mit Naubahar. Der Maler gab ihm zur Antwort: „Ich halte dafür, daß wir den König Zagafur, ihren Vater, davon in Kenntniß setzen, und ihn um Erlaubniß bitten müssen, damit er gut gegen uns gesinnt ist; denn er hat sein Verfahren gegen uns bereut und uns Wohlthaten erzeigt. Sebil fand seinen Rath für gut und befragte Naubahar darüber. Freudig erwiederte diese: „Wohl, o König, wir wollen nur Recht thun, denn das steht uns und ihm wohl an in den Augen der Fürsten.“ Ueber ihre Worte erstaunt, sprach Sebil: „Wohl hast Du mir guten Rath ertheilt.“ Hierauf ließ er durch den Maler Geschenke besorgen und schrieb einen Brief an den König Zagafur, worin er ihm alle seine Abenteuer, sowie die Art seines Zusammentreffens mit Naubahar nach so vielem erlittenen Ungemach schilderte und um Erlaubniß bat zur Verheirathung mit seiner Tochter.

Dies Alles rüstete der Vezir zu und fügte die Zeugnisse bei, welche über die Aussage des Juden, des Sklaven und des Königs Yanish niedergeschrieben waren. Der Vezir reisete ab und Sebil schrieb einen zweiten Brief an den König Bahr, seinen Vater, mit einem

Gruß an ſeine Mutter und einer Schilderung ſeiner Abenteuer, von Geſchenken begleitet. Dieſes Alles ſendete er ihm durch einen Emir. Einen dritten ſchrieb er an den Schakanſchah, worin er ſeine Schickſale ſchilderte und ſendete ihn mit Geſchenken durch einen vornehmen Emir an den Ort ſeiner Beſtimmung. Einen vierten ſchickte er durch einen Emir an den König Tſchalinus, ebenfalls von Geſchenken begleitet, und wartete ruhig die Rückkehr der Geſandten ab.

Dieſe eilten nach den Orten ihrer Beſtimmung. Der Vezir kam nach Sin zu dem König Fagafur und überreichte die Geſchenke nebſt dem Brief. Als der König denſelben geleſen und ſich mit ſeinem Inhalt bekannt gemacht hatte, ließ er ihn hocherfreut öffentlich bekannt machen und die Stadt ſieben Tage lang ſchmücken, um die Rettung ſeiner Tochter zu feiern. Dann ließ er Geſchenke zurüſten, nebſt der Ausſtattung ſeiner Tochter und ſchickte ſeine beiden Söhne Iban und Fiban aus, damit ſie die Ausſtattung ihrer Schweſter an Ort und Stelle bringen, ſie mit eigenen Augen ſehen und ſie mit Sebil verheirathen könnten. Mit ihnen gingen die Amme, die Sklavinnen und der oberſte Wächter mit Geſchenken für den Kö-

nig Sebil, nachdem der Maler noch überdies ein Ehrengewand und Geschenke erhalten hatte. Sie zogen unangefochten nach Lankscheb und als Sebil hörte, daß sie heranzögen, ging er ihnen drei Tagereisen weit entgegen. Bei dem Zusammentreffen begrüßten sie einander; Sebil führte sie in seine Residenz zurück, brachte sie mit ihrer Schwester zusammen und sie übergaben ihr die mitgebrachte Ausstattung, nachdem sie dem Sebil die Geschenke des Königs überreicht hatten.

Hierauf erwarteten sie die übrigen Gesandten und zuerst kehrte der des Königs Tschalimus mit Geschenken zurück. Als der König Vahr den Brief seines Sohnes erhielt, war er von großer Freude erfüllt über die Rettung desselben und über seine Beschenkung mit einem Königreich, ließ es öffentlich bekannt machen und die Stadt sieben Tage lang schmücken. Dann sendete er seinen Vezir, um die Wahrheit der Sache auszukundschaften und schrieb seinem Sohne eine Antwort, mit welcher er ihm Geschenke sendete. Der Vezir zog zu Sebil, küßte ihm Hände und Füße und überreichte ihm die Antwort seines Vaters mit den Geschenken. Die Kunde, daß es seinen Eltern wohl ergehe, erregte bei Sebil große Freude

und der Vezir bereitete die Vermählungsfeier vor. Er sendete aus und ließ die Statthalter der Provinzen einladen, welche unter seiner Herrschaft standen, die Großen der Stadt, die Ulemma's, Kadi's und Hofbeamten.

Als nun alle versammelt waren, stand der Vezir auf, eröffnete seinen Mund und betete für den König Sagafur und für seine Söhne. Dann verlangte er die Prinzessin Raubabar von ihren Brüdern für den Sebil. Sie gestanden ihm dieselbe zu und der Kadi schloß den Ehevertrag. Als dieser geschlossen war, warf man Gold und Silbermünzen unter die Anwesenden und feierte das Hochzeitfest einen vollen Monat lang, indem man bis in die späte Nacht hinein aß und trank. Hierauf wurde sie in siebenfache Schleier gehüllt, zu ihm geführt und mit ihm allein gelassen.

Am folgenden Morgen ging Sebil in ein Bad und begoß noch denselben Tag den Thron. Hierauf trug man ein Mahl auf und als dieses verzehrt war, vertheilte er Ehrenkleider unter die Anwesenden. Drei Tage darauf verlangten die Statthalter ihre Entlassung und entfernten sich, nachdem sie Ehrengewänder erhalten hatten. Einen Monat nachher wünschten auch die Brüder der

Raubabar Erlaubniß zur Abreise zu erhalten, und wurden mit Ehrenkleidern und Geschenken für ihren Vater entlassen. Sebil begleitete sie mit seinem Heere einen Tag und eine Nacht, dann setzten sie ihre Reise unangefochten fort, bis sie bei ihrem Vater ankamen. Sie küßten seine Hand und erzählten, was sie gesehen und gehört hatten, indem sie die mitgebrachten Geschenke und Briefe überreichten.

Raubabar's und Sebil's Ehe ward mit einem schönen Knaben beglückt, dem bald ein anderer folgte. Den älteren nannte sie Hilal, den jüngeren Pergam. Diese Knaben wuchsen heran und als sie funfzehn Jahre alt waren, wurden sie im Koran, in den Wissenschaften und in der Reitkunst unterrichtet und ihr Vater verheirathete sie und hatte seine Freude an ihnen.

Einst saß Sebil zu Gericht, da ward ihm gemeldet, daß ein Gesandter von seinem Vater einen Brief gebracht habe, worin dieser seinen Schmerz über die lange Trennung ausspreche. „Wie lange bleibst Du aus?" hieß es darin, „mein Gebein ist schwach geworden und mein Körper legt sich auf. Wenn ich mit Dir zufrieden sein soll, so komm, damit ich Dich vor meinem Tode noch

einmal ſehe und bringe Deinen Harem mit, auf daß ich Dich noch bei meinem Leben auf den Thron ſetzen und Dir das Reich unterwerfen kann. Hüte Dich, Deinem Vater ungehorſam zu ſein. Nach dieſem Briefe werde ich Dir keinen wieder ſchreiben, denn wir ſind nicht mit Dir zufrieden. Lebe wohl!" Sehil weinte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen; dann ging er zu ſeiner Gattin, ſetzte ſie davon in Kenntniß und ſprach: „Was meinſt Du dazu?" „Es iſt Deine Sache," erwiederte ſie, „und ich habe nur zu gehorchen. Mein Rath iſt, daß Du über Jandicheh Deinen älteren und über Junis Deinen jüngeren Sohn ſetzeſt." Er beſtieg ſeinen Thron, verſammelte die höchſten Beamten und fragte, was ſie über jenen Entſchluß urtheilen. „Der Beſchluß des Königs iſt der höchſte," erwiederten ſie, „und wollteſt Du auch einen Sklaven über uns ſetzen, ſo würden wir ihm eben ſo gut gehorchen."

Hierüber erfreut, ließ Sehil ſeinen älteſten Sohn Hilal kommen, krönte ihn, bekleidete ihn mit dem Königsgewand, gürtete ihn mit dem Schwert und ſetzte ihn auf den Thron. Die hohen Beamten küßten vor ihm

den Boden und wünschten ihm langes Leben. Dann wurde seine Thronbesteigung öffentlich bekannt gemacht, die Stadt geschmückt und Ehrengewänder, Geschenke und Almosen vertheilt. Sebil setzte ihm einen Vezir und ließ die Unterthanen den Eid der Treue leisten. Seinen Sohn Dergam krönte er auf gleiche Weise, setzte ihn schriftlich zum Sultan von Tunis ein, gab ihm einen Großvezir, einen Schatz, Zelte, Leibwachen, Sklaven und Sklavinnen und sendete mit ihm ein Heer aus, welches ihn nach Tunis bringen sollte. Er selbst rüstete sich zur Abreise und trat dieselbe drei Tage nachher an. Vor ihm her zog sein Vezir mit der Königin Raubabar und sein Sohn Hilal und die hohen Beamten begleiteten ihn. Sebil ließ sie zurückkehren und setzte seine Reise ununterbrochen fort, bis er das Gebiet von Tandschel hinter sich und das des Chalandschab betreten hatte. Dieser hatte seine Ankunft erfahren und zog mit seinem Heere unter Trommelschall und mit Fahnen entgegen, bis er mit ihm zusammentraf.

Sebil eilte, um in die Nähe des Chalandschab zu kommen, stieg ab, küßte den Boden mehrmals und ging auf ihn zu. Auch dieser stieg ab und beide begrüßten

ſich. Sebil kußte ihm die Hand und wünſchte ihm langes Leben. Erfreut hieß ihn der Chakanſchah willkommen und ließ ihm ein Pferd vorführen, welches ganz mit Gold bedeckt war. Hierauf ritten beide nach dem Lager, das Heer des Sebil ſtieg ab und übernachtete in aufgeſchlagenen Zelten. Am Morgen zogen ſie bis vor die Stadt und Sebil trat mit dem König in dieſelbe ein. Man bereitete ihm ein prachtvolles Gaſtmahl und der Schah ſendete dem Heere Mundvorrath auf drei Tage hinaus. Nach Verlauf dieſer Zeit bat Sebil um Entlaſſung und erhielt dieſelbe, nebſt einem Ehrengewand für ſich und für den Maler und einem koſtbaren Geſchenk, welches der Schah durch ihn dem König von Jemen ſchickte, indem er ſprach: „Er iſt mein Freund, grüßet ihn von mir!“ Zweitauſend Reiter aus ſeinem Heere ließ er ihnen folgen, gab ihnen den Sold bis zur Zeit ihrer Rückkehr, nachdem ſie ihn bis in ſeine Vaterſtadt gebracht hätten und befahl ihnen, dem Sebil zu Dienſten zu ſtehen. Nachdem der König Abſchied genommen hatte, zogen ſie nach der Burg des Tſchalinus, welchem Sebil von dem Anzug ſeines Freundes Nachricht geben ließ. Er ſchenkte dem Boten ein Ehrengewand und

ging mit seinem ganzen Heere dem Sehil eine volle Tagereise weit entgegen. Bei dem Zusammentreffen begrüßten sie sich und Sehil dankte ihm für seine Bewillkommnung, worauf sie ohne Verzug bis in die Nähe der erwähnten Burg zogen. Hier stiegen sie ab und Dschalinus ließ Nahrungsmittel herausbringen.

Am zweiten Tage brach Sehil nach der Hauptstadt von Sin auf, verabschiedete sich von Dschalinus und zog ohne Aufenthalt fort bis in die Nähe derselben. Hier angelangt, sendete er einen Boten an Fagafur, welcher die Ankunft der Naubahar, des Sehil und des Malers melden sollte. Diese Nachricht beraubte den Fagafur fast seiner Besinnung. Er ließ sie öffentlich bekannt machen, die Stadt schmücken und sein Heer aufsitzen, um im schönsten Schmucke dem Sehil entgegen zu reiten. Unter Trommelschall und mit fliegenden Fahnen zog er aus, hinter ihm die Mutter der Naubahar in einer Sänfte mit ihren Sklavinnen und den Frauen der hohen Beamten, umgeben von einem Heer von Sklavinnen, welche auf Pferden der Königin Naubahar zwei Tagereisen weit entgegenritten. Am dritten Tage trafen sie zusammen; der König Sehil ging mit den Befehlshabern

ſeines Heeres und dem Maler voraus auf die Fahne des Königs los, bis er in deſſen Nähe kam. Da ſtieg er ab und ging einige Schritte vorwärts. Auch Fagafur ſtieg ab, umarmte ihn und küßte ihn auf Stirn und Augen. Schil küßte ihm die Hand und Fagafur hieß ihn willkommen. Da wünſchte er ihm langes Leben und Beide beſtiegen ſchön gezäumte Pferde, welche ihnen vorgeführt wurden. Unter Trommelſchall ging die Gattin des Königs zu ihrer Tochter Naubahar. Sie grüßten einander, weinten vor Freude und zogen nach ihrem Pallaſt. Die Stadt war geſchmückt, die Einwohner freuten ſich und es war ein Tag der Freude und Fröhlichkeit. Fagafur ließ dem Heere Lebensmittel bringen und ſie blieben hier einen vollen Monat.

Nach Verlauf dieſer Zeit bat Schil um Entlaſſung zur Abreiſe zu ſeinem Vater. Fagafur geſtattete ihm dieſelbe und gab ihm 5000 Reiter mit einem Sendſchak und fünf Emiren zu ſeiner Bedeckung, welche er unter ſeinen Befehl ſtellte, während er ihnen ihren Sold auszahlte. Zugleich ließ er ſeinem Schwiegerſohn ein Zelt, Kameele, Maulthiere, Pferde, Sklaven, Sklavinnen und Geld geben und beſchenkte ihn und den Maler, ſo wie

alle Heerführer mit einem Ehrengewand. Die fünf Emire versorgte er mit Geld bis zur Rückkehr in ihre Stationen, nahm von ihnen Abschied und sie zogen ab, ihm langes Leben wünschend.

Ohne Aufenthalt setzte der König seine Reise bis an die Grenze von Jemen fort. Da hörten die Leute von ihm, brachten ihm Geschenke und Nahrungsmittel und der Bote, welcher an seinen Vater gesendet wurde, beschenkte sie mit Ehrengewändern.

Hocherfreut beschenkte der König Bahr den Boten mit einem Ehrengewand und mit hundert Scherif's, ließ die Nachricht öffentlich bekannt machen, die Stadt vierzig Tage lang schmücken und Friede und Eintracht ausrufen. Der König Bahr rüstete sich, seinem Sohne entgegen zu ziehen, zog aus und es folgten alle seine Krieger, so daß sie einem ausgebreiteten Heuschreckenheere glichen. Am dritten Tage trafen Beide zusammen. Schil küßte zuerst seinem Vater Füße und Hände und dieser küßte ihm Kinn, Augen und Nacken. Beide weinten, bis sie ohnmachtig zur Erde fielen und konnten sich der Thränen nicht enthalten, als sie durch auf sie gesprengtes Rosenwasser wieder zu sich gekommen waren. Man führte

ihnen Pferde vor, welche ſie beſtiegen. Hierauf trat der Maler vor, küßte dem König Bahr Füße und Hände, und dieſer ſprach freundlich zu ihm: „Allah erfreue Dein Antlitz!“ Bis auf die Entfernung einer Parasange kehrte er nun nach der Stadt zurück; ſiehe da kam Sehil's Mutter in ihrer Sänfte mit ihren Sklavinnen und den Frauen der Emire, deren Zug einem Heere glich, ihrem Sohne und ihrer Schwiegertochter entgegen, grüßte ihn weinend und dankte Allah für ſeine Rettung. Dann ging ſie der Königin Naubahar entgegen. Beide begrüßten ſich und die Königin ward überraſcht von Naubahar's Schönheit. „Mein Sohn iſt entſchuldigt,“ ſprach ſie, „daß er mit ſo großem Eifer ſie und ihre Liebe geſucht hat; ſeine Mühe war nicht vergeblich. Unter den Töchtern der Erde iſt keine ihr ſo ähnlich, es gleichen ihr nur die Huri's. Allah ſegne das ſchönſte ſeiner Geſchöpfe!“ Hierauf bewillkommnete ſie ſie, redete freundlich mit ihr und wünſchte ihr langes Leben.

Unter dem Schein von angezündeten Fackeln zogen ſie nach der Stadt, während vor ihnen Gold- und Silbermünzen ausgeſtreut wurden. Sehil zog zur Rechten ſeines Vaters, der Maler zur Linken, beide mit präch-

tigen Ehrengewändern bekleidet; zu beiden Seiten und vor ihnen zogen die übrigen Vezire und das laut jubelnde Volk. Es war für sie ein denkwürdiger Tag, desgleichen sie noch nie gesehen hatten. Bei ihrer Ankunft hatte man ein Mahl bereitet, an welchem Hohe und Niedere Theil nahmen, und nach welchem sie kostbare Getränke tranken. Der König Bahr beschenkte die Emire, welche vom Chakanschah seinem Sohn gefolgt waren, sowie auch die Heerführer seines Sohnes mit Ehrengewändern, und ließ sich dessen Abenteuer erzählen, die ihn bald zu Thränen rührten, bald in Erstaunen setzten.

Schil ging in den Pallast, seine Mutter zu sehen, welche ihm ein neues Haus mit Hausgeräth hatte versehen lassen und beschenkte seine Gattin, die ihm entgegen kam und vor ihm den Boden küßte, mit einem Ehrengewand. Da trat sein Vater ein, Raubahar ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und erhielt drei kostbare Ehrengewänder von ihm nebst 100 jungfräulichen Sklavinnen, außerdem noch viele Waaren und Edelsteine. Er liebte sie und sie blieben einen vollen Monat bei einander.

Nach Verlauf dieser Zeit richtete der König Bahr ein

großes Gastmahl aus, wozu Hohe und Niedere eingeladen wurden, und sprach nach Beendigung desselben: „Vezire und Emire, ich erbitte mir Euren Rath in Bezug auf einen Entschluß, welchen ich ausführen will. Ich bin nämlich gesonnen, meinem Sohn Sehil für die Folgezeit die Herrschaft zu übertragen. Was saget Ihr dazu? Ich bin alt und für mich paßt nur noch das Gemach; hingegen mein Sohn ist jung. Was dünket Euch?“ „Der Beschluß des Königs ist der höchste,“ sprachen sie. Ueber diese Antwort erfreut, dankte ihnen der König, ließ Schwert und Gewand bringen, gürtete seinen Sohn, setzte ihn auf den Thron und kussete den Boden vor ihm, indem er ihm langes Leben wünschte. Die Großen des Reiches folgten ihm und er ward öffentlich zum König ausgerufen. Die Stadt ward geschmückt, Hohe und Niedere bekamen Ehrengewänder und der Maler ward Großvezir, der Vezir des Vaters hingegen zweiter Vezir.

Als die Statthalter der Provinzen seine Thronbesteigung vernahmen, brachten sie ihm Geschenke, erhielten dagegen Ehrengewänder, ihre Einsetzung ward erneuert, ihre Einkünfte vermehrt, die Gefangenen befreit, Ab-

gaben erlaſſen und Almoſen an Arme und Wittwen vertheilt. Den Emiren, welche mit ihm vom Chakanſchah und von Kagafur gekommen waren, gab er Ehrengewander, zahlte ihnen den Sold auf ein Jahr aus, beſchenkte ſie und gab ihnen Geſchenke an die beiden Könige mit, indem er zugleich ihnen ſeinen Dank ſagen ließ. So lebte er glücklich, bis der König Babr ſtarb und er wieder bei ſeinen Söhnen ſein konnte, bis auch ſie der Tod trennte.“ Allah ſei ihnen gnädig!

Das Zauberpferd.

Provençalisches Märchen.

„Bleibt bei dem Ofen," sagte die alte Margareth zu ihren sieben Enkeln, „bleibt bei dem Ofen, der Mistral weht so heftig, daß unser Haus wankt; überdies ist heute Abend Feensabbath, und die Spukgeister, die ihnen gehorchen, verlassen ihre Wohnungen und kommen in tausend Gestalten, die Leichtgläubigkeit der Menschen zu verhöhnen."

„Was, ich soll hier bleiben?" sagte der älteste von den jungen Leuten, „nein, ich muß hingehen und sehen, was die Tochter Jacob's, des Seilers, macht. Sie würde ihre großen blauen Augen die ganze Nacht nicht schließen, wenn ich nicht zu ihrem Vater käme, ehe der Mond untergegangen ist."

„Ich muß Krabben und Igel fangen," rief der zweite, „und alle Feen und Lutin's auf der ganzen Welt ſollen mich nicht daran hindern."

So wollten ſie Alle an ihr Geſchäft oder ihr Vergnügen gehen und verſchmähten den weiſen Rath der alten Margareth; nur der Jüngſte zögerte einen Augenblick, als ſie zu ihm ſagte: „Bleib Du hier, mein kleiner Richard, und ich will Dir ſchöne Geſchichten erzählen." — Aber er wollte ſich ein Bouquet von Thymian und Primeln im Mondſchein pflücken und lief fort mit den Andern.

Als ſie aus der Hütte waren, ſagten ſie: „Unſere Alte ſpricht immer von Wind und Sturm, und nie war das Wetter ſchöner und der Himmel klarer; ſeht, wie majeſtatiſch der Mond in den durchſichtigen Wolken einherſchreitet." Sie bemerkten darauf ein kleines ſchwarzes Pferd, das ganz nahe bei ihnen war. „Ach, ach," ſagten ſie, „das iſt des alten Valentin Pferd, das aus dem Stalle gelaufen iſt und ohne ſeinen Herrn in die Schwemme trabt."

„Mein kleines hübſches Pferd," ſagte der Aelteſte, das Thier mit der Hand klopfend, „Du ſollſt Dich nicht

verlaufen, ich will Dich ſelbſt in die Schwemme führen.“ Darauf ſchwang er ſich ihm auf den Rücken und einer ſeiner Brüder lachte darüber und that daſſelbe, ihm folgte der dritte; kurz ſie beſtiegen es Alle, ſelbſt der kleine Richard, der ſeinen älteren Brüdern nicht nachſtehen wollte.

Als ſie der Schwemme zu ritten, luden ſie alle ihre jungen Bekannten, die ihnen begegneten, ein, aufzuſitzen, und dieſe thaten es unvorſichtiger Weiſe auch, ſo daß das kleine ſchwarze Pferd, deſſen Rücken ſich ausgedehnt hatte, endlich mehr als dreißig trug, trotz dem aber nur deſto luſtiger vorwärts lief.

Es fing nun an, in ſanftem Trab zu gehen, aber das junge Volk ſchlug ihm die Seiten mit den Hacken und rief: „Galloppire, Pferdchen, Du haſt nie ſo gute Reiter getragen.“

Während deſſen hatte der Wind wieder angefangen zu ſtürmen; ſie hörten das Toben des Meeres, und das Pferdchen, anſtatt nach der Schwemme zu laufen, trabte ohne Furcht vor dem Lärm, den die See machte, dem Ufer zu.

Richard fing an ſeinen Thymian und ſeine Primeln

zu bereuen und der älteſte der Brüder packte das Pferdchen bei der Mähne und verſuchte es zum Umkehren zu zwingen, indem er an die blauen Augen der Tochter Jacob's, des Seilers, dachte, aber umſonſt; das Pferd trabte immer gerade aus, bis die Welle kam und ſeinen linken Fuß benetzte. Es wieherte luſtig, wie die Pferde der Menſchen zu thun pflegen, wenn ſie ſchönen Hafer vor ſich haben, und ſprang, ſtatt ſtill zu ſtehen, nur deſto ſchneller in die See.

Als das Waſſer den armen Kindern bis an den Leib nat, warfen ſie ſich ihre Unvorſichtigkeit vor und riefen: „Das verdammte kleine ſchwarze Pferd iſt geſcit. Hätten wir den Rath der alten Margareth befolgt, ſo wären wir nicht verloren.“ Je weiter das Pferd trabte, deſto höher ſtieg die See. — Endlich trat ſie ihnen über den Kopf und ſie ertranken Alle jämmerlich.

Gegen Morgen ging die alte Margareth aus, beſorgt über das Schickſal ihrer Enkel. Sie ſuchte ſie überall, ohne ſie finden zu können, und fragte alle ihre Nachbarn, aber ſie erfuhr nichts, ausgenommen, daß der Aelteſte nicht bei der Tochter Jacob's, des Seilers, geweſen ſei.

Als ſie ganz traurig nach Hauſe zurückkehrte, ſah ſie ein kleines ſchwarzes Pferd ihr entgegenkommen, das Sprünge und Capriolen machte. — Als es ihr nahe war, fing es an luſtig zu wiehern und lief ſo ſchnell, daß es in einem Augenblick ihr aus dem Geſichte war.

Die Flaſche*).

Iriſches Märchen.

In den guten Tagen, wo das ſtille Volk ſich noch häufiger ſehen ließ, als jetzt in dieſer ungläubigen Zeit, lebte ein Mann, Michael Purcell, der einige Acker ſchlechtes und unfruchtbares Land gepachtet hatte, in der Nachbarſchaft der ehemals ſo berühmten Pfründe von Mourne, anderthalb Stunden von Mallow und ſieben von Cork. Michael hatte Frau und Kinder, ſie thaten, was in ihren Kräften ſtand, das war freilich nicht viel, denn es war noch kein Kind ſo weit herangewachſen, daß es dem armen Manne bei ſeiner Arbeit helfen konnte, und die gute Frau beſorgte die Kinder, melkte die Kuh, kochte

*) Deutſch von den Brüdern Grimm.

Kartoffeln und trug die Eier nach Mallow; doch wie ſie auch ſchafften, es war kaum genug, um die Pacht zu zahlen.

Sie ſchickten ſich eine Zeit lang, ſo gut es gehen wollte, in die Umſtände, doch zuletzt kam ein ſchlechtes Jahr, das Bischen Hafer verdarb, die Hühnchen verkümmerten, das Schwein magerte ab und wurde beinahe für nichts zu Mallow verkauft; und der arme Michael fand, daß er nicht genug hatte, um die Hälfte des Pachtgeldes zu zahlen und zwei Termine war er ſchon ſchuldig.

„Was ſollen wir nun anfangen, Marie?“ fragte er.

„Was wir anfangen ſollen?“ antwortete ſie, „treib unſere Kuh auf den Markt nach Cork und verkaufe ſie dort. Montag iſt Markttag, da mußt Du frühe gehen, damit das arme Thier ſich verſchnauft, ehe es auf den Markt kommt.“

„Und was ſollen wir anfangen, wenn ſie fort iſt?“ fragte Mick bekümmert.

„Das weiß ich nicht, Michael, doch gewißlich wird uns Gott nicht verlaſſen und Du weißt doch, wie gütig er gegen uns war, als der kleine Wilhelm krank lag und

wir gar nichts für ihn haben? Der Doctor von Ballydahin, der sanfte, feine Mann kam geritten und verlangte einen Trank Milch; er gab uns zwei Schillinge, schickte die Arzneien für das Kind und was es sonst nöthig hatte und gab mir jedesmal etwas zu essen, wenn ich kam, ihn um Rath zu fragen, den er mir niemals versagte; er kam auch und sah nach dem Kinde und hörte mit seinen Wohlthaten nicht auf, bis es ganz gesund war."

„Du denkst immer so, Marie, und ich glaube, Du hast Recht, darum will ich mir auch über den Verkauf der Kuh keine Sorgen machen. Ich will Morgen gehen, Du mußt aber Nadel und Zwirn nehmen und meinen Rock flicken, er ist unter dem Arm aufgerissen."

Marie versicherte, daß sie alles in Ordnung bringen wollte; den folgenden Tag schickte er sich an und sie schärfte ihm beim Abschied ein, die Kuh nicht anders zu verkaufen, als um den höchsten Preis. Michael versprach, es nicht zu vergessen und machte sich auf den Weg. Er trieb die Kuh langsam durch den kleinen Fluß, der den Weg durchschneidet und unter der alten Mauer von Moatne hinrinnt. Als er vorbei kam, fielen

seine Augen auf die Thürme und einen von den alten Hollunderstämmen, die damals wie kleine Bäume aussahen.

„Ja," rief er aus, „hätte ich nur die Hälfte des Geldes, das unter Euch begraben liegt, so brauchte ich die arme Kuh nicht dahin zu treiben! Ist's nicht ein Jammer, daß es unter der Erde ruht, während noch andere als ich es entbehren müssen! Nun, wenn's Gottes Wille ist, so komme ich mit etwas Geld in der Tasche zurück." Mit diesen Worten trieb er sein Vieh weiter. Es war ein schöner Tag und die Sonne schien glänzend auf die Mauer der alten Abtei, als er daran vorbei kam. Der Weg führte über eine Reihe allmählig aufsteigender Berge, bis er nach drei Stunden auf die Spitze der Anhöhe (die jetzt der Flaschenberg heißt, aber damals den Namen noch nicht führte) gelangte, an welcher Stelle ihn jemand einholte. „Guten Morgen!" sagte dieser. „Guten Morgen!" antwortete Michael freundlich, und sah sich nach dem Fremden um; es war ein kleines Männchen, daß man ihn einen Zwerg hätte nennen können, doch war er nicht ganz so klein. Er hatte ein altes verschrumpftes gelbliches Antlitz, das

genau wie welker Blumenkohl aussah, dabei eine dünne, kleine Nase, rothe Augen und weiße Haare. Seine Lippen waren nicht roth, sondern sein ganzes Gesicht von einer Farbe, seine Augen ohne Ruhe, überall sich umschauend, und obgleich sie roth waren, so war doch Michaels Herz eiskalt, wenn er sie ansah. Er hatte in der That wenig Gefallen an der Gesellschaft des Kleinen, und er konnte nicht das mindeste von seinen Beinen oder seinem Körper erblicken: das Männchen hatte sich, obgleich der Tag warm war, ganz in einen dicken, weiten Rock eingewickelt.

Michael trieb die Kuh ein wenig schneller, aber der Kleine hielt sich immer neben ihm. Er wußte nicht, auf welche Art er schritt, denn er fürchtete sich zu sehr, um sich nach ihm umzuschauen und wollte auch nicht das Kreuz über sich schlagen, denn er war bange, der alte Mann möchte zornig werden. Doch däuchte ihn, sein Reisegefährte ginge nicht wie ein anderer Mensch und setzte einen Fuß vor den andern, sondern glitte nur über den rauhen Weg (und rauh war er genug) wie ein Schatten dahin, ohne Geräusch und ohne Anstrengung. Dem armen Michael zitterte das Herz im Leibe, er sagte ein

Gebet für ſich und wünſchte, er wäre den Tag nicht ausgegangen, oder er wäre ſchon auf dem Markt, oder er brauchte die Kuh nicht zu hüten, damit er vor dem Geſpenſt fortlaufen konnte.

Mitten in dieſen Aengſten ward er von ſeinem Gefährten angeredet: „Wohin wollt Ihr mit der Kuh, lieber Mann?“

„Nach dem Markt zu Cork,“ antwortete Michael zitternd bei dem ſchnarrenden und ſchneidenden Ton der Stimme.

„Wollt Ihr ſie verkaufen?“ fragte der Fremde.

„Freilich treibe ich ſie dahin, um ſie zu verkaufen.“

„Wollt Ihr ſie mir verkaufen?“

Michael fuhr erſchrocken zurück, er fürchtete ſich, mit dem Kleinen etwas zu thun zu haben und fürchtete ſich noch mehr, Nein zu ſagen. Endlich ſprach er: „Was wollt Ihr mir dafür geben?“

„Ich will Euch Etwas ſagen,“ antwortete der Kleine, „ich gebe Euch dieſe Flaſche dafür,“ indem er eine Flaſche unter dem Mantel hervor holte.

Michael ſchaute erſt ihn und die Flaſche an, dann

mußte er, mitten in seiner Angst, in ein lautes Gelächter ausbrechen.

„Nacht nach Herzenslust," sprach der Kleine, „aber ich sage Euch, diese Flasche ist mehr werth für Euch, als alles Geld, das Ihr für die Kuh in Cork bekommt, ja tausendmal mehr."

Michael lachte wieder: „Ihr denkt wohl," sagte er, „ich wäre ein solcher Narr, daß ich meine Kuh für so eine Flasche hingäbe, die obendrein noch leer ist? Wahrhaftig, daraus wird nichts."

„Ihr thut besser, wenn Ihr mir die Kuh gebt und die Flasche nehmt. Ihr braucht es Euch nicht leid sein zu lassen."

„Aber Marie, was würde die sagen? das würde kein Ende nehmen! und wie sollte ich meine Pacht zahlen! und was sollen wir anfangen ohne einen Heller Geld?"

„Ich versichere Euch, die Flasche ist besser, als alles Gold, nehmt sie und gebt mir die Kuh. Jetzt sage ich es Euch zum letzten Mal, Michael Purcell."

Michael war bestürzt. „Wie hat er meinen Namen erfahren?" dachte er.

Der Fremde fuhr fort: „Michael Purcell, ich kenne

Euch und habe Achtung vor Euch, darum folget meinem Rath, oder Ihr werdet es empfinden. „Wißt, Eure Kuh wird Euch hinfallen, ehe Ihr nach Cork kommt.“

Michael wollte eben sagen: „Das verhüte Gott!“ aber der Kleine setzte hinzu (und Michael war zu aufmerksam, um etwas zu sagen, das ihn schweigen gemacht hatte und viel zu höflich, als Jemanden in der Rede zu unterbrechen): „Dann sollt Ihr wissen, es wird so viel Vieh auf dem Markt sein, daß Ihr zu einem geringen Preis losschlagen mußt und vielleicht fallt Ihr, wenn Ihr nach Hause geht, noch Räubern in die Hände. Doch wem sage ich Euch das alles, da Ihr doch entschlossen seid, Euer Glück von Euch zu stoßen?“

„O nein, Herr, mein Glück möchte ich nicht von mir stoßen“, sagte Michael, und wäre ich gewiß, daß die Flasche so gut ist, als Ihr sagt, obgleich ich niemals großen Gefallen zu einer leeren Flasche gehabt, wenn ich sie auch selbst ausgetrunken hatte, so wollte ich Euch die Kuh geben im Namen —“

„Bekümmert Euch nicht um Namen,“ unterbrach ihn der Kleine, sondern gebt mir die Kuh; ich habe Euch

keine Unwahrheit gesagt, und wenn Ihr damit heim kommt, so thut genau, was ich Euch heißen werde."

Michael zögerte.

„Wohlan," sagte der Fremde, „guten Tag, Michael Purzell, ich kann nicht länger warten. Noch einmal, nehmt sie hin und seid reich; schlagt sie aus und bettelt für Euren Lebensunterhalt, seht Eure Kinder in Armuth Euer Weib sterbend vor Mangel: das wird Euer Schicksal sein, Michael Purcell." Bei diesen Worten lächelte der Kleine boshaft, was seinen Anblick noch grausenhafter machte.

„Mag sein' ist wohl wahr'" sagte Michael immer noch zaudernd und unschlüssig, was er thun sollte. Er konnte nicht anders, er mußte dem alten Manne glauben, und endlich in einem Anfall von Verzweiflung griff er nach der Flasche und sagte: „Nehmt die Kuh, und wenn Ihr mich belogen habt, so wird Euch der Fluch des Armen treffen."

„Ich achte weder auf Euern Fluch, noch auf Euern Segen, Michael Purcell, aber ich habe die Wahrheit gesprochen, das werdet Ihr noch heute Abend erfahren, wenn Ihr thut, was ich Euch sage."

„Was soll ich thun?“ fragte Michael.

„Wenn Ihr heim kommt, so kümmert Euch nicht darum, daß Euer Weib ärgerlich ist, sondern bleibt selbst gelassen und heißt sie die Flur sauber kehren, setzt den Tisch zurecht und deckt ein weißes Tuch darüber, dann stellt die Flasche auf den Boden und sprecht die Worte: „Flasche, thue deine Schuldigkeit“, und Ihr werdet den Erfolg sehen.“

„Und das ist Alles?“ fragte Mick.

„Nichts weiter,“ sagte der Kleine. „Guten Tag, Michael Purcell, Ihr seid ein reicher Mann.“

„Das gebe Gott!“ sagte Michael, als der alte Mann die Kuh forttrieb und er wieder auf dem Heimweg war; doch konnte er nicht umhin, den Kopf umzukrehen und dem Käufer seiner Kuh nachzusehen, bis er ganz verschwunden war.

„Gott behüte und bewahre uns!“ rief Michael, „der gehört nicht dieser Welt an. Aber wo ist meine Kuh?“ Sie war fort und Michael ging heimwärts, Gebete für sich hersagend und seine Flasche festhaltend.

„Was wollt' ich anfangen,“ dachte er, „wenn sie mir zerbräche, doch dafür will ich thun“, und steckte sie vor

seine Brust, besorgt über den Erfolg und zweifelhaft über den Empfang, den er bei seiner Frau zu erwarten hatte. Während er Sorge und Erwartung, Furcht und Hoffnung gegen einander abwog, erreichte er Abends seine Hütte und überraschte seine Frau, die bei dem Torffeuer am Herde saß.

„Ei, Michael, Du bist wieder da! gewiß bist Du nicht nach Cork gekommen! Sprich, was ist Dir begegnet? Wo ist die Kuh? Hast Du sie verkauft? Wie viel hast Du dafür gelöst? Was giebts Neues? Erzähl mir davon."

„Willst Du mir Zeit lassen, Marie, so will ich Dir Alles hübsch klein erzählen. Wo unsere Kuh ist, magst Du gerne wissen; aber das kann ich Dir nicht sagen, denn ich weiß am allerwenigsten, wo sie ist."

„Was hast Du dafür gelöst, Michael? heraus mit dem Geld."

„Kleine Geduld, Marie, und Du sollst Alles hören."

„Aber was ist das für eine Flasche unter Deiner Weste?" fragte Marie, die den hervorragenden Hals bemerkte.

„Nun sei vergnügt," sagte Michael, „doch ich muß Dir erst erzählen!" und stellte die Flasche auf den Tisch. „Das ist Alles, was ich für die Kuh bekommen habe."

Die arme Frau war wie vom Donner gerührt. „Alles, was Du bekommen hast! und wozu taugt das, Michael? So hätte ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß Du ein solcher Mann wärest. Wie willst Du nun die Wacht bezahlen?"

„Willst Du Vernunft annehmen, Marie?" sagte Michael, „so will ich Dir erzählen, wie der alte Mann oder wer es sonst war, mir begegnete, nein, er begegnete mir nicht, sondern er war da bei mir, oben auf dem Berg, und wie er mich dazu bewog, ihm die Kuh zu verkaufen und mir sagte, diese Flasche wäre etwas für mich."

„Wahrhaftig blos für Dich, Du Narr!" sagte Marie und griff nach der Flasche, um sie ihrem armen Mann an den Kopf zu werfen. Aber Michael faßte sie geschwind, machte sie ganz gelassen (denn er erinnerte sich an den Befehl des Kleinen) von den Händen seines Weibes los und steckte sie wieder vor seine Brust.

Die arme Marie weinte, während ihr Michael seine Geschichte erzählte und sich dabei oft bekreuzigte und segnete. Indessen konnte sie nicht umhin, ihm Glauben beizumessen, zumal sie an Geister glaubte. Ohne ein Wort zu sprechen, stand sie auf und fing an, die Flur mit einem Büschel Heidekraut zu kehren. Hierauf ordnete sie Alles, setzte den langen Tisch zurecht und deckte ein reines Tuch, das einzige, das sie hatten, darüber her und Michael stellte die Flasche auf die Erde und sprach: „Flasche, thue Deine Schuldigkeit."

„Dort! dort! Mutter, sieh doch!" rief der älteste Knabe, ein bausbackiges Kind von fünf Jahren, und sprang an seiner Mutter Seite, als zwei winzige kleine Gestalten, wie Lichtstrahlen, aus der Flasche hervorstiegen und in einem Augenblick den Tisch mit silbernen und goldenen Schüsseln und Tellern besetzten, auf welchen die köstlichsten Speisen lagen, und so wie Alles in Ordnung war, wieder in die Flasche hinabstiegen. Michael und seine Frau betrachteten Alles mit höchstem Erstaunen, denn sie hatten solche Schüsseln und Teller ihr Lebtag nicht gesehen und glaubten, dergleichen könnte man nicht genug bewundern, so daß sie von dem bloßen Anschauen

allen Hunger vergaßen. Endlich ſagte Marie: „Komm, Michael, und ſetze Dich nieder, verſuch's und iß ein Wenig, Du mußt ja hungrig ſein nach einem ſo guten Tagwerk.“

Siehſt Du, der Mann hat keine Unwahrheit von der Flaſche geſagt.“

Michael ſetzte ſich und gab den Kindern ihren Platz an dem Tiſch, ſie hielten eine herrliche Mahlzeit und doch blieb die Hälfte der Schüſſeln unangerührt.

„Mich ſoll doch wundern,“ ſagte Marie, „ob die guten kleinen Herrn dieſe koſtbaren Sachen wieder wegnehmen werden!“ Sie warteten, aber Niemand kam. Da hob Marie ſorgfältig Schüſſeln und Teller auf und ſprach: „Gewißlich, es war keine Unwahrheit, Du biſt jetzt ein reicher Mann, Michael Purcell.“

Sie gingen alle zu Bett, doch nicht, um zu ſchlafen, ſondern um zu verabreden, wie ſie dieſe köſtlichen Dinge, deren ſie nicht bedurften, zu Geld machen wollten, um mehr Ländereien zu übernehmen. Michael ging nach Cork, verkaufte ſeine Goldſchüſſeln, erhandelte ſich Wagen und Pferd, und überlegte, wie er viel Geld erwerben könnte. Sie gaben ſich alle Mühe, die Flaſche geheim zu halten,

doch vergeblich; der Gutsherr brachte es heraus. Eines Tages kam er zu Michael und fragte ihn, wie er zu all dem Gelde gekommen wäre, das er doch in keinem Fall durch die Pacht gewonnen hätte; er quälte ihn so lange, bis Michael ihm endlich von der Flasche sagte. Der Gutsherr bot viel Geld, doch dafür wollte sie Michael nicht geben, bis er zuletzt Alles, was er jetzt in Pacht hatte, als Eigenthum anbot. Da dachte Michael, der reich genug war, nun bedürfe er des Geldes weiter nicht mehr und gab die Flasche hin.

Michael hatte sich verrechnet; er und die Seinigen verschleuderten das Geld, als wenn es kein Ende nehmen könnte und um die Geschichte kurz zu machen, sie wurden immer ärmer und ärmer, bis sie am Ende nichts mehr übrig hatten, als eine Kuh, welche Michael abermals wieder vor sich her trieb, um sie auf dem Markte zu Cork zu verkaufen, nicht ohne Hoffnung, dem kleinen Mann von neuem zu begegnen und eine andere Flasche zu erhalten. Der Tag brach eben an, als er sich vom Haus aufmachte, und er ging einen guten Schritt, bis er zu der Höhe kam. Die Nebel schliefen noch in den Thälern und kräuselten sich in duftigen Kränzen auf der braunen Heide

rings um ihn her. Die Sonne erhob sich zu seiner Linken und vor seinen Füßen sprang eine Lerche aus ihrem Lager im Gras und stieg, ihren fröhlichen Morgengesang anstimmend, in den blauen Himmel hinauf.

Michael bekreuzigte sich, horchte auf den süßen Gesang der Lerche und mußte beständig an das alte, kleine Mannchen denken. Da wurde er, gerade als er den Gipfel des Berges erreichte und seine Augen auf die weite Aussicht vor und hinter sich warf, von der wohlbekannten Stimme sowohl erschreckt, als erfreut, die ihm zurief: „Nicht wahr, Michael Purcell, ich sagte Dir, Du würdest ein reicher Mann werden?“

„Gewiß, es war keine Lüge, Herr! Ich wünsche Euch einen guten Morgen, aber daß ich zur Zeit ein reicher Mann bin, kann ich nicht sagen. Habt Ihr eine andere Flasche? Ich bedarf ihrer so gut, wie vordem. Habt Ihr sie, Herr, hier ist die Kuh dafür.“

„Und hier ist die Flasche,“ sagte der Kleine und lächelte, „Du weißt, was Du damit zu thun hast.“

„Ah ja,“ antwortete er, „ich will es schon recht machen.“

„Guten Tag, Herr," rief Michael, als er ſich auf den Heimweg begab, „gutes Glück Euch und gutes Glück dem hohen Berg, dem Flaſchenberg, damit er einen Namen bekommt: guten Tag, Herr, guten Tag!" Damit eilte er, ſo ſchnell er konnte, zurück, ohne ſich nur einmal nach dem Kleinen mit dem weißen Geſicht und der Kuh umzuſchauen, nur beſorgt, ſeine Flaſche heimzubringen. Wohlbehalten langte er damit an, und ſobald er Marie erblickte, rief er aus: „Ja, ich habe eine andere Flaſche!"

„Tauſend!" rief die Frau, „haſt Du ſie? Du biſt ein Glückskind, Michael Purcell, ja das biſt Du!"

Sie brachte Alles ſogleich in Ordnung und Michael ſeine Flaſche betrachtend, ſchrie in ſeiner Freude: „Flaſche, thue Deine Schuldigkeit!" In einem Augenblick ſprangen zwei große, gewaltige Männer aus der Flaſche mit dicken Knütteln in den Händen, die den armen Michael, ſeine Frau und ſeine ganze Familie unbarmherzig bläuten, bis Alles auf dem Boden lag, worauf ſie in die Flaſche zurückeilten. Michael, ſobald er wieder zu Beſinnung kam, ſtand auf und ſah ſich um. Er ſann und ſann. Endlich hob er Frau und Kinder in die Höhe, und ſprach: „Macht, daß Ihr Euch wieder erhebt, ſo gut es geht,"

nahm die Flasche unter den Mantel und begab sich zu seinem Gutsherrn.

Dort war große Gesellschaft und Michael bat einen Bedienten, dem Herrn zu sagen, daß er ein paar Worte mit ihm zu sprechen wünsche. Endlich kam der Herr heraus und fragte: „Was bringt Ihr mir Neues, Michael?“

„Nichts, Herr, als daß ich eine andere Flasche habe.“

„Ei, ei! ist sie auch so gut, wie die erste?“

„Ja wohl, Herr, noch besser. Wenn's Euch beliebt, so will ich sie Euch vor allen Herren und Damen zeigen.“

„Tretet nur herein,“ sprach der Gutsherr, und Michael ward in den Saal geführt, wo er seine alte Flasche erblickte, die oben auf dem Gestimse stand. „Sieh da!“ sagte er zu sich selbst, „vielleicht habe ich dich in kurzem wieder!“

„Wohlan!“ sagte der Gutsherr, „zeigt her Eure Flasche!“ Michael setzte sie auf den Boden und sprach die Zauberworte. In einem Augenblick lag der Gutsherr darnieder, Damen und Herrn, Bediente und wer sonst zugegen war, rannten, schrien, wälzten sich, stießen mit den Füßen und heulten. Becher und Teller rollten nach

allen Seiten hin, als der Gutsherr endlich ausrief: „Bring diese zwei Teufel zur Ruhe, Michael Purcell, oder ich lasse Euch aufhängen."

„Nicht eher sollen sie aufhören", sagte Michael, „als bis Ihr mir die Flasche wiedergebet, die ich dort oben auf dem Gesims sehe."

„Holt sie ihm herab," sagte der Herr, „ehe wir alle ermordet sind."

Michael steckte die alte Flasche vor seine Brust, die Männer sprangen wieder in die neue hinein und er trug sie beide heim. Was soll ich noch weiter erzählen, daß Michael reicher ward als zuvor, daß sein Sohn die Tochter des Gutsherrn heirathete, daß er und sein Weib in hohem Alter starben und bei ihrer Leichenfeier einige Diener in Streit geriethen und die Flaschen zerbrachen? Doch der Berg hat noch immer den Namen und wird wohl Flaschenberg heißen bis ans Ende der Welt.

Die grünlockige Fee.

Provençalisches Märchen.

Ihr Jünglinge, die Ihr gern die leichten Barken besteigt, um die köstlichen Gerüche der Seepflanzen einzuathmen, wenn der Abendstern aufgegangen ist, und der Nachtwind auf den friedlichen Wellen ausruht, gleich dem Zephir, der auch zu Zeiten auf dem Schooße der Rosen schlummert. O ihr Jünglinge, braucht nicht das unversehrte Steuer, um auf den Grund des Wassers zu schauen. Traut nicht der Fee, denn oft zieht sie junge Männer in ihre verrätherischen Arme; ihre Gunst ist verderblich, ihre Liebkosungen bringen Unglück, ihre Liebe den Tod. Lange, lange nachher, ehe Eure Väter auf der Welt waren, als Eure Großväter noch an der Brust

lagen, erfuhr das der junge Brincan, wie Ihr das in dieser Geschichte sehen werdet.

Er war der Sohn eines berühmten Seefahrers, der schönste Jüngling seiner Zeit. Seine Wange glühte heißer, als Aepfel, kein Pflaum bedeckte sie noch: seine Locken waren gelb wie Gold, seine weiße Brust überstrahlte den Glanz des geglätteten Elfenbeins. — Wenn er mit seinen Genossen schwamm, so würdet Ihr ihn für eine Seenymphe gehalten haben, wie sie oft ihr liebliches Haupt aus den Wellen erheben und sich den Fischern zeigen in aller ihrer Schönheit. Oft hatte er liebkosende Arme an seinem Körper gefühlt, die da versuchten, ihn in die unterirdischen Grotten zu ziehen, aber gewandt und schnell war er ihren Umarmungen entschlüpft und eilig an das Ufer zurückgekehrt.

Er pflegte gern am Abend, wenn der Seewind die glühende Luft kühlt und Alles still ist, selbst die Welle, die sich dann sanfter kräuselt, in einer Barke, weit von der Stadt ab, zu rudern. Mit zwei gleichen Rudern versehen, entfernte er sich vom Hafen, bis ihm Marseille nur als eine kleine weiße Welle erschien, aus der dann und wann ungewisse Lichtblitze hervorbrachen. Dann schiffte

er über die azurne See, und sein Auge unterschied, bei Sternenschein, die tausend Fische, die in den Tiefen spielen. Er sah die verschiedenen Muscheln von seltsamer Gestalt und Farbe, und jene Wälder von Seepflanzen, die in den Wellen ihre gelenkigen Aeste mit einander verschlingen.

Als er eines Abends den unregelmäßigen Bewegungen eines Seesterns zusah, fühlte er sich durch eine unbekannte Macht in die Tiefe gezogen, und da er den Blick in die Höhe richtete, sah er, daß seine Barke unbeweglich blieb, während er selbst in den Abgrund sank.

„O Himmel!“ rief er, „welcher verderbliche Schwindel hat mich in die Fluthen gestürzt? Soll ich den Seeungeheuern zur Nahrung dienen! — Soll ich, gestern geboren, heute schon sterben! O mein Vater, o meine jungen Gefährten! O ihr lieblichen Mädchen, deren Haar von einer goldenen Nadel gehalten wird, Euch werde ich nicht wieder sehen.

Umsonst versuchte er seine Arme auszustrecken und die Wellen mit den Füßen zu schlagen. Er war unbeweglich, doch ohne Schmerz. Er athmete sanft und das Wasser besprengte nur seine Lippen. Seine Locken waren

ausgebreitet, aber kein Seetang haftete an ihnen, oder beschmutzte sie. Sein Ohr hörte harmonische Töne und das Geräusch der unterirdischen Töne schien sich weit von ihm zu entfernen. Wer könnte erzählen, was er auf dieser geheimnißvollen Reise sah! Wer könnte die Reichthümer des Meeres zählen! Die Ungeheuer der Tiefe umringten ihn; anstatt aber seinen zarten Körper zu berühren, betrachteten sie ihn mit Wohlgefallen und schienen auf diesen unbekannten Gast zu warten.

Endlich hörte die neue Fahrt auf und er gelangte zu den Thoren eines prächtigen Pallastes. Menschenauge hat nie seines Gleichen gesehen. Er war aus azurnem Perlmutter und rothen Korallen gemacht; glänzende Perlen waren darin eingesetzt und die Flur war aus wohlriechendem Ambra gebaut.

Eine liebreizende Fee zeigte sich ihm.

Sie war klein, aber schön, jugendlich und liebend. Ihr schlanker Wuchs ward nur durch einen Gürtel von Seeschilf bezeichnet. Ihre Augen waren tausendmal glänzender, als der leuchtende Streif, der den Schiffen folgt und ihre Zähne weißer und gleichstehender, als die Perlen ihrer Wohnung. Ihre Stimme [illegible]

welche Stürmen und Ungewittern befahl, war ſanft. Klein und zart war ihre mächtige Hand, die nach ihrem Willen Schiffe in den Boden der Tiefe zog. Sie war die ſchönſte aller Feen, aber ſie hatte grünes Haar.

„Princan," ſagte ſie, „ich liebe Dich!"

Sie ſagte nichts mehr hinzu, denn Feen ſprechen nur wenig, wenn ſie Sterblichen mit Liebe begegnen.

Princan fand ſich in ihren Armen wieder, ehe er nur noch Zeit gehabt hatte, ihr zu antworten, und obgleich er blondes oder ſchwarzes Haar lieber als grünes leiden mochte, ſo erwiederte er doch ihre Liebkoſungen, denn er war ſchön und jung.

Als ſie ſo lange, wie ſie es wünſchte, bei einander zugebracht hatten, ſagte ſie zu ihm: „Kehre zurück, mein junger Freund, zu Deinem Vater, aber ſprich nie von unſerer Liebe; ich will Dir zwei Fiſche geben, um Dich wegen Deiner Abweſenheit zu entſchuldigen, und Du kannſt ſagen, Du habeſt Dich bei dem Fiſchen verſpätet."

Dieſelbe Macht, welche Princan nach dem Pallaſt der Fee gebracht hatte, trug ihn zurück zu ſeiner Barke; er beſtieg dieſelbe, ohne daß ſeine Kleider naß geworden wären, mit ſeinen beiden Fiſchen.

Die Nacht war gewichen und die Sonne ging auf, als er bei seinem Vater ankam. Seine beiden Fische hatten eine so ungewöhnliche Gestalt, daß er nicht wagte, sie zu überreichen; seine blonden Locken hatten außerdem in der Umarmung der Fee einen grünen Anflug bekommen. Jedermann befragte ihn, wegen seiner Fische und der Farbe seiner Haare, aber Brincan hütete sich wohl, die Lippen zu öffnen, so sehr fürchtete er die Fee und ihre schrecklichen Drohungen.

Umsonst suchte er das Seeufer zu meiden und nach den hohen Bergen zu fliehen, um den Verführungen seiner seltsamen Gebieterin zu entgehen, eine unwiderstehliche Macht drängte ihn immer in seine Barke und aus der Barke nach dem geheimnißvollen Vallaß.

Endlich sah Brincan ein Mädchen, das ihm schöner, als die Fee zu sein schien, und wurde dessen Geliebter. Er war jetzt mit der Liebe beschäftigt und mied seine Barke, er floh das Ufer und wie nach Verlauf daß das Mädchen seine Liebkosungen erwiederte, verlor sein Haar den grünen Anflug und wurde wieder blond.

Jetzt kam es ihm vor, als sei die verhängnißvolle Fahrt auf den Boden des Meeres nur eine Täuschung

der Sinne, der perlmutterne Pallaſt nur ein Traum, die reizende, gruͤngelockte Fee weiter nichts, als verwirrte Erinnerungen unruhigen Schlummers geweſen.

Feen ſind maͤchtig und grauſam; ſie betrachten uns, die wir untergeordneter Beſchaffenheit ſind, als Spielzeug, das ſie nach Wohlbefinden zerbrechen koͤnnen; wenn Jemand ſie reizt, ſo vermag Nichts ihn vor ihrer Rache zu ſchuͤtzen.

Jedes Mal, wenn ſich der ungluͤckliche Princan ſeiner Geliebten naͤherte, bekam er einen Schlag von unſichtbaren Haͤnden, deſſen gelbe Zeichen auf ſeiner weißen Haut zuruͤckblieben; er bekam Anfalle von Truͤbſinn, und glaubte überall drohende Stimmen zu hören, die ihn verfolgten. Als die Fee ihn eine Zeit lang auf dieſe Weiſe gequaͤlt hatte, erweckte ſie in ſeiner Bruſt den Wunſch, die Barke wieder zu beſteigen, fuͤhrte ihn weit von Marſeille fort und zog ihn noch ein Mal in die Tiefe herab.

Er ſank bis zu dem verfallenen Pallaſte, wie bei dem erſten Mal, aber das Salzwaſſer drang ihm in den Mund, fuͤrchterliches Geraͤuſch erfuͤllte ſein Ohr, ſeine zerſtreuten Locken wurden von den Seepflanzen zerriſſen,

und die Ungeheuer der Tiefe begleiteten seine Fahrt mit schrecklichem Gebrüll.

Bleich, blutig und halbtodt vor Furcht kam er zu der Fee. Sie stand vor ihm, der Zorn hatte ihr Antlitz auf gleiche Weise entfärbt, wie das ihres Geliebten, so daß man nicht sagen konnte, wem das Schicksal drohe: ihr Antlitz war gleich gelb, ihre Lippen zitterten gleich sehr von innerer Bewegung.

Nichts vermochte die Fee zu rühren, weder Brincan's Jugend noch seine Schönheit, noch seine Thränen, die von seinen weißen Wangen herabrollten und auf die Ambrastur des Pallastes fielen.

Da sie wenig zu sprechen pflegte, so richtete sie ihre glänzenden Augen auf den Jüngling und äußerte nur folgende Worte: „Du hast mich betrogen, Du mußt sterben." — Darauf gab sie ein Zeichen und der unglückliche Brincan ging von selbst aus dem Pallaste und warf sich den Ungeheuern, die auf ihre Beute harrten, in den Rachen. — Als sie ihn zerrissen, konnte er noch das wilde Hohngelächter der grausamen Fee hören.

Einige sagen jedoch, daß sie schöne Jünglinge zu gern hatte, um Brincan von wilden Ungeheuern zerrei-

ßen zu laſſen, daß ſie ihn aber eine lange Zeit bei ſich behielt, ohne ihm die Rückkehr auf die Erde zu geſtatten. Endlich aber, als die Runzeln ſich einſtellten und die ſchöne Stirn des unglücklichen jungen Mannes furchten, als das Alter ſeine roſigen Wangen bleichte, ſoll ſie ihm erlaubt haben, den Menſchen ein frühreifes Alter zu zeigen; und unſere Väter erinnern ſich, einen alten Fiſcher geſehen zu haben, deſſen ſchwache Hand kaum die Angel halten konnte: dieſer Greis, ſagten ſie, war Brincan.

Der Schuhmacher*).

Irisches Märchen.

Es giebt eine Art Menschen, denen jeder einmal hier und da begegnet ist, Menschen, die thun, als glaubten sie nicht, woran sie im Herzen doch glauben und wovor sie sich fürchten. Felix O'Driscoll war ein solcher, überall mit dem Munde voraus, ein Schreier und Schwätzer, gab er vor, weder an die Elfen, noch an Shuricaune und Phuken zu glauben und manchmal war er so unverschämt, sich anzustellen, als bezweifle er das Tanzen der Geister, an welche doch jeder Mensch auf irgend eine Weise glaubt. Die Leute aber pflegten sich zu winken oder einander anzusehen, wenn Felix prahlte,

*) Deutsch von J. und W. Grimm.

denn man hatte bemerkt, daß er ſich fürchtete, wenn er über die Furt von Ahnamoe bei Nacht ging und daß, wenn er einmal über den alten Kirchplatz von Grenaugh in der Dunkelheit ritt, obgleich er ſich Muth genug getrunken hatte, er ſein Pferd in Trab ſetzte, ſo daß Niemand gleichen Schritt mit ihm halten konnte und er regelmäßig von Zeit zu Zeit einen ſcharfen Blick über ſeine linke Schulter warf.

Eines Abends ſaßen in Lorenz Reilly's Wirthshaus Leute beiſammen, tranken und ſchwätzten und Felix war auch dabei. Er fing, wie gewöhnlich, mit ſeinem Geſchwätz über die Elfen an und ſchwur, daß er nicht glaube, es gäbe etwas Lebendiges außer Menſchen und Thieren, Fiſchen und Vögeln und ſolchen Dingen, die man mit Augen ſehen könnte; er begann auf eine ſo freche Art von dem ſtillen Volke zu reden, daß etliche in der Geſellſchaft erſchraken und ſich bekreuzigten, ungewiß, was ſich ereignen konnte, als eine alte Frau, Moirna Gogaune genannt, welche in einen blauen Mantel gewickelt, in der Ecke beim Feuer geſeſſen und ihre Pfeife geraucht hatte, ohne in das Geſpräch ſich einzulaſſen, ihre Pfeife aus dem Munde nahm, ins

Feuer spie und sich umwendend den Felix ins Auge faßte.

„Ihr glaubt also nicht, daß es solche Wesen giebt, als die Glurieaune?“ sagte sie.

Felix sah sie erschrocken an, antwortete aber nichts.

„Auf meine Treue, es ziemt wohl Eures gleichen, der nichts ist, als ein Stück von einem Gelbschnabel, Euch anzumaaßen, Ihr glaubtet nicht an das, was Euer Vater, Eures Vaters Vater und dessen Voreltern vor ihm niemals im geringsten bezweifelt haben. Doch ich will nicht viele Worte machen, man spricht, wer sieht, der glaubt, so will ich, der ich Eure Großmutter sein könnte, Euch sagen, daß es solche Wesen giebt, wie die Glurieaune, und daß ich selbst eine gesehen habe. Was wollt Ihr nun.“

Jedermann in der Stube richtete erstaunt seine Augen nach ihr hin und drängte sich zu dem Feuer, um mit zuzuhören. Felix versuchte zu lachen, aber es wollte nicht gehen und niemand achtete darauf.

„Ich erinnere mich,“ sagte sie, „einige Zeit, nachdem ich meinen braven Mann, der nun auch dahin gestorben ist, geheirathet hatte, es war gerade, daß ich es bei der

Gelegenheit sage, kurz vorher, ehe ich mein erstes Kind bekam (und das ist schon eine schöne Zeit) daß ich mich herausgeschlt hatte in unser kleines Gärtchen, mit dem Strickzeug in der Hand, auf die Bienen Acht zu geben, welche schwärmen wollten. Es war ein schöner Tag mit Sonnenschein in der Mitte Juni, die Bienen flogen von ihren Körben summend aus und ein, die Vögel zwitscherten und hüpften in dem Gebusch und die Schmetterlinge schwärmten umher und ließen sich auf die Blumen nieder, und Alles duftete so frisch und süß und ich fühlte mich so glücklich, daß ich kaum wußte, wo ich war. Auf einmal hörte ich zwischen einigen Reihen Bohnen, die wir in der Ecke des Gartens hatten, ein Geräusch, das ging ticktack, ticktack' gerade als wenn ein Schuster den Absatz an einem Schuh anschlägt. „Gott behüte uns!" sagte ich zu mir selbst, „was in aller Welt kann das sein?" Ich legte mein Strickzeug nieder, stieg auf, schlich mich sachte zu den Bohnen hin, und glaubt mir nimmermehr, wenn ich nicht vor mir, mitten darin, ein altes Männchen sitzen sah, nicht den vierten Theil so groß, als ein neugebornes Kind, ein kleines aufgekrempptes Hütchen auf dem Haupt, ein Pfeifenstümpfchen in dem

Mund, aus dem es beständig rauchte und einen schlichten altfränkischen, erbsenfarbigen Rock mit großen Knöpfen auf dem Leibe, ein paar massiv silberne Schnallen auf den Schuhen, die den ganzen Fuß bedeckten, so groß waren sie; dabei arbeitete er in einem fort so eifrig, als er konnte, indem er Absätze an ein Paar kleine Holzschuhe machte. So wie meine Augen nur auf ihn fielen, wußte ich auch, daß es ein Cluricaun war, und keck und beherzt sagte ich zu ihm: „Gott erhalte Euch, lieber Mann, das ist saure Arbeit für den heißen Tag! Er schaute auf und kam mir vor, als wäre er von Wachs. Indem stürzte ich auf ihn zu, bekam ihn in meine Hand zu fassen und fragte, wo sein Geldbeutel wäre? „Geld?" sagte er, „Geld, wahrhaftig! und wie sollte ein armes altes Geschöpf, wie ich bin, zu Geld kommen?" „Zaudert nicht," gab ich zur Antwort, keine von Eueren Streichen! Jedermann weiß, daß die Cluricaune wie Ihr, so reich sind, wie der Teufel selbst. Zugleich zog ich ein Messer, das ich in meiner Tasche hatte, machte ein Gesicht, so bös, als ich nur immer konnte, und in Wahrheit, es war nicht leicht für mich (denn mein Gesicht war freundlich und gutmüthig, wie Ihr nur eins zu Carri-

gnavar ſehen könnt), und ſchwur, wenn er mir nicht augenblicklich ſeinen Beutel gäbe, oder einen Topf mit Gelt zeigte, ſo würde ich ihm die Naſe aus dem Geſicht ſchneiden. Ich muß geſtehen, das kleine Männchen ſah ſehr erſchrocken aus, als es dieſe Worte hörte, daß ich in meinem Herzen mich zu Mitleid gegen das arme Geſchöpf bewogen fühlte. „Nun ſo kommt," ſprach er, „kommt mit mir ein paar Felder abwärts, ſo will ich Euch zeigen, wo ich mein Gelt aufbewahre. Immer den Kleinen in der Hand haltend und meine Augen feſt auf ihn richtend, ging ich fort, als ich plötzlich ein Sauſen hinter mir hörte. „Dort! dort!" rief er, „ſchwärmen eure Bienen und gehen mit einander fort!" Ich war ſo einfältig und drehte den Kopf um, und als ich durchaus nichts ſah und mich wieder nach dem Kleinen umwendete, ſo hatte ich nichts mehr in der Hand. Denn da ich ſo unglücklich geweſen war, ihn aus den Augen zu laſſen, ſo entſchlüpfte er aus meiner Hand, wie ein Nebel oder Rauch, und mit keinem Tritte kam er je wieder meinem Garten nah.

Inhalt

des zweiten Bandes.

	Seite
Nicklich. Ein französisches Feenmärchen. . . .	1
Geschichte des Prinzen Sebil und der Prinzessin Raubahar. Arabisches Märchen . .	31
Das Zauberpferd. Provencalisches Märchen. .	185
Die Flasche. Irische Märchen	190
Die grünlockige Fee. Provencalisches Märchen .	209
Der Schuhmacher. Irisches Märchen	218

DIE VERWANDLUNG

Märchen-Schatz.

Sammlung der schönsten Märchen und Sagen

aller Zeiten und Völker.

Bearbeitet und herausgegeben

von

O. L. B. Wolff.

Dritter Band.

Leipzig, 1846.

Druck und Verlag von Otto Wigand.

Inhalt

des dritten Bandes.

	Seite
Die Verwandlungen. Altgriechisches Märchen	1
Alboflete. Gallisches Märchen	52
Der Kikimora. Russisches Märchen	87
Zauberhelene. Ungarisches Märchen	112
Geschichte der Devasmita. Indisches Märchen	130
Der Fall Amurath's oder das Schicksal der Tyrannei. Ein arabisches Märchen	150
Aus Nübezahl's Streichen	167
Waldhüter Märchen. Ungarisch	191
Das wunderbare Zabalepfeifchen. Ungarisches Märchen	228

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Die Verwandlungen.

Altgriechisches Märchen.

Frei bearbeitet von C. L. B. Wolff.

Ich reiste einst — so erzählt Lukios, von Patras nach Thessalien, wo ich einige Geschäfte zu ordnen hatte, mit einem dortigen Eingebornen jenes Landes. Ein ziemlich gutes Pferd trug mich und mein Gepäck, und ein Diener folgte mir. Nachdem ich eine Zeit lang auf der Heerstraße fort geritten war, begegnete ich einigen Leuten, die nach Hypate gingen und mir erzählten, daß sie daselbst zu Hause gehörten. Ich gesellte mich zu ihnen, und wir machten nun gemeinschaftliche Reise während der Nacht, die wir fröhlich vollendeten. Als wir uns der Stadt näherten, fragte ich die Thessalier,

ob ſie einen Mann Namens Hipparchos kennten, der zu Hypate wohnte und erzählte ihnen, daß ich Briefe an ihn abzugeben hätte und bei ihm zu wohnen gedächte. „Wir kennen ihn," erwiederten ſie, indem ſie mir das Stadtviertel nannten, in welchem ſein Haus ſtand; — „er iſt ein ſehr reicher, aber ſehr geiziger Mann, ſeine Frau und ſeine Magd machen ſeinen ganzen Haushalt aus." Unter den Mauern der Stadt gewahrte ich nun gleich darauf einen Garten und ein recht ſauberes Häuschen, und erfuhr, daß dies die Wohnung des Hipparches ſei. Meine Reiſegefährten grüßten mich und ſetzten ihren Weg fort: ich dagegen begab mich nach dem Hauſe meines Gaſtfreundes. Hier klopfte ich, und nachdem ich große Mühe gehabt, mich denen drinnen hörbar zu machen, öffnete mir endlich ein Weib, das ich fragte, ob Hipparchos daheim ſei. — „Ja," — entgegnete ſie — „aber wer biſt Du und was willſt Du von ihm?" — „Ich habe ihm einen Brief zu übergeben von dem Sophiſten Dekrianos aus Patara" — antwortete ich. — „Warte hier" — ſagte ſie. Darauf geht ſie gleich wieder hinein, macht die Thür zu und läßt mich draußen; einen Augenblick nachher kommt ſie aber wieder und bittet mich ein-

zutreten. Ich gehorche, begrüße den Hipparchos und gebe ihm den Brief, mit dem ich beauftragt war. Er wollte gerade zu Abend eſſen und lag auf einem kleinen, ziemlich ſchmalen Ruhebett; ſeine Frau war neben ihm und vor ihnen ein Tiſchchen, auf dem ſich noch keine Speiſen befanden. Kaum hatte er den Brief geleſen, ſo ſagte er: „Dekrianes iſt mein vertrauter Freund und unter den Griechen der, den ich am Meiſten achte; ich bin ihm ſehr dankbar, daß er mir ſo vertrauensvoll ſeine Freunde zuſendet. Das Haus iſt klein, Lukios" — ſetzte er hinzu — „aber Deine Gegenwart macht es anſehnlicher, und wenn Du einige Nachſicht üben willſt, ſo hoffe ich, daß Du hier behaglich wohnen werdeſt." — Darauf rief er ſeine kleine Magd, welche Palaeſtra hieß und ſagte ihr: „Führe den Fremden in ein Zimmer, trage ſein Gepäck dahin, wenn er welches mitgebracht hat, und geleite ihn dann in das Bad, denn er hat heute ſchon einen ziemlichen Weg zurückgelegt."

Palaeſtra führte mich ſogleich in ein niedliches kleines Gemach. „Hier iſt — ſprach ſie — „das Lager, auf dem Du ruhen ſollſt, ich werde ein anderes daneben für Deinen Diener aufſchlagen und ein Kopfkiſſen darauf

legen." — Dann ging ich mich zu baden, und gab Palaestra Geld, ein Maaß Gerste für mein Pferd zu kaufen; mittler Weile trug sie mein Gepäck in das Zimmer. Als ich aus dem Bade kam, begab ich mich wieder in das Gemach, in welchem Hipparchos sich aufhielt, der mir die Hand reichte, und mich bat, neben ihm Platz zu nehmen. Das Mahl war gut, und besonders der Wein alt und angenehm. Nach dem Abendessen tranken und schwatzten wir lange, wie es Sitte ist, wenn man einen Fremden bewirthet. Endlich, nachdem wir den ganzen Abend damit zugebracht, tüchtig zu trinken, gingen wir zu Bett.

Am andern Morgen fragte mich Hipparchos, was ich zu thun gedachte, und ob mein Plan sei, mich in seiner Stadt niederzulassen. „Ich gehe nach Larissa" — antwortete ich — „und glaube nicht, daß ich länger als drei oder fünf Tage hier verweilen kann." — Diese Antwort war eine List von mir, denn ich hatte die Absicht, in Hypate zu bleiben, bis ich eine von jenen in den Zauberkünsten erfahrenen Frauen gefunden hätte, die mir etwas Außerordentliches zeigen könnte, wie z. B. einen in einen Vogel oder in eine Wasserquelle verwandel-

ten Menschen. Ganz erfüllt von dem Wunsche, ein solches Schauspiel zu erblicken, streifte ich eines Tages in der Stadt umher, nicht eben wissend, an wen ich mich wenden solle, als ich eine Frau, die noch jung zu sein schien, auf mich zukommen sah. Nach ihrem Aufzuge zu urtheilen, mußte sie von vornehmem Stande sein; sie trug mit Blumen gestickte Kleider und viel goldenen Schmuck, und es folgten ihr mehrere Sklaven. Als ich ihr nahe war, redete sie mich an, ich antwortete, und so begannen wir eine Unterhaltung. „Ich heiße Abroia" — sagte sie zu mir; — „ich bin eine der besten Freundinnen Deiner Mutter und liebe Dich, als ob Du mein Sohn wärest; warum hast Du Deine Wohnung nicht bei mir genommen?" — „Ich danke Dir tausend Mal" — erwiederte ich — „aber ich kann das Haus des Freundes, der mich bei sich aufgenommen, nicht verlassen, da ich ihm keinen Vorwurf zu machen habe; mein Herz wird jedoch immer da weilen, wo Du bist." — „Und bei wem bist Du abgestiegen?" — fragte sie mich. — „Bei Hipparchos;" — entgegnete ich. — „Wie? bei dem Geizhalz?" — „Gieb ihm nicht den Namen, schöne Mutter" — sagte ich — „er hat mich

ſo freigiebig und prachtvoll empfangen, daß man ihn eher der Verſchwendung anklagen könnte." — Darüber lachte ſie, faßte mich bei der Hand, zog mich auf die Seite und ſagte zu mir: „Nimm Dich wohl in Acht vor der Gattin des Hipparches, das iſt eine furchtbare Zauberin, die ſich gleich an Jedem, der ihr nicht gehorcht, durch böſe Künſte rächt. Sie hat ſchon gar Viele in Thiere verwandelt und Andere umgebracht. Mit einem Fremden iſt das Spiel leicht."

Aus dieſen Reden erfuhr ich, daß ich das, was ich ſchon ſo lange ſuchte, im Hauſe hatte, daher gab ich auf das weitere Geſpräch nicht mehr Acht, verließ Abreia und ging nach Hauſe mit folgendem Selbſtgeſpräch: „Muth Lukios; da iſt die Gelegenheit, das Schauſpiel zu genießen, auf das Du ſo neugierig biſt; wach' auf, ſuche die Mittel, dieſe bewundernswürdige Kunſt zu lernen, die Dir zeigen ſoll, was Du ſo lange ſuchſt. Nimm Dich vor der Frau in Acht, aber ſuche es durch Paläſtra zu erfahren; die wirſt Du leicht beſtechen und von ihr Alles heraus bekommen, was Du wiſſen möchteſt. Denn die Diener kennen die guten wie die böſen Eigenſchaften ihrer Herrn immer ganz genau."

Es gelang mir auch bald durch Geld und Freundlichkeit, die Gunst der Magd zu gewinnen, weshalb ich eines Tages zu ihr sagte: „Liebe Palaestra, laß mich doch Deine Gebieterin bei irgend einem Zauberwerke oder einer Verwandlung sehn; ich sehne mich schon lange nach einem so merkwürdigen Schauspiel. Oder, Du bist gewiß selbst darin erfahren, zeige Du mir etwas von Deinen eigenen Kunststücken." — „Was fällt Dir ein" — versetzte sie — „ich kann ja nicht einmal lesen. — Allerdings gilt meine Herrin für eine große Zauberin, und sobald sie mir Gelegenheit dazu giebt, sollst Du sie bei ihren Verwandlungen belauschen."

Wenige Tage nachher theilte sie mir auch wirklich mit, daß ihre Gebieterin sich in einen Vogel verwandeln würde und führte mich zu einer Spalte, durch welche ich Alles sehen konnte, was Hipparchos Gattin in ihrem Gemache vornahm. Sie entkleidete sich, warf zwei Körner Weihrauch in eine Lampe und murmelte stehend mehrere Worte, die sie an die Lampe richtete; dann öffnete sie ein Kistchen, in welchem mehrere Gefäße sich befanden, und nahm eins heraus. Ich weiß nicht, was in dem Gefäß war; es schien mir Oel zu sein, mit dem sie

ſich den ganzen Körper einrieb. Alsbald wuchſen ihr Flügel, ihre Naſe krümmte ſich und ward zu feſtem Horn, kurz ſie bekam Alles, was einen Vogel beſtimmt, und war eine vollkommene Eule. Als ſie ſich mit Federn bedeckt ſah, fing ſie an eben ſo entſetzlich wie die Eulen zu ſchreien, ſchwang ſich auf, und nahm ihren Flug zum Fenſter hinaus.

Anfangs hielt ich Alles für einen Traum und griff mehrere Mal nach meinen Augenlidern, denn ich traute meinen Augen nicht, und glaubte falſch geſehen zu haben und noch nicht aufgewacht zu ſein. Nur mit großer Mühe überzeugte ich mich, daß ich nicht ſchlief. Nun bat ich Palaeſtra, mir auch Flügel zu geben, mich mit dem wunderbaren Mittel einzureiben und mich fliegen zu machen. Ich wollte erproben, ob, wenn man in einen Vogel verwandelt würde, ſich die Verwandlung auch bis auf die Seele erſtrecke. Augenblicklich öffnete Palaeſtra das Zimmer und nahm eins der kleinen Gefäße heraus, worauf ich mich ſogleich überall mit Oel einrieb. Ach! es war aber nicht ein Vogel, in den ich mich verwandelt ſah: hinten wuchs mir ein langer Schweif, meine Nägel verſchwanden, ich wußte nicht wie, nur vier blieben mir,

und die wurden zu Hufen, so wie meine Hände und Füße, die Füße eines Lastthiers; ich bekam lange Ohren, mein Gesicht verlängerte sich, kurz, indem ich mich umschaute, gewahrte ich, daß ich ein Esel geworden sei. Nun wollte ich der Palaestra Vorwürfe machen, aber ich fand meine Stimme nicht mehr. Ich verlängerte meine Unterlippe und nach oben blickend, wie es ein Esel thut, klagte ich Palaestra an, mich in ein so häßliches Thier, anstatt in einen Vogel verwandelt zu haben.

Palaestra schlug sich das Gesicht mit den Händen, und rief: „Ach, ich Unglückliche, ich habe einen sehr dummen Streich gemacht; mein zu großer Eifer ist Schuld, daß die Aehnlichkeit der Gefäße mich täuschte, ich ergriff ein anderes statt dessen, welches Federn wachsen macht. Uebrigens tröste Dich, das Mittel gegen dieses Unglück ist nicht eben schwer; denn sobald Du Rosen issest, verschwindet der Esel, und die menschliche Gestalt kehrt wieder. Bleibe nur noch diese Nacht in dem Fell. Morgen mit Tagesanbruch pflücke ich Dir gleich Rosen. Du verzehrst sie und wirst geheilt sein."

Ich hatte wirklich ganz und gar die Gestalt eines Esels, indessen was den Geist betrifft, war ich noch

Mensch, derselbe Lukios, die Fähigkeit zu reden abgerechnet. Indem ich mir nun so die Lippen zerbiß und innerlich Palaestra tausend Vorwürfe über ihren Leichtsinn machte, begab ich mich in den Stall, wo sich, wie ich wußte, mein Pferd und ein anderer wirklicher Esel, der dem Hipparchos gehörte, befanden. Als diese mich gewahrten, fürchteten sie, ich wolle ihr Heu mit ihnen theilen und die Ohren einziehend, schickten sie sich an, mit Fußtritten das Interesse ihres Magens zu vertheidigen. Vorsichtig zog ich mich in einen Winkel des Stalles zurück, wo ich herzlich lachte; aber mein Lachen war vollkommen das Schreien eines Esels. Ich dachte über Alles nach und sagte zu mir: „Das war eine recht unzeitige Neugier. Was fange ich an, wenn ein Wolf oder irgend ein anderes Raubthier hier herein kommt. Ich laufe Gefahr, zerrissen zu werden, ohne doch etwas Böses gethan zu haben.“ Dies waren so meine Betrachtungen; ich armer Unglücklicher ahnte nicht das Leid, das mich bedrohte.

Die Nacht war bereits sehr vorgerückt, das tiefste Schweigen herrschte und der Schlaf übte seinen mächtigsten Zauber aus, als plötzlich die Mauer draußen wie-

derhallte, wie wenn man daran arbeitete, ſie einzuſchlagen. Dies geſchah auch wirklich. Schon war ein Loch gemacht, durch welches ein Menſch hindurch konnte. Augenblicklich ſtieg Jemand ein, ein Anderer folgte und dieſem noch Mehrere. Alle hatten Schwerter in den Händen, drangen in die Gemächer, feſſelten Hipparchos, Palaeſtra und meinen Diener, plünderten nach Herzensluſt das ganze Haus, ſchleppten das Geld, das Hausgeräth und die Gefäße fort und ließen Nichts zurück. Dann ſich meiner, des andern Eſels und meines Pferdes bemächtigend, beluden ſie uns, und banden Alles auf uns feſt, was ſie aus dem Hauſe mitgenommen hatten. Obgleich wir beinahe unter der Laſt zuſammenbrachen, trieben ſie uns doch mit Stockſchlägen vor ſich her auf einem ungebahnten Wege einem Gebirge zu, nach dem ſie ſich zu flüchten gedachten. Es wäre mir unmöglich zu ſagen, was die anderen Laſtthiere litten, ich aber, der ich nicht gewohnt war, barfuß zu gehen, ich war wie vernichtet durch die ſpitzen Kieſel, auf die ich trat, und die Laſt, die man mir aufgepackt hatte. Jeden Augenblick ſtrauchelte ich, doch hatte ich nicht die Freiheit, mich niederzulegen, denn alsbald ſchlug mir einer von den Dieben

unaufhörlich mit dem Stock auf die Schenkel. Mehrere Mal wollte ich ausrufen: O Cäsar! aber ich sagte nur; ein lautes O ließ ich wohl hören, Cäsar kam aber nie hintertrein. Das zog mir noch mehr Prügel zu, weil mein Schreien sie verrieth. Endlich, da ich bemerkte, daß ich ganz Anderes vorbrachte als ich eigentlich sagen wollte, beschloß ich, ohne ein Wort zu äußern, weiter zu traben und mir wenigstens so viel Prügel wie möglich zu ersparen.

Der Tag dämmerte schon und wir hatten bereits mehrere Berge überschritten. Man hatte uns den Mund verbunden, damit wir unterweges uns nicht damit aufhielten zu grasen. Ich sah mich also gezwungen, Geduld zu fassen und noch Esel zu bleiben. Als aber die Hälfte des Tages gekommen war, machten wir bei einem kleinen Pachthofe halt, den Freunde unserer Diebe bewohnten, wenigstens schloß ich es aus Allem, wovon ich Zeuge war, denn sie umarmten sich wechselseitig. Sie luden unsere Herrn ein, sich bei ihnen auszuruhn, trugen ihnen Speisen auf, und brachten uns Gerste. Meine Gefährten aßen mit großem Behagen, ich aber starb vor Hunger bei einem-solchen Essen, denn mein Mittagsmahl

hatte nie aus roher Gerste bestanden. Ueberall suchte ich etwas, meinen großen Hunger zu stillen und erblickte am Ende des Hofes einen Garten, wo vortreffliches Gemüse in Menge wuchs, weiterhin entdeckte ich sogar Rosen. Mir es nun zu Nutzen machend, daß meine Herrn mit ihrem Mittagsmahl beschäftigt waren, lief ich nach dem Garten, ohne daß sie es gewahr wurden, sowohl um mich reichlich an diesem rohen Gemüse zu sättigen, als auch um Rosen zu verzehren. Ich war überzeugt, daß ich von dem Augenblick an, wo ich diese Blumen gegessen haben würde, auch meine frühere Gestalt wieder bekame. Demgemäß ging ich nun in den Garten und füllte mir den Magen mit Salat, Rüben und Petersilie, lauter Gemüse, das die Menschen essen, ohne es zu kochen; die Rosen waren aber keine wirklichen, sondern die Blumen eines wilden Lorbeerbaumes, den die Menschen Rosenlorbeer nennen. Für einen Esel oder ein Pferd wäre das ein sehr schlechtes Mahl gewesen; man behauptet sogar, daß sie auf der Stelle sterben, wenn sie es essen.

Mittlerweile gewahrte mich aber der Gärtner, ergriff einen Steck, ging in den Garten, erkannte den Feind und sah sein Gemüse verwüstet. Wie ein unbarmher-

ziger Eigenthümer, der einen Dieb erstarrt, ließ er nun einen Hagel von Hieben auf mich fallen. Ohne Mitleid für meine Seiten und meine Schenkel zerschlug er mir noch das Gesicht und die Ohren. Wüthend darüber versetzte ich ihm einen Hufschlag, der ihn rückwärts auf sein Gemüse warf, und ergriff sogleich die Flucht nach einem benachbarten Berge. Als er sah, daß ich ihm entwichte, schrie er, man solle die Hunde auf mich hetzen. Diese waren in großer Zahl, stark und geschossen, Bären zu bekämpfen. Erwischten sie mich, das sah ich wohl ein, so zerrissen sie mich, ich hielt es also für das Gerathenste, meinen Weg zurückzuwandeln, wie das Sprüchwort sagt, als mir ein Unglück zuzuziehn, und kehrte daher nach dem Packhofe zurück. Diejenigen, die die Hunde losgelassen hatten, um mich zu verfolgen, legten sie wieder an die Kette, hörten aber nicht eher auf, mich durchzuprügeln, als bis ich vor Schmerz von hinten alles Gemüse wieder gegeben, mit dem ich mich gelabt hatte.

Als es Zeit war, sich wieder auf den Weg zu machen, wurde ich mit einem großen Theil des schwersten Gepäckes beladen und dann ging es fort. Ich konnte aber nicht mehr, ich erlag unter der Last und den Hieben,

daher war ich entſchloſſen, mich hinzuwerfen und nicht wieder aufzuſtehn, ſollte ich auch unter dem Stocke ſterben. Ich ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, dieſer Plan werde mir von großem Nutzen ſein, denn ich glaubte, daß ſie, abgeſchreckt durch meine Halsſtarrigkeit, meine Laſt zwiſchen dem Pferde und dem anderen Eſel theilen und mich der Gefräßigkeit der Wölfe überlaſſen würden, aber ein eiferſüchtiger Damen entdeckte bald meine Abſicht und gab ihr einen ganz entgegengeſetzten Ausgang. Der andere Eſel, der ohne Zweifel einen ähnlichen Plan gefaßt hatte, ſtürzte mitten im Wege: zuerſt wollten die Diebe mit Stockſchlägen dieſen Unglücklichen zwingen, aufzuſtehen, aber er war gefühllos gegen ihre Hiebe. Darauf packten ſie ihn, die Einen bei den Ohren, die Anderen bei dem Schwanze, und bemühten ſich, ihn wieder auf die Beine zu bringen. Da ſie ſahen, daß ſie damit nicht zu Stande kämen und er auf dem Wege liegen blieb, von Müdigkeit erſchöpft und unbeweglich wie ein Stein, ſo beſchloſſen ſie unter ſich, weder Zeit noch Mühe dann zu verlieren, bei einem todten Eſel zu bleiben, und theilten die Laſt, mit der er beladen war, zwiſchen dem Pferde und mir. Dann ergriffen ſie den

unglücklichen Genoſſen meiner Sklaverei und meiner Mühen, ſchnitten ihm die Kniekehlen mit einem Schwerdte durch und ſtießen ihn dann, noch zuckend, in einen Abgrund, in welchem er, von Fels zu Fels ſtürzend, den Tod fand.

Indem ich nun durch das Schickſal meines Gefährten ſah, was die Frucht meines Planes würde geweſen ſein, beſchloß ich, geduldig mein gegenwärtiges ſchlimmes Loos zu tragen und muthig weiter zu gehn, in der Hoffnung, bald Roſen zu finden, durch die ich meine frühere Geſtalt wieder erlangte; übrigens hörte ich auch die Räuber ſagen, daß der Weg nicht mehr lang ſein und wir vor Abend ihre Wohnung erreicht haben würden. Demzufolge beſchleunigten wir die Schritte, und kamen auch gegen Abend daſelbſt wirklich an. Ein altes Weib, das vor einem guten Feuer ſaß, erwartete ſie. Sie brachten im Inneren der Wohnung alles Gepäck unter, das wir mitgebracht hatten, und fragten die Alte, warum ſie ſo müßig bleibe, ſtatt das Nachtmahl zu bereiten. „Alles iſt fertig" — erwiederte ſie — „ich habe für Brot, alten Wein und Wildpret geſorgt." — Nun lebten ſie

die Alte wegen ihrer Pünktlichkeit, nahmen aus einem Keſſel laues Waſſer und in der Eile ein Bad damit.

Gleich nachher kamen Jünglinge und brachten Gefäße, größtentheils von Gold und Silber, Kleider und viele Schmuckſachen, ſowohl für Männer wie für Frauen. Sie gehörten zu den Anderen, legten ebenfalls ihr Gepäck drinnen ab und nahmen auch ein Bad, wie es Jene gethan. Bald darauf wurde ihnen ein prächtiges Mahl aufgetragen und die Unterhaltung dieſer Böſewichte wurde nun ſehr lärmend. Mittlerweile verſorgte die Alte mich und das Pferd mit Gerſte; dieſes, das vielleicht fürchtete, ich wollte ſein Abendeſſen mit ihm theilen, fraß ſehr raſch; ich dagegen ſtahl, ſobald die Alte wieder fort war, eins von den Broten, die im Zimmer lagen.

Drei Tage nachher verließen die Räuber das Haus, um auf irgend ein Unternehmen auszugehen, und es blieben nur ein junger Mann und die Alte zurück. Die Sorgfalt, mit der ich bewacht worden, hatte mich zur Verzweiflung gebracht; mit der Alten wäre ich leicht fertig geworden und hätte auch entfliehen können, ohne daß ſie es merkte; aber der Jüngling war ſtark, warf furchtbare Blicke um ſich, hielt immer ein Schwerdt in der

Hand und sorgte dafür, daß die Thür gut verschlossen war. Drei Tage waren noch nicht verflossen, als die Räuber in der Nacht zurückkehrten. Sie brachten weder Gold noch Silber mit, wohl aber eine Jungfrau von großer Schönheit. Sie jammerte, zerriß ihre Kleider und raufte sich das Haar aus. Die Bösewichter ließen sie auf einem Teppich niedersitzen, forderten sie auf, sich zu beruhigen und befahlen der Alten bei ihr zu bleiben und sie zu bewachen. Das junge Mädchen wollte durchaus keine Nahrung zu sich nehmen, sondern weinte unaufhörlich und riß sich die Haare aus, so daß ich, der ich bei der Krippe neben ihr stand, davon gerührt wurde und mit ihr weinte. Die Räuber genossen unterdessen ihr Mahl auf der Hausflur. Am andern Morgen kam einer von ihren Spionen und meldete ihnen an, daß ein Fremder, der sehr viel Geld bei sich führe, auf der benachbarten Heerstraße vorüberziehen müsse. Alsbald erhoben sie sich, griffen zu ihren Waffen, legten mir und dem Pferde einen Packsattel auf und nahmen uns mit sich. Ich armer Unglücklicher, der ich merkte, daß man uns zum Kampfe führe, ging nur langsam und die Schelme, denen daran lag, bald anzukommen, trieben

mich mit Stockſchlägen vorwärts. Als wir endlich den Weg erreicht hatten, den der Fremde ziehen mußte, warfen ſich die Räuber plötzlich auf ſeine Wagen, tödteten ihn ſammt allen ſeinen Dienern, nahmen das Koſtbarſte, das ſie fanden, beluden mich und das Pferd damit, verbargen das übrige Gepäck im Walde und führten uns dann nach ihrer Wohnung zurück. Vom Stock angetrieben, mit dem man mich unaufhörlich prügelte, ſtieß ich mit dem Fuß ſo heftig an einen ſpitzen Stein, daß ich mir eine ſehr ſchmerzliche Wunde beibrachte. Ich hinkte den ganzen übrigen Weg entlang. Da ſagten ſie zu einander: „Warum ſollen wir noch einen ſchlechten Eſel futtern, der nicht einen Schritt thun kann, ohne zu fallen. Wir wollen dieſen Vogel von böſer Vorbedeutung in einen Abgrund werfen.“ — „Ja wohl“ — bemerkte Einer von ihnen, — „wir wollen ihn hinabſtürzen und ihn zum Sühnopfer für die Bande machen.“ Schon ſchickten ſie ſich an, mich aus der Welt zu ſchaffen, aber als ich ihren Entſchluß vernommen, ging ich den ganzen übrigen Weg wie auf einer fremden Wunde, und die Furcht vor dem Tode machte mich gefühllos gegen den Schmerz.

In unſerer Wohnnng angelangt, nahmen die Räuber das Gepäck ab, legten es auf die Erde und ſetzten ſich zu Tiſche. Bei Anbruch der Nacht gingen ſie um die übrige Beute zu holen. „Und unſer armer Eſel" — ſprach Einer von ihnen — „wozu ſollen wir ihn mitnehmen. Er hinkt auf einem Bein, auch reicht das Pferd für einen Theil der Laſt hin und das Andere tragen wir leicht ſelbſt." — So brachen ſie auf und nahmen nur das Pferd mit.

Der Mond erhellte die Nacht und ich ſagte zu mir ſelbſt: „Unglücklicher! wozu hier noch länger verweilen? Die Geier und ihre hungrige Sippſchaft werden bald auf Deine Koſten ihr Nachtmahl halten. Haſt Du nicht die grauſamen Abſichten Deiner Tyrannen vernommen? Willſt Du denn warten, bis ſie Dich in einen Abgrund ſtürzen. Fort! die Nacht iſt vorgerückt, der Mond begünſtigt Dich, die Räuber ſind abweſend, fliehe und rette Dich vor der Bosheit dieſer Mörder." — „Als ich dieſe Betrachtungen anſtellte, bemerkte ich, daß ich nicht angebunden ſei und daß der Riemen, an welchem man mich führte, an der Wand hing. Dies beſtätigte mich, meinen Entſchluß zu vollbringen, ich lief hinaus und

war ſchon fort, als die Alte, welche ſah, daß ich entwiſchen wollte, herbeieilte und mich bei dem Schwanze packte. Ich hätte verdient, tauſend Mal in den Abgrund geſtürzt zu werden, wenn ich mich von dem alten Weibe hätte fangen laſſen; ich ſchleppte ſie alſo mit mir fort. Sie ſchrie und rief die Jungfrau zu Hilfe. Als die ſchöne Gefangene dieſe neue Dirke gewahrte, die am Schweiſe eines Eſels hing, faßte ſie einen wahrhaft heldenmüthigen, des tapferſten Jünglings würdigen Entſchluß. Sie ſprang auf meinen Rücken, ſetzte ſich zurecht und trieb mich zur Eile an. Gleich ſehr angeregt durch meine eigenen Wünſche und den Eifer der Jungfrau, entfloh ich raſch wie ein Pferd. Bald ließen wir die Alte weit hinter uns zurück. Meine ſchöne Reiterin flehte zu allen Göttern, ihre Flucht zu begünſtigen und ſagte zu mir: „O mein lieber Freund! wenn Du mich zu meinem Vater zurückbringſt, ſo gebe ich Dir die Freiheit; Du ſollſt von aller Arbeit frei ſein und alle Tage eine Medimne Gerſte zum Mittagsmahl haben.“ — Ich, der ich vor meinen eigenen Mördern floh und hoffte, daß das junge Mädchen mir Dank wiſſen würde, ihm das Leben gerettet zu haben, lief, ohne mich um meine

Wunde zu kümmern. So kamen wir an eine Stelle, wo der Weg ſich theilte, da begegneten uns unſere Todfeinde, die nach Hauſe kehrten und bei dem Mondſchein ihre unglücklichen Gefangenen erkannten. Sie liefen ſogleich herbei und hielten mich feſt mit den Worten: „Aha, ſchöne Jungfrau, wohin eilſt Du denn zu ſo unpaſſender Stunde. Fürchteſt Du nicht Geſpenſtern zu begegnen. Komm mit uns, wir werden Dich wieder zu Deinen Eltern bringen.“ Sie begleiteten dieſe Späße mit ſardoniſchem Gelächter und zwangen mich umzukehren. Nun erinnerte ich mich meiner Wunde am Fuß und fing an zu hinken, aber ſie verſpotteten mich: „O, Du hinkſt jetzt, wo Du Dich auf der Flucht ertappt ſiehſt; aber wenn es gilt, zu entwiſchen, da haſt Du kein Uebel mehr, und läufſt ſo raſch wie ein Pferd; man möchte ſagen, Du habeſt Flügel.“ Dieſen Reden folgte der Stock und eine tiefe Wunde auf dem Schenkel diente mir zur Lehre.

Als wir wieder daheim waren, ſahen wir, daß die Alte ſich am Felſen mit einem Stricke aufgehängt hatte. Ohne Zweifel war ſie von der Furcht vor ihren Herrn, als ſie die Jungfrau entwiſchen ſah, dazu getrieben wor-

den. Die Böſewichter bewunderten ihre Anhänglichkeit, zerriſſen den Strick und ſtürzten die Alte mit dem Reſt des Strickes um den Hals in einen Abgrund. Dann legten ſie die Jungfrau im Hintergrunde ihrer Wohnung an Ketten, ſetzten ſich darauf zu Tiſche und zechten weidlich. Dabei wandte ſich ihr Geſpräch auf die Gefangene: „Was beginnen wir" — ſagte Einer von ihnen — „mit dem ſchönen Flüchtling?" — „„Was ſonſt"" — entgegnete ein Zweiter — „„als daß wir ſie zu der Alten in den Abgrund ſtürzen, um ſie zu beſtrafen, daß ſie uns beſtohlen und uns verrathen, indem ſie unſer Verſteck offenbarte. Denn wißt, Freunde, wäre ſie heimgekehrt, ſo hätte keiner von uns das Leben behalten. Man würde uns mit bewaffneter Hand überfallen und uns ſämmtlich gefangen haben. Rächen wir uns alſo an dieſer Feindin; indeſſen ſo raſch darf ſie nicht das Leben verlieren; erfinden wir für ſie die längſte und ſchmerzlichſte Todesart; ſie ſterbe nur, nachdem ſie lange die furchtbarſten Qualen erlitten."" — Nun beriethen ſie ſich über eine außerordentliche Todesart. Endlich nahm Einer von ihnen plötzlich das Wort und ſagte: „Ich bin überzeugt, Ihr werdet ſämmtlich meiner Er-

findung Beifall ſchenken. Wir müſſen unſeren Eſel tödten, der aus Faulheit thut, als ob er lahm ſei und der übrigens der Mitſchuldige und Diener ihrer Flucht war. Gleich Morgen wollen wir ihn umbringen, ihm den Bauch aufſchneiden, die Eingeweide herausnehmen und das junge, ſo muthige Mädchen dafür hinein ſtecken. Ihr Kopf ſoll draußen bleiben, damit ſie nicht zu bald erſtickt; ihren übrigen Körper verbergen wir in dem des Thieres, nähen genau das Fell wieder zu und bereiten ſo den Geiern einen Schmaus ganz neuer Art. Betrachtet, Freunde, das Furchtbare dieſer Strafe; erſtlich dem Leichnam eines Eſels einverleibt ſein, verbrannt von der Sonnengluth mitten im Sommer, jeden Augenblick die gräßlichen Qualen des Hungers empfinden, ohne ſich den Tod geben zu können. Ich rede weder von den Qualen, die ſie auszuſtehen hat durch den unerträglichen Geſtank des Eſels, der verfault, noch von den Würmern, die an ihr nagen werden; zweitens werden endlich die Geier, die ſich an dem Eſel zu ätzen kommen, der eins mit ihr iſt, ſie lebendig zerfleiſchen.“ — Die Böſewichter riefen mit lautem Geſchrei dieſer abſcheulichen Erfindung Beifall zu, als ſei es der ſchönſte Gedanke. Was

mich betrifft, wer beſchreibt meinen Schmerz! Ich ſollte bald umgebracht werden, ohne den Troſt zu haben, nach meinem Tode in einem Grabe zu ruhen, verdammt, das unglückliche Mädchen in meinem Inneren aufzunehmen und dem jungen unſchuldigen Geſchöpfe als Grabmal zu dienen.

Am anderen Morgen, als kaum der Tag anbrach, zeigte ſich plötzlich ein Haufen Krieger. Sie waren gegen dieſe Räuber ausgeſandt, welche ſie augenblicklich in Feſſeln ſchlugen und zu dem Statthalter der Provinz führten. Mit den Kriegern war der Bräutigam des jungen Mädchens gekommen, der ihnen den Aufenthaltsort der Räuber angegeben hatte. Er befreite ſeine Geliebte, ſetzte ſie auf meinen Rücken und brachte ſie zu den Ihrigen zurück. Als die Landleute uns von Weitem kommen ſahen, merkten ſie an meinem Schreien, daß wir unverſehrt zurückkehrten, liefen uns entgegen und begleiteten uns nach der Wohnung der Geretteten.

Die Jungfrau nahm ſich meiner wohlwollend an; ſie vergaß den Genoſſen ihrer Gefangenſchaft, der mit ihr geflohen war und mit ihr die Gefahr eines gemeinſchaftlichen Todes getheilt hatte, nicht. Meine neuen

Herren ließen mir zum Mittagseſſen eine Medimne Gerſte und Heu genug für ein Kameel auftragen. Damals verwünſchte ich Palaeſtra, daß ſie mich durch ihre Kunſt in einen Eſel und nicht in einen Hund verwandelt hatte; denn ich ſah dieſe Thiere in das Gemach laufen und ſich bei dem Hochzeitsſchmauſe der jungen Gatten nach Herzensluſt ſatt freſſen.

Einige Tage nachher erzählte meine junge Herrin ihrem Vater, wie ſehr ſie mir verpflichtet, und daß es billig ſei, es mir zu vergelten. Der Vater befahl ſogleich, mich in Freiheit zu ſetzen und mit den Stuten weiden zu laſſen. „Da er frei iſt" — ſagte er — „ſoll er ſein Leben in Luſt und Freuden zubringen." Die Belohnung war anſtändig, ein Eſel ſelbſt hätte nicht beſſer entſcheiden können. Man rief ſogleich einen Stallknecht und übergab mich ihm. Ich freute mich fortan, keine Laſten mehr zu tragen. Wir kamen auf der Wieſe an, er ließ mich los mit den Stuten und führte die Heerde auf die Weide.

Aber ach, ich war zum Unglück geboren. Der Pferdehirte übergab mich ſeinem Weibe Magagole, dieſe ſpannte mich in eine Mühle und ich ſah mich gezwungen,

Weizen und Gerſte zu mahlen. Das war nun zwar ein kleines Unglück für einen dankbaren Eſel zum Beſten ſeiner Gebieter zu arbeiten, aber die eigennützige Frau vermiethete meinen Nacken an die Landbewohner, die ziemlich zahlreich waren; man bezahlte es ihr mit Mehl, aus dem ſie Kuchen buk, welchen ſie aß und mir nur die Kleie gab. Ließ mitunter derjenige, welcher mich auf die Weide führte, unter den Stuten los, ſo biſſen mich die Hengſte oder ſchlugen mit den Hufen nach mir, und trieben mich fort, ſo daß ich ſehr von ihrer Eiferſucht zu leiden hatte. Auch wurde ich mager, und verlor binnen kurzer Zeit meine Schönheit gänzlich. Zu Hauſe machte es mir eben nicht ſonderlich Vergnügen, die Mühle zu drehn, und auf der Wieſe ging es mir noch viel ſchlimmer wegen des beſtändigen Krieges, den meine Mitgäſte mit mir führten. — Oft ward ich auf den Gipfel eines Berges geſchickt, um Holz zu holen. Das war mein ſtärkſtes Leid, denn ich mußte dieſen Berg auf einem ſehr ſteilen Wege erklimmen und barfuß auf den Kieſeln gehn, mit denen er beſäet war. Zum Führer hatte man mir einen boshaften Jungen gegeben, der mich jedes Mal auf eine neue Weiſe peinigte. Wenn

ich auch aus Leibeskräften lief, er ſchlug mich beſtändig mit einem Stocke, der viele ſpitzige Knoten hatte, und traf immer dieſelbe Stelle auf meinem Schenkel, nach dem er ſtets abſichtlich zielte, ſo daß er mir daſelbſt bald eine beträchtliche Wunde machte. Belud er mich, ſo packte er mir eine Laſt auf, die ein Elephant nur mit Mühe getragen hätte, und obgleich die Senkung des Berges ſehr ſteil war, ſo prügelte er mich doch während des Hinabſteigens nicht minder. Sobald er ſah, daß meine Ladung herabzufallen drohte oder zu ſehr nach einer Seite hinneigte, nahm er nicht Holz fort, und legte es gegenüber hin, um die Ladung gleich zu machen, ſondern packte da Steine hin, um es auszugleichen, und zwang mich, dieſe noch obendrein zu ſchleppen. Ueber den Weg floß ein Bach, der immer voll Waſſer war; um nun ſeine Fußbedeckung zu ſchonen, ſetzte ſich mein Führer noch hinter dem Holze auf meine Kruppe und ließ ſich ſo durch das Waſſer tragen. Ließ mich nun die Ermattung unter der Laſt erliegen, ſo wurde meine Qual unerträglich. Statt abzuſteigen, mir die Hand zu reichen, mir zu helfen und die Ladung zu verringern, was er hätte thun ſollen, blieb der boshafte Junge ſitzen

packte mich bei den Ohren und prügelte mich, bis die harten Schläge mich wieder auf die Beine gebracht hatten. Es machte ihm Spaß, mir noch größere Leiden zuzufügen; er riß die stechendsten Disteln aus, band sie zusammen und mir unter dem Schwanze fest, so daß sie mich bei jedem Schritte, den ich that, stachelten und verwundeten. Ich vermochte nicht, mich davon zu befreien; diese Stacheln folgten mir überall, ich mußte sie selbst tragen, und ging ich langsam, um ihr Stechen zu vermeiden, so wurde ich durchgebläut; eilte ich dagegen, um die Schläge zu vermeiden, so stachen mich die Disteln desto heftiger. Kurz, mein Führer that sein Möglichstes, mich umzubringen.

Aufgebracht über seine schlechte Behandlung gab ich ihm eines Tages einen Hufschlag; aber diesen Hufschlag trug er beständig im Gedächtniß. Kurz nachher befahl man ihm Werg von einem Dorfe zum anderen zu bringen; er holte mich, belud mich mit so viel Werg wie möglich und band es mir auf dem Rücken fest, den abscheulichsten Plan gegen mich im Sinne habend. Als es fertging, stahl er eine glimmende Kohle auf dem Heerde, und steckte sie in einiger Entfernung vom Hause

in das Werg. Augenblicklich entzündete ſich daſſelbe, es konnte ja auch nicht anders ſein, und bald trug ich ſtatt des Werges ein ungeheures Kohlbecken auf dem Rücken. Ich wäre lebendig gebraten worden, wenn ich mich nicht in eine Pfütze geſtürzt hätte, die ich unterwegs fand. Auf der naſſeſten Stelle legte ich mich hin und wälzte mich nach allen Richtungen, ſo daß es mir gelang, meine brennende Laſt im Kothe zu erſticken. Dadurch war das Werg ſo durchnäßt worden, daß ich den übrigen Weg ohne Gefahr zurücklegte, denn dem kleinen Schurken gelang es nun nicht wieder, das von feuchtem Koth durchdrungene Werg von Neuem in Brand zu ſetzen; bei unſerer Ankunft aber hatte er die Unverſchämtheit, mich anzuklagen, ich hätte mich freiwillig dem Heerde zu ſehr genähert. Uebrigens entging ich dieſer Gefahr wider alle Hoffnung.

Ein anderes Mal ſann ſich der kleine Böſewicht etwas noch Grauſameres gegen mich aus. Er führte mich nämlich nach dem Berge und belud mich mit Holz, das er dann einem in der Nähe wohnenden Bauer verkaufte; dann brachte er mich ohne Ladung nach unſerem Hauſe zurück und ſagte zu dem Herrn: „Ich ſehe nicht

ein, Herr! wozu wir den Esel füttern; das ist das trägste und plumpeste Thier auf der Welt, und obendrein hat er noch die schlimme Eigenschaft, keine Menschen leiden zu können, die er nicht kennt. Sobald er unterwegs einen Fremden sieht, besonders Weiber und Kinder, so ist er nicht mehr zu halten, läuft auf sie zu, wirft sie um, tritt sie und schlägt nach ihnen. So hat er es eben noch einer armen Frau gemacht, die ihren Tod vor Augen sah, wenn wir ihr nicht zu Hilfe gekommen wären und dabei seine ganze Ladung Holz eingebüßt." — Als der Herr dies vernahm, antwortete er: „Nun, wenn er so träg ist, keine Lasten tragen will und die Menschen mishandelt, so bringe ihn um, gieb seine Eingeweide den Hunden und hebe sein Fleisch auf zur Nahrung für die Arbeiter: fragt man, wie er gestorben ist, so sagst Du, ein Wolf habe ihn zerrissen." Schon wollte der kleine Missethäter ganz erfreut mich todtschlagen; da rettete mir noch ein benachbarter Bauer, der dazu gekommen war, das Leben. „Lasten tragen und in der Mühle gehn, kann er noch immer" — sagte derselbe — „steht ihm aber die Augen aus, so sieht er Nichts mehr und kann auch keinen Schaden mehr thun." — Alle

gaben diesem Vorschlag ihren Beifall, und man nahm sich vor, ihn auszuführen; ich aber beschloß, mich vom Felsen zu stürzen, ehe ich das erduldete.

Um Mitternacht jedoch kam plötzlich Jemand aus dem benachbarten Dorfe nach unserem Pachthofe, und meldete, daß die Neuvermählte, welche die Räuber gefangen hatten, und ihr junger Mann nach dem Mittagsmahl am Ufer des Meeres lustwandelten, und plötzlich von der Fluth, die unerwartet angeschwollen, ergriffen und verschlungen worden seien, so daß sie ihren Tod in derselben gefunden hätten. Als nun die Knechte erfuhren, daß ihre Herren nicht mehr am Leben seien, beschlossen sie das Joch der Sklaverei abzuschütteln. Sie raubten Alles was sie in den Gemächern fanden, und ergriffen die Flucht. Der Pferdehirt bemächtigte sich meiner, und Alles, dessen er habhaft werden konnte, und packte es den Stuten und mir auf. So sehr mich die Last auch drückte, so war ich doch froh, vor der Blindheit bewahrt zu sein. Wir reisten die ganze Nacht hindurch auf einem sehr beschwerlichen Wege und nach Verlauf von ferneren drei Tagen kamen wir zu Beroe, einer bedeutenden und volkreichen Stadt Macedoniens an. Meine

Führer hielten es für gerathen, uns und ſich hier Raſt zu vergönnen. Einige Tage ſpäter ſtellte man uns zum Verkauf, und ein Ausruf verkündete das auf dem Markte mit lärmender Stimme. Man nahte ſich uns, unterſuchte uns, öffnete uns den Mund und ſchloß aus unſeren Zähnen auf unſer Alter. — Meine Gefährtinnen waren bald verkauft; als aber der Ausrufer ſah, daß ich übrig blieb und mich Niemand wollte, befahl er mich nach Hauſe zurückzubringen. „Ihr ſeht" — ſagte er — „daß dieſer allein keinen Herrn gefunden hat." — Aber die grauſame Nemeſis, die ſo oft mit meinem Schickſal geſpielt, trug Sorge, mir einen Menſchen zum Herrn zu geben, wie ich mir ihn am Wenigſten gewünſcht hatte. Es war einer jener unverſchämten Greiſe, die die Göttin Syriens von Dorf zu Dorf führen und die Mutter der Götter zum Betteln zwingen. Ich wurde ihm für den ungeheuern Preis von dreißig Drachmen (ungefähr fünf Thaler) verkauft. Mein neuer Herr führte mich fort, und ich folgte ſeufzend. Als ich in der Wohnung des Philebos (ſo hieß der Käufer) angelangt war, ſchrie er vor der Thüre: „Hier, meine lieben Kinder, iſt ein Sklave, den ich gekauft habe für Euch, ein wohlgewach-

ſener, ſtarker Kerl, ein Kappadocier!“ — Seine Kinder waren Nichts als einige Taugenichtſe, die mit ihm herumzogen. Anfangs glaubten ſie, er habe wirklich einen Sklaven gekauft, und machten großen Lärm darüber; da ſie jedoch ſahen, daß es nur ein Eſel ſei, trieben ſie ihren Spott mit Philebos. „Wo haſt Du den ſchönen Sohn gefunden; er iſt zu gut für einen Sklaven, er iſt Dein würdiger Sprößling!“ So neckten ſie ihn.

Am anderen Morgen ſchickten ſie ſich zu dem an, was ſie ihre Arbeit nannten, und nachdem ſie die Göttin geſchmückt hatten, ſetzten ſie dieſelbe auf meinen Rücken. Wir zogen nun aus der Stadt und im Lande umher. So oft wir ein Dorf erreichten, hielt ich ſtill mit der Göttin; dann blies ein Trupp Flötenſpieler, bis ihnen der Athem ausging, und die Prieſter warfen ihre Mützen auf die Erde, verdrehten die Köpfe, machten ſich mit Schwertern Schnitte in den Armen und in der Zunge, die ſie durch die Zähne zogen, ſo daß im Augenblick Alle mit Blut bedeckt waren. Bei dieſem Schauſpiel fürchtete ich ſehr, daß das Blut eines Eſels nicht auch der Göttin angenehm ſein möchte. Wenn ſie ſich hin-

reichend gerüſtet hatten, begannen ſie einzuſammeln und erhielten von den Zuſchauern Obolen und Drachmen. Der Eine brachte Feigen und Käſe, ein Anderer ein Fäßchen Wein, oder eine Medimne Weizen, ja ſelbſt Gerſte für den Eſel. Alle dieſe Dinge dienten zu ihrer Nahrung und zur Verehrung der Göttin.

Als ſie eines Tages in einem Dorfe Halt gemacht hatten, verführten ſie einen jungen Bauern zum Spiel und betrogen ihn auf eine abſcheuliche Weiſe; andere Bauern kamen dazu und waren ſo aufgebracht darüber, daß ſie den ganzen Trupp mit Gewalt forttrieben. Die Göttin wurde nun von den Schändlichen wieder auf meinen Rücken geſetzt. So kamen wir gegen Abend vor dem Landhauſe eines reichen Mannes an, der daheim war und uns mit großer Ehrfurcht empfing, ja ſogar Opfer anbot. Ich werde nie die Gefahr vergeſſen, die mir hier drohte. Ein Freund des Hausherrn hatte ihm nämlich ein Geſchenk mit dem Lendenſtück von einem wilden Eſel gemacht; dieſes kam dem Koch, der es zurichten ſollte, durch ſeine Nachläſſigkeit weg. Hunde, die ſich hinter ſeinem Rücken in die Küche geſchlichen, hatten es gefreſſen. Aus Furcht vor ſchwerer Strafe

wegen ſeiner Nachläſſigkeit, faßte der Koch den Entſchluß, ſich aufzuhängen. Sein Weib, das mir den Untergang geſchworen, widerrieth es ihm mit den Worten: „Liebſter, gieb Dich nicht ſo der Verzweiflung hin; wenn Du mir folgſt, kannſt Du Alles wieder gut machen. Nimm den Eſel der Prieſter, führe ihn an einen abgelegenen Ort, tödte ihn da, ſchneide das Lendenſtück aus, das Du herbringſt, um es dem Herrn zuzubereiten, und wirf dann das Uebrige vom Eſel in einen Abgrund. Man wird glauben, er ſei davon gelaufen und verſchwunden. Du ſiehſt, wie fett er iſt; glaube mir, er wird noch beſſer ſchmecken als der wilde Eſel.“ Der Koch bewunderte die Klugheit ſeines Weibes und antwortete ihr: „Du haſt Recht; es iſt das einzige Mittel, der Strafe zu entgehen; ich werde ſogleich zu demſelben ſchreiten.“ — Schon näherten ſich die beiden Gottloſen mir, indem ſie noch darüber ſprachen; dadurch entdeckte ich glücklicher Weiſe ihr Geheimniß und beſchloß mich durch irgend eine kraftvolle That vor dem ſichern Tode zu retten. Ich zerriß den Riemen, an dem ich gelenkt wurde, lief nach dem Hauſe und drang in das Gemach, wo die Prieſter mit dem Herrn des Landhauſes zu Abend

speisten. In meiner Heftigkeit warf ich den Tisch und die Lampe um. Dabei bildete ich mir ein, ein wunderbares Mittel gefunden zu haben, mein Leben zu sichern, und war der Meinung, daß der Herr, einen so muthigen Sieg in mir erblickend, auf der Stelle Befehl geben würde, mich einzusperren und sorgfältig zu bewachen; aber gerade dadurch stürzte ich mich in weit größere Gefahr. Man hielt mich nämlich für toll und bewaffnete sich bereits mit Schwerdtern, Spießen und Stöcken, um mich todt zu schlagen. Als ich das gewahr wurde, lief ich in das für meinen Herrn bestimmte Schlafgemach, welches nun rasch hinter mir verschlossen wurde. Am anderen Morgen, bei Tagesanbruch, setzte man mir wieder die Göttin auf den Rücken und ich zog mit meinen Marktschreiern weiter.

Wir kamen bald darauf nach einem ziemlich beträchtlichen und volkreichen Flecken. Durch ihre Kunststücke flößten sie den Einwohnern solche Ehrfurcht ein, daß es ihnen leicht wurde, diese zu überreden, die Göttin nicht in einem gewöhnlichen Hause übernachten zu lassen, sondern sie im Tempel der vornehmsten Gottheit des Landes unterzubringen. Das Volk empfing die fremde

Göttin mit Freuden und geleitete ſie dorthin. Nach ziemlich langem Aufenthalte beſchloſſen meine Herren die nächſte Stadt zu beſuchen. Sie forderten ihre Göttin von den Einwohnern zurück, gingen ſelbſt in den Tempel, nahmen ſie weg, ſetzten ſie mir auf den Rücken und zogen fort. Bei dieſer Gelegenheit ſtahlen ſie eine goldene Schale, die ſie unter der Göttin verbargen. Die Einwohner bemerkten das bald, eilten ihnen nach, holten ſie ein mitten auf der Straße, nannten ſie Gotteslästerer und Tempelräuber und verlangten das Gefäß, das ſie geſtohlen hatten, zurück. Bei genauer Durchſuchung ward es gefunden und die Verbrecher geknebelt, nach dem Flecken zurückgebracht und in den Kerker geworfen. Die Göttin, deren Träger ich war, wurde in einem anderen Tempel aufgeſtellt und das goldene Gefäß der Schutzgottheit des Landes zurückgegeben.

Am folgenden Tage beſchloß man mich mit Allem, was meinen Herren gehörte, zu verkaufen. Ich fiel einem Bäcker in einem benachbarten Dorfe zu. Mein neuer Tyrann belaſtete mich mit zehn Medimnen Weizen, die er gekauft hatte und trieb mich auf einem ſehr holperigen Wege vor ſich her. Als wir in ſeinem Hauſe anlangten,

führte er mich nach der Mühle, wo ich viele Esel und Pferde, traurige Genossen meiner Sklaverei, sah, beschäftigt, mehrere Mühlsteine zu drehen und ganz mit Mehl bestäubt. Anfangs erlaubte man mir, mich auszuruhen, da ich ein neuer Sklave war und eine große Last auf schlechtem Wege getragen hatte. Am anderen Morgen band man mir aber ein Tuch vor die Augen, befestigte mich an der Deichsel des Mühlsteins und trieb mich an. Ich konnte sehr gut mahlen und hatte es mehr als ein Mal gelernt, wollte mich aber doch stellen, als verstände ich es nicht. Meine Hoffnungen wurden indessen getäuscht; ein Haufen Knechte, mit derben Knitteln bewaffnet, stellte sich mir zur Seite und es regnete Prügel auf meinem Rücken, was ich nicht hatte vorhersehen können, da ich des Gebrauchs meiner Augen beraubt war. Bald lief ich, rasch wie ein Wirbelwind in die Runde, und lernte auf meine Kosten, daß ein Sklave, um seine Pflicht zu thun, nicht auf die Hand des Herren warten müsse.

Binnen kurzer Zeit verlor ich mein Fett und meine Kraft, und mein Herr beschloß sich meiner zu entledigen; ich wurde an einen Gärtner verkauft, der einen gemiethe-

ten Garten bebaute. Meine ganze Arbeit beſtand darin, Gemüſe, mit dem er mich jeden Morgen belud, nach dem Markt zu tragen. Wenn es verkauft war, führte er mich nach dem Garten zurück, grub, pflanzte, arbeitete, begoß und ich ſtand dabei, ohne etwas zu thun; trotz dem ſchien mir mein neues Geſchick unerträglich. Der Winter fing an ſich fühlbar zu machen, aber mein Herr war ſo arm, daß er weder für ſich noch für mich eine Bedeckung kaufen konnte, ich mußte barfuß durch den kalten Koth traben, der vom Froſt gehärtet, oft eine ſchneidende Oberfläche darbot. Auch hatten wir Beide zur Nahrung Nichts als zähen und bitteren Salat.

Als wir eines Tages nach dem Garten wollten, kam uns ein Mann im Gewande eines Kriegers entgegen, und fragte meinen Herrn in italiſcher Sprache, wohin er ſeinen Eſel führe. Dieſer, dem wahrſcheinlich die Sprache unbekannt war, antwortete Nichts. Der Andere, der ſich beleidigt glaubte, wurde böſe und verſetzte dem Gärtner einige Peitſchenhiebe. Mein Herr packte ihn, ſchlug ihm ein Bein unter, warf ihn auf die Erde und mißhandelte ihn mit Fauſtſchlägen und Fußtritten. Der Kriegsmann wehrte ſich ſo gut er konnte und drohte ihm,

wenn er aufſäme, das Schwerdt durch den Leib zu rennen. Der Gärtner, von ſeinem Gegner ſelbſt unterrichtet, wie er ſich zu ſichern habe, zog das Schwerdt des Kriegers, ſchleuderte es weit hin und fuhr fort ihn zu prügeln. Der Heftigkeit der Schläge weichend ſtellte ſich nun der Tapfere todt: zitternd zog ſich der Gärtner jetzt zurück, hob das Schwerdt auf, ſchwang ſich auf meinen Rücken und trieb mich nach der Stadt zu. Als wir dort angelangt waren, vertraute er die Sorge für ſeinen Garten einem Freunde an und da er fürchtete, daß die Folgen des Streites ihm Gefahr bringen könnten, verbarg er ſich und mich bei einem anderen Freunde, der in der Stadt wohnte. Am nächſten Morgen berathſchlagten ſie und beſchloſſen meinen Herrn in einer Lade zu verſtecken, mich aber hing man bei den Füßen auf und trug mich vermittelſt einer Leiter auf den Boden. Der Kriegsmann hatte ſich, obwohl mühſam und mit ſchwerem Kopfe wieder aufgerafft, war nach der Stadt gegangen und hatte hier mehrere Gefährten angetroffen, denen er erzählt, was ihm der Gärtner gethan. Dieſe machten gemeinſchaftliche Sache mit ihm, und da ſie in Erfahrung gebracht, daß wir in der Stadt verſteckt ſeien, nahmen

ſie obrigkeitliche Perſonen mit ſich, welche einen ihrer Gerichtsdiener in das Haus ſchickten, wo wir waren, und den Befehl ertheilten, Alle, die ſich dort befanden, hinaus zu treiben. Dies geſchah, aber der Gärtner erſchien nicht, die Soldaten beſtanden darauf, und ſagten, er ſei im Hauſe und ich, ſein Eſel, auch. Man antwortete ihnen, es ſei Nichts darin geblieben, weder Menſch noch Eſel. Dieſe Begebenheit machte großen Lärm in der Straße, die ſehr eng war. Ich wollte wiſſen, woher das Geſchrei käme, das ich hörte, und ſteckte voll Muth und noch mehr voll Neugier den Kopf zum Fenſter hinaus um hinunter zu ſchauen. Als mich der Pöbel erblickte, fing er an zu ſchreien, und die Leute des Hauſes wurden der Lüge überführt. Die Obrigkeit ging nun ſogleich hinein und fand, nachdem ſie überall geſucht hatte, meinen Herrn in der Lade; er ward in das Gefängniß geworfen, um Rechenſchaft für ſeine Verwegenheit abzulegen. Mich ließ man herunter bringen und gab mich den Kriegern. Ein homeriſches Gelächter hatte ſich erhoben, als man mich am Fenſter erſcheinen und meinen Herrn verrathen ſah und durch mich iſt das Sprichwort entſtanden: Jemanden an ſeinem Eſel erkennen.

Ich weiß nicht, was aus dem Gärtner geworden iſt, mich aber beſchloß der Krieger am folgenden Morgen zu verkaufen und ſchlug mich für funfzehn attiſche Drachmen los. Mein neuer Herr, Sklave eines ſehr reichen Mannes aus Theſſalonich, einer der größten Städte Macedoniens, war Koch; er hatte einen Bruder, Sklave gleich ihm, der Brod zu kneten und Honigkuchen zu machen verſtand. Dieſe beiden Brüder wohnten zuſammen, ſchliefen in einem Zimmer und hatten Alles gemeinſchaftlich, ſogar ihr Handwerkszeug; ſie brachten mich in ihrem Schlafgemach ſelbſt unter. Nach dem Abendeſſen ihres Gebieters trugen ſie Beide die Reſte des Mahls herbei; der Eine Fleiſch und Fiſche, der Andere Brod und Kuchen. Dann ſchloſſen ſie mich mit den Vorräthen ein, zu deren Wächter ſie mich, mir zum größten Vergnügen, machten und gingen in das Bad. Ich vergaß bald die mir vorgeſetzte Gerſte und dachte nur daran mir die Fähigkeiten und den Gewinnſt meiner Herren zu Nutzen zu machen: dem zu Folge ſättigte ich mich vollkommen an der für Menſchen beſtimmten Speiſe, die ich ſo lange hatte entbehren müſſen. Als ſie wieder kamen, wurden ſie nicht gewahr, wovon ich mein Nacht-

mahl gehalten; es waren hinreichende Vorräthe da, auch hatte ich mein Essen nur mit grosser Furcht und Bescheidenheit entwandt. Als ich indessen später über ihre Unvorsichtigkeit nachdachte, verschlang ich, ohne mich zu besinnen, die größten und besten Bissen. Bald merkten sie jedoch, daß ihnen Jemand Schaden zufuge und wurden argwöhnisch gegen einander, ja sie beschuldigten sich sogar wechselseitig ohne Scham, das was ihnen gemeinschaftlich zugehörte, entwandt und gestohlen zu haben; endlich zählten sie sogar voll Mistrauen genau die einzelnen Stücke.

Während dieser Zeit führte ich ein wollüstiges Leben. Mein Körper, dem seine ursprüngliche Nahrung wieder gegeben worden, nahm auch bald seine frühere Schönheit wieder an; mein Fell wurde glänzend und mein Haar wuchs. Als meine Herren sahen daß ich so, dick und fett geworden und doch nicht meine Gerste ververzehrte, die immer unangerührt blieb, kamen sie endlich auf den Gedanken, ich könne wohl ihr Dieb sein. Dem zu folge gingen sie fort als wollten sie in das Bad, machten die Thür zu und beobachteten durch eine Spalte was im Gemach vorging. Ich, der ich diese List nicht

ahnte, machte mich an mein Abendeſſen, worüber ſie herzlich lachen mußten. Sie riefen ihre Genoſſen herbei, um Zeugen davon zu ſein, ihr Gelächter verdoppelte ſich und ihr Schreien und Lärmen wurde von ihrem Herrn vernommen, der ſich nach der Urſache erkundigte. Als man ſie ihm geſagt, ſtand er von der Tafel auf, ſchaute ſelbſt durch die Spalte und ſah, wie ich ein Stück wilden Schweinsbraten verſpeiſte. Er mußte ſelbſt aus vollem Halſe lachen und trat raſch in das Gemach. Es war mir ſehr unangenehm von dem Herrn ſelbſt des Diebſtahls und der Gefräßigkeit überführt zu werden, aber er hatte nur ſeinen Spaß daran. Augenblicklich befahl er mich in das Gemach zu führen, wo er zur Nacht ſpeiſte und ließ mir einen Tiſch decken und mit Gerichten beſetzen, die wie er wußte ein Eſel nicht eſſen kann, wie zum Beiſpiel Fleiſch, Auſtern, Saucen, Fiſch, von dem ein Theil marinirt, der andere mit Oel oder Senf angerichtet war. Als ich nun ſah, daß das Schickſal anfange mir zu lächeln und daß dieſer Scherz dazu führen könne, meine wirkliche Geſtalt wieder zu erlangen, ſetzte ich mich zu Tiſch und aß mit großer Luſt, obwohl ich ſchon eine gute Mahlzeit gehalten. Das Ge-

nach hallte vom Gelächter der Zuſchauer wieder. Einer ſagte: der Eſel trinkt am Ende auch Wein, wenn man ihm welchen einſchenkte. Augenblicklich befahl der Herr mir Wein zu reichen, den ich auch ſogleich die Kehle hinunter fließen ließ.

Mit Recht urtheilte nun der Gebieter, ich ſei ein außerordentliches Thier und befahl einem ſeiner Aufſeher, dem Sklaven, der mich gekauft hatte, das Kaufgeld wieder und ſeinem Bruder dieſelbe Summe zu geben. Darauf vertraute er mich einem jungen Freigelaſſenen an, dem er empfahl mir Alles zu lehren, was ich lernen könnte, um ihm zur Ergötzlichkeit zu dienen. Dies fiel meinem Hofmeiſter nicht ſchwer; ich gehorchte, ſobald er mir etwas befahl: Zuerſt mußte ich mich auf ein Ruhebett legen und mich auf den Ellnbogen ſtützen wie ein Menſch; dann mit ihm ringen, tanzen, auf den Hinterfüßen ſtehen, nicken oder den Kopf ſchütteln, wenn man mich etwas fragte, kurz Alles thun, was ich ſchon wußte, ohne daß er es mir gelehrt hätte. Alle Welt ſprach jetzt von meinen Talenten; man unterhielt ſich nur von dem Eſel, der Wein trank, zu ringen verſtand, tanzte, und was das Bewunderungswürdigſte ſchien, paſſend bejahte oder ver-

meinte. Wenn ich mitunter Luſt zu trinken hatte, ſo forderte ich es von dem Schenker durch einen Wink mit den Augen. Man war erſtaunt, und betrachtete mich als ein Wunder; ſie wußten ja nicht, daß ein Menſch in dem Thier ſtecke, und ihre Unwiſſenheit machte mir großen Spaß. Ich mußte noch marſchiren lernen, ſo wie meinen Herrn zu tragen und ſo bequem und leicht wie möglich für den Reiter, zu laufen. Mein Geſchirr war prachtvoll, ich war mit einem Purpurteppich bedeckt und hatte ein damascirtes Gebiß von Gold und Silber, an welchem Glöckchen hingen, die einen ganz harmoniſchen Klang gaben.

Menekles, mein Herr, war, wie ich bereits erzählt habe, aus Theſſalonich nach dieſer Stadt in folgender Abſicht gekommen. Er hatte nämlich ſeinen Mitbürgern ein Gladiatorenſpiel verſprochen. Schon waren die Kämpfer geſchmückt und der Augenblick der Abreiſe nahte. Wir brachen am folgenden Morgen auf; ich trug meinen Herrn, an den Stellen wo der Weg ſchlecht und unbequem war im Wagen zu fahren. Als wir in Theſſalonich angekommen, zeigte man ſich nicht weniger begierig mich zu ſehen wie das Kampfſpiel. Mein Ruf

war mir ſchon lange vorausgeeilt, und man kannte meine Talente im Ringen und Tanzen. Mein Herr zeigte mich bei Tafel ſeinen ausgezeichnetſten Mitbürgern und ließ mich vor ihnen trinken und alle erſtaunlichen Handlungen ausüben, die ihn ſchon ſehr ergötzt hatten.

Der Freigelaſſene, dem ich anvertraut war, gewann viel Geld durch mich. Er hatte mich in einem Gemache untergebracht, deſſen Thür er nur denen, die mich und alles Außerordentliche, das ich that, ſehen wollten, für einen beſtimmten Preis öffnete. Jeder brachte mir etwas zu eſſen mit; man wählte Alles, was dem Magen eines Gotts am Feindlichſten war, und ich verzehrte es. Kurz ich wurde dick und fett und Menekles beſchloß nun mich öffentlich dem Volke zu zeigen. Man legte mich auf ein großes Ruhebett von indiſchem Schildpatt mit goldenen Nägeln beſchlagen und trug mich ſo mitten in die Arena. Geſchrei des Erſtaunens und Händeklatſchen begrüßte mich von allen Seiten. Dann wurde ein Tiſch gebracht, mit Speiſen beſetzt, wie ſie Wollüſtlinge bei ihren Schmauſen zu genießen pflegen. Neben mir ſtanden ſchöne Sklaven als Schenker und goſſen mir Wein in goldene Schalen; hinter mir befand ſich mein Hofmeiſter, der mir befahl

zu speisen; aber ich schämte mich so öffentlich zu erscheinen und hegte obendrein die Furcht, daß nicht plötzlich und unversehens ein Löwe oder ein Bär auf mich losgelassen würde.

In diesem Augenblicke ging ein Mann vorüber, welcher Blumen trug und ich bemerkte, daß sich unter diesen frisch gepflückte Rosen befanden. Auf der Stelle und ohne zu schwanken, sprang ich vom Ruhebett herab. Die Leute glaubten, ich wolle tanzen, aber rasch die Blumen musternd, riß ich die Rosen heraus und verzehrte sie. Zu großem Erstaunen der Zuschauer verschwand nun mit einem Mal die Thiergestalt, und der, der vorher ein Esel gewesen, ward wieder Lukios, nackt und aufrecht stehend, mitten auf der Bühne. Alle Welt war betroffen über diese wunderbare und unerwartete Verwandlung. Das Theater hallte wieder von verwirrtem Lärm und die Zuschauer waren verschiedener Meinung; die eine Hälfte derselben verlangte, man solle mich als einen in Zauberkünsten erfahrenen Mann, der nach Belieben seine Gestalt änderte, verbrennen, die andern dagegen sagten, man müsse mich erst verhören und dann das Urtheil fällen. Ich selbst lief nun zu dem Statthalter

der Provinz, der bei dem Schauspiel zugegen war, rief ihm von unten zu, daß ein thessalisches Weib, Sklavin einer Thessalierin, mich in einen Esel verwandelt, indem sie mich mit einer Zauberfalbe eingerieben habe, und beschwor ihn mich in das Gefängniß führen zu lassen, bis ich erweisen könne, daß ich ihn nicht hintergehe.

Der Statthalter fragte mich nach meinem Namen, meinen Eltern und Freunden, meinem Stande und Vaterlande. „Mein Vater," — erwiderte ich — „heißt Lukius; ich habe einen Bruder, dessen Vorname Gajus ist, wir nennen uns Beide gleich; ich bin der Verfasser mehrerer Erzählungen, mein Bruder ist elegischer Dichter und ein trefflicher Wahrsager; meine Vaterstadt ist Patras in Achaia." — Kaum hatte der Statthalter dies vernommen, so antwortete er: „Du gehörst zu meinen besten Freunden und Gastfreunden, die mich mehrmals in ihrem Hause aufgenommen und mit Geschenken beehrt haben: Du sagst die Wahrheit, wenn Du Dich ihren Verwandten nennst." Alsbald stieg er zu mir herab und umarmte mich, sagte mir viel Gutes und führte mich in seine Wohnung. Nicht lange nachher kam mein Bruder und brachte mir Geld und Alles dessen ich bedurfte. Der

Statthalter erklärte mich frei vor Aller Welt. Dann begaben wir uns an das Ufer, wo wir ein Schiff fanden, auf das wir unser Gepäck bringen ließen. Gleich darauf erhob sich ein günstiger Wind; wir reisten ab und erreichten in wenigen Tagen meine Vaterstadt, wo ich nicht unterließ den befreienden Göttern zu opfern und ihnen Weihgeschenke darzubringen, weil sie mich glücklich in meine Heimath zurückgeführt und mich von der gefährlichen Neugier geheilt hatten, die mich dazu gebracht, ein Esel zu werden.

Albofleda.

Galliſches Märchen.

Mehr als hundert Jahre vor dem Einfall der Franken in Gallien lebte in einer einſamen kleinen Inſel, welche die Seine eine Meile oberhalb der Stadt Troyes macht, eine außerordentliche Frau, Namens Albofleda. Das, was dem erſten Anblick am meiſten auffiel, war ihr Alter und ihre Häßlichkeit. Beides übertraf Alles, was man ſich davon einbilden kann; die eisgrauen Parzen hätten jung und die häßlichſte der Gorgonen reizend neben ihr geſchienen; das mag genug davon ſein, denn ich male nicht gern, was Niemand anſehen mag. Man erzählte Wunderdinge von ihrer Macht und von dem Umfang ihrer geheimen Wiſſenſchaften; das Volk

hielt ſie für eine gewaltige Hexe; wäre ſie ſo ſchön geweſen als ſie abſcheulich war, ſo würde man ſie für eine Fee gehalten haben. Indeſſen ſtand ſie doch im ganzen Lande im Anſehen; die gemeinen Leute fürchteten ſie; die vornehmen hingegen bewarben ſich um ihre Gunſt, in Hoffnung, von ihren Zauberkünſten und von ihrer Gabe, das Künftige vorherzuſehen, bei Gelegenheit guten Gebrauch zu machen. Sie wohnte am Ufer des Fluſſes in einem kleinen Palaſte, der auf einer Gallerie von marmornern Pfeilern ziemlich weit über das Waſſer hinragte; und die dazu gehörigen Gärten nahmen den ganzen Reſt der kleinen Inſel ein. Sie waren mit den ſeltenſten Pflanzen und Gewächſen des ganzen Erdbodens angefüllt, und immer in dem ſchönſten Stande unterhalten, ungeachtet man keine Hände ſah, die ihrer warteten. Wer Alboflede n beſuchen wollte, fand am jenſeitigen Ufer eine vergoldete Gondel, die von ſelbſt ging, und diejenigen, deren Beſuch ihr angenehm war, in wenig Augenblicken hinüber brachte: jedem Anderen wäre es unmöglich geweſen, ſie von der Stelle zu bewegen.

Wer den Zutritt erhielt, wurde ſehr wohl aufge-

nommen: man konnte nicht herrlicher bewirthet werden, wiewohl im ganzen Hauſe weder männliche noch weibliche Bediente zum Vorſchein kamen.

Es begab ſich eines Tages, daß die Gondel ein paar junge Liebende hinüberführte, die von einer heftigen Begierde geplagt wurden, das Schickſal ihrer wechſelſeitigen Leidenſchaft zu erfahren. Alboflede nahm ſie gütig auf, und nachdem ſie ihnen einige Erfriſchungen vorgeſetzt (denn ſie ſchienen von den Beſchwerden eines langen Weges erſchöpft zu ſein), erkundigte ſie ſich nach dem Bewegungsgrunde ihres Beſuches. „Wir kommen," antwortete der Jüngling, „Dich, der nichts Zukünftiges verborgen iſt, um das Glück unſerer Liebe zu befragen. Ich liebe die ſchöne Selma, ſeitdem ich ſie kenne; und daß ſie ſich erbitten ließ, mich hierher zu begleiten, verräth Dir ſchon genug von dem Geheimniß unſerer Herzen, um ſie eines förmlichern Geſtändniſſes zu überheben. Aber mächtige Hinderniſſe ſtehen unſerem Glück entgegen. Wir fürchten durch die Hartherzigkeit der Unſrigen auf ewig getrennt zu werden. Rathe uns, weiſe Frau, was wir thun ſollen!"

„Wieder nach Hauſe gehen und ruhig erwarten, was

das Schickſal und die Liebe über Euch beſchloſſen haben," antwortete Alboflede.

Das Mädchen ſeufzte. „Das iſt unmöglich," rief der Jüngling; „habe Mitleiden mit uns, gütige Fee! Schlage das Blatt im Buche der Schickſale auf, worauf das unſerige geſchrieben iſt, und entdeck' uns, wie wir dem Elend entgehen können, zu einer hoffnungsloſen Liebe verdammt zu ſein! wie wir die Hinderniſſe überwinden können, die uns mit ewiger Trennung bedrohen!"

„Laßt Euch Beſſeres rathen," ſagte Alboflede, „und unterdrücket einen Vorwitz, deſſen Befriedigung Euer Schickſal nicht ändern, aber wohl verſchlimmern könnte. Eine wohlthätige Hand hat den dichten Vorhang gewebt, der die Zukunft vor den Augen der Sterblichen verbirgt: aber unerbittlich beſtraft ſie diejenigen, die ihn aufzuheben und mit unbeſcheidenem Blick in das Verbotene einzudringen wagen. Ich ſelbſt, meine Kinder, bin ohne mein Verſchulden ein unglückliches Beiſpiel dieſer Wahrheit; und damit fremde Erfahrung Euch die Qualen einer zu ſpäten Reue erſpare, will ich Euch, wenn Ihr Luſt zu hören habt, meine Geſchichte erzählen."

Die jungen Leute dankten ihr für die Gefälligkeit,

ſo ſie ihnen dadurch erweiſen wollte. Sie folgten ihr in den Garten, und indem ſie durch ein mit Blumen beſetztes Parterre hingingen, pflanzte ſich auf einmal der ſchönſte Blumenſtrauß vor den Buſen der jungen Selma, ohne daß man ſah, wie es damit zuging. Alboflede lächelte über das angenehme Erſchrecken des Mädchens, that aber nicht, als ob ſie es bemerkt hätte. Bald darauf ließ ſie ihre beiden Gäſte unter einem hoch aufgeſchoſſenen vollblühenden Roſengebüſche Platz nehmen, und begann ihre Erzählung folgendermaßen:

Mein Vater, ein Druide dieſes Landes, dem ich in ſeinem Alter geboren wurde, war der Aſtrologie mit ſolcher Leidenſchaft ergeben, daß er über der Betrachtung des Himmels und der Sterne ſich unvermerkt angewöhnte, alles Irdiſche, als ſeiner Aufmerkſamkeit unwürdig, mit Geringſchätzung anzuſehen. Er bekümmerte ſich wenig um meine Erziehung; aber da er in dem Augenblick meiner Geburt mein Horoſkop geſtellt und gefunden hatte, daß ich alle Weiber meiner Zeit an Schönheit und Leichtigkeit übertreffen würde, ſo ſtiegen ihm über die Verbindung zweier ſo gefährlicher Eigenſchaften von Zeit zu Zeit Gedanken in den Kopf, die ihn, nach dem

Maaße, daß ich heranwuchs, beunruhigten. Der erſte Theil meines Horoſkops — wie unglaublich es Euch, meine Kinder, in dieſem Augenblicke auch immer vorkommen mag — war auf eine ſo vollkommene Art in Erfüllung gegangen, daß mein Vater um ſo weniger zweifelte, auch den andern Theil, mehr als ihm lieb war, realiſirt zu ſehen. Zu meinem Unglück hatte er die Leichtigkeit des Körpers, die mir die Sterne weiſſagten, für Leichtigkeit des Sinnes genommen; und dieſe Vorſtellung ſetzte ſich ſo feſt in ſeinem Kopfe, daß er mich, von meiner frühen Jugend an, als ein Mädchen anſah, das die größte Gefahr liefe, ein Schandfleck ſeines Namens und ihres Geſchlechtes zu werden. Indeſſen ſchien meine Schönheit mit jedem Tage neuen Zuwachs zu erhalten; wer mich ſah, wurde in meine Figur vernarrt; aber Niemand war es mehr als ich ſelbſt. Mein Vater betrachtete dies als die erſte Wirkung meiner unglücklichen Anlage zur Coketterie, die er den Sternen entdeckt hatte; und, in der guten Abſicht, aus dieſer meiner Schwachheit ſelbſt ein Mittel zur Erhaltung meiner Ehre zu ziehen, nahm er mich einſtmals auf die Seite, und entdeckte mir mit großem Ernſt, als ein

Geheimniß von der äußerſten Wichtigkeit für das Glück meines Lebens: „Die Reizungen, auf die ich einen ſo großen Werth legte, hingen lediglich von meiner Unerbittlichkeit ab, und der erſte Sieg, den eine Mannsperſon über mich erhielte, würde mich zur häßlichſten Perſon auf dem ganzen Erdboden machen. Ich beklage Dich, meine Tochter," ſetzte er hinzu; „aber es ſteht nicht in meiner Macht, was in den Sternen von Dir geſchrieben iſt, auszulöſchen. Alles, was ich thun kann, iſt, daß ich Dich von Deinem Schickſale benachrichtige, und Dir rathe, wenn Dir anders daran gelegen iſt, ſo zu bleiben wie Du biſt, den Mannsperſonen aus dem Wege zu gehen. Sie ſo nahe kommen zu laſſen, daß ſie Dich anreden könnten, oder gar ſtehen zu bleiben und ſie anzuhören, würde ſchon zu gefährlich ſein; das Sicherſte iſt davon zu laufen, ehe es ſo weit kommt: ein Mädchen, das die Unvorſichtigkeit hat, auf die Stimme dieſer Lockvögel zu horchen, iſt immer in Gefahr, auf der Leimſtange hängen zu bleiben; und ich habe Dir geſagt, was bei Dir die Folge davon ſein würde."

Mein guter Vater hätte die Hälfte ſeiner Warnungen ſparen können, wenn er einen Begriff davon gehabt

hätte, in welchem Grad ich in mich ſelbſt, oder, was mir damals gleichviel galt, in meine Figur verliebt war. Indeſſen, da ich in die Wahrheit ſeiner Worte nicht den geringſten Zweifel ſetzte, und Alles im buchſtäblichen Sinne nahm, konnte doch alle Gleichgültigkeit, womit ich meine bisherigen Liebhaber anzuſehen gewohnt war, mich nicht verhindern, von der fürchterlichen Gefahr, womit mich mein Vater bedroht hatte, von Zeit zu Zeit in große Beängſtigung geſetzt zu werden. Natürlicher Weiſe mußten es meine armen Anbeter entgelten, deren Anzahl mit jedem Tage zunahm, und dies um ſo mehr, da keiner unter ihnen ſich des kleinſten Vorzugs bei mir rühmen konnte. Vergebens trugen ſie mir in der einzigen Sprache, die ihnen erlaubt war, in Blicken und Seufzern ihr Anliegen vor; vergebens ermüdeten ſie die armen Echo Tag und Nacht mit Wiederholung meines Namens; umſonſt kratzten ſie ihn in alle Bäume der Gegend: der bleſſe Gedanke, dieſe ſchönen Augen, deren mörderiſcher Glanz die Herren in tauſend Oden und Elegien verwünſchten, einem von ihnen zu gefallen verlöſchen zu ſehen, machte, daß ich ſie lieber alle mit Einem Blicke hätte verſteinern mögen. Dieſes Betragen er-

fernte nach und nach alle ehrerbietigen Liebhaber von mir: aber es fanden ſich mitunter auch Verwegene, die ſich nicht abweiſen laſſen wollten, und die mir ſo viele Gelegenheit gaben, meine Schnellfüßigkeit zu zeigen, daß ich es in dieſem Stücke gar bald mit allen Atalanten und Camillen der Dichter hätte aufnehmen können. Dieſe Gelegenheiten kamen endlich gar zu oft; ich wurde es überdrüſſig, immer zu laufen, ohne Luſt dazu zu haben, und mich von den verhaßten Nebenbuhlern meiner eignen Schönheit in der ſüßen Beſchäftigung ſtören zu laſſen, in irgend einem kryſtallnen Bache mich an meinem eignen Anſchauen zu ergötzen. Ich zog mich, um dieſes reinen Vergnügens deſto ruhiger zu genießen, in eine Einöde zurück; aber gerade in dieſer Einöde war es, wo der erzürnte Liebesgott das Mittel fand, eine grauſame Rache an ſeiner unbeſonnenen Verächterin auszuüben.

Von allen den Reizungen, womit die Natur mich zu meinem Unglück ſo verſchwenderiſch beſchenkt hatte, waren meine Haare vielleicht die geringſten; indeſſen hatten ſie die ſchönſte Farbe von der Welt, und waren ſo lang und dicht, daß ich ſie nur aufzulöſen brauchte,

um bis auf die Füße über und über von ihnen bedeckt zu werden. Eines Tages, da ich an dem Rande eines Fluſſes, worin ich mich gebadet hatte, im Begriff war, meine Haare auszukämmen, und ganz allein zu ſein glaubte, kam auf einmal ein ſchneeweißer, von Jägern verfolgter Hirſch angeſprengt, ſtürzte ſich in's Waſſer, ſchwamm an das dieſſeitige Ufer herüber, und legte ſich, äußerſt abgemattet und mit Blicken, die um meinen Schutz zu bitten ſchienen, zu meinen Füßen nieder; während daß ſeine Verfolger am gegenſeitigen Ufer in lärmender Verwirrung eine Stelle ſuchten, wo ſie ohne Gefahr über den Fluß ſetzen könnten. Niemals in meinem Leben hatte ich für irgend eine Creatur ſo viel Anmuthung gefühlt, als für dieſes ſchöne Thier, das auf eine ſo rührende Art mein Mitleiden zu erregen wußte. Ich legte meine Hand auf ſeinen Rücken, und fing an, es ſanft zu ſtreicheln und zu liebkoſen; aber kaum hatte ich es berührt, als es ſich in einen wunderſchönen jungen Menſchen verwandelte, der ſich berechtigt hielt, dieſe Liebkoſungen zu [illegible]ern, und ſeine Liebeserklärung damit anzufangen, womit man ſie gewöhnlich zu endigen pflegt. Ich geſtehe, daß mein Schrecken über ein ſo un-

vermuthetes Wunder im ersten Anblick mit, ich weiß nicht was für einem Gefühl, das mehr Angenehmes als Widriges hatte, vermischt war; aber mein zur andern Natur gewordener Abscheu vor Allem, was einem Manne gleich sah, bekam sogleich wieder die Oberhand. Zudem hatte mich der wundervolle Unbekannte in einem Zustande überfallen, der von dem gewöhnlichen Negligée der Grazien wenig verschieden war. Ich machte mich also eilends auf die Füße, und da die Scham meiner natürlichen Leichtigkeit einen neuen Grad von Geschwindigkeit gab, so schien ich mehr zu fliegen als zu laufen. Aber mein neuer Liebhaber, den das, was mich beschämte, desto verwegener machte, schien nicht nur seine vorige Hirsch-Natur behalten, sondern noch zum Ueberfluß die Flügel der Liebe an seine Ferſen bekommen zu haben: denn ein Vorſprung von fünf bis sechs Schritten war Alles, was ich mit der höchſten Anſtrengung meiner Kräfte über ihn gewinnen konnte. In währendem Lauf wehte der Wind die langen dichten Haare, die mir ſonſt eine zulängliche Bedeckung gegeben hätten, dergeſtalt auseinander, daß ſie zu Verräthern an mir wurden, und den Augen meines Verfolgers einen Vortheil über mich gaben, gegen wel-

chen alle meine Geſchwindigkeit zu kurz kommen mußte. Dieſer Umſtand brachte meine Vernunft in eine ſolche Unordnung, daß ich mich unbeſonnener Weiſe in das erſte beſte Gebüſche warf, aber eben dadurch den Unfall, dem ich entfliehen wollte, beſchleunigte. Um es kurz zu machen, Kinder — ich verfing mich mit meinen langen Haaren in einem Buſche; der ſchöne Unbekannte holte mich ein, und wiewohl ich einen Theil meiner verhaßten Locken aufopferte, mich von ihm loszureißen, ſo blieb es mir dennoch unmöglich meinem Schickſal zu entrinnen.

Ich geſtehe, daß der Uebermuth, womit der Unbekannte ſich ſeines Vortheils über mich bediente, nicht vermögend war, das ſympathetiſche Gefühl gänzlich auszulöſchen, das mich beim erſten Anblick für ihn eingenommen hatte; und mein Unglück würde mir vielleicht weniger unerträglich, als es an ſich ſelbſt war, vorgekommen ſein, wenn der Gedanke, daß es mich meine ganze Schönheit koſte, es nicht zum Grauſamſten, was mir begegnen konnte, gemacht hätte. Die Flucht meines Liebhabers, den vielleicht nur mein entſetzliches Geſchrei und die Furcht entdeckt zu werden, vertrieben hatte, ſchien mir die erſte Bekräftigung zu ſein, daß die Vorherſagung

meines Vaters in Erfüllung an mir gegangen ſei. Mein Schmerz, meine Verzweiflung war unausſprechlich. Ich hatte das Herz nicht mich ſelbſt anzuſehen. Das Tageslicht wurde mir verhaßt; ich floh in die ödeſten Wildniſſe, verbarg mich in die dunkelſten Felſenklüfte, und hörte nicht auf ein Unglück zu beweinen, das gleichwohl blos in meiner Einbildung beſtand. Ein einziger Blick in einen der Bäche oder Brunnen, worin ich mich ſonſt mit ſo innigem Wohlgefallen zu ſpiegeln pflegte, würde mir meinen fatalen Irrthum benommen haben: aber ein Spiegel war mir jetzt in meiner Einbildung das ſchrecklichſte aller ſchrecklichen Dinge, und die Furcht vor meinem eignen Anblick machte, daß ich einem Bach auf tauſend Schritte auswich. Zu meinem Unglück miſchten ſich endlich, aus Bosheit oder Mitleiden, auch die Feen in meine Angelegenheiten. In einer unſeligen Stunde, da meine Verzweiflung eben auf's höchſte geſtiegen war, kam mir eine derſelben in den Weg, und verſprach mir, in der guten Meinung mich zu tröſten, mir jede Gabe zu bewilligen, um die ich ſie bitten würde. O, rief ich, ohne mich einen Augenblick zu beſinnen, wenn Du das willſt, mitleidige Fee, ſo verwandle meine Geſtalt augenblicklich

in das Gegentheil deſſen, was ſie jetzt iſt; mache mich mir ſelbſt ſo unähnlich als möglich, dies iſt die höchſte Wohlthat, die Du mir erweiſen kannſt. Die Fee betrachtete mich einige Augenblicke mit Erſtaunen: aber ſie hatte nun einmal ihr Wort gegeben, und ein Feenwort iſt, wie Ihr wißt, unwiderruflich. Meine Bitte wurde mir gewährt; was zuvor nur eine Einbildung geweſen war, die mir ein wohlgemeinter Betrug meines Vaters in den Kopf geſetzt hatte, wurde nun Wirklichkeit; und aus dem ſchönſten Mädchen in der Welt ward ich auf der Stelle in ein ſo abſcheuliches Geſchöpf verwandelt, daß die Fee ſelbſt meinen Anblick nicht aushalten konnte und ſich eilends davon machte. Allein vor Freude über die vermeinte Wiederherſtellung meiner Schönheit wurde ich den Ausdruck des Abſcheues in ihrem Geſichte nicht gewahr, und bildete mir ein, daß ſie blos nach Feenart wieder verſchwunden ſei, um mir den Dank für die unſchätzbare Gabe, ſo ich von ihr empfangen zu haben glaubte, zu erſparen. Bald darauf begegnete mir eine andere Fee, da ich eben im Begriff war einen Bach zu ſuchen, worin ich mich beſchauen könnte. Auch Sie bot mir eine Gabe an, und ich beſann mich noch weniger als das

erſte Mal. „Gieb mir,“ rief ich in der Freude meines Herzens, „gieb mir die Gabe, mit allen den Reizungen, die ich bis jetzt beſitze, ſo viel Jahre zu leben, als ich Haare auf meinem Kopfe habe!“ — Die kleine Fee ſah mich mit dem Erſtaunen an, womit man eine Perſon, die man für klug hielt, Wahnſinn ſprechen hört; ſie zuckte die Achſeln, und ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, ob ſie mir ein ſo unbegreifliches Begehren bewilligen ſollte: allein, da ſie ihr Wort gegeben hatte, ſo konnte ſie ſich, eben ſo wenig als die erſte, nicht entbinden es zu halten. Die Fee verſchwand, und ich Unglückliche glaubte mich kaum im Beſitz einer Schönheit, deren Dauer ich, nach der ungeheuren Menge von Haaren; die ich wieder bekommen zu haben vermeinte, für unermeßlich hielt: als ich einem Brunnen zulief, um mich, nach einer ſo langen Trennung von mir ſelbſt, wieder mit vollen Zügen an meinem Anſchauen zu erlaben. Aber ſtellt euch die ganze Unausſprechlichkeit meines Entſetzens vor, da ich nichts als das Ideal der Häßlichkeit, eine Carricatur von Allem, was Alter und Ungeſtaltheit widerliches und grauſenhaftes hat, kurz, eben die Figur darin erblickte, die ihr vor Euch ſeht! Unmöglich konnt' ich glauben, daß ich

dieſes Scheuſal ſei; ich ſah mich überall nach dem Gegenſtande des verhaßten Bildes um, das mir das meinige verdecke; aber da ich es alle die Bewegungen machen ſah, die ich ſelbſt machte, fand ich mich endlich gezwungen, der abſcheulichen Wahrheit Platz zu geben, und erkannte nun zu ſpät, in welchem Grade ich ein Spiel mißgünſtiger Sterne, und ein Opfer des frommen Betruges meines Vaters und meiner eigenen Leichtgläubigkeit, Eigenliebe und raſchen Uebereilungen geweſen war. Es würde Unbarmherzigkeit ſein, meine Kinder, wenn ich Euch mit einer Beſchreibung des Zuſtandes, in den mich dieſe Entdeckung ſtürzte, quälen wollte. Tauſendmal trieb mich die Verzweiflung, meinem Leben ein Ende zu machen; aber immer hielt mich ein unſichtbarer Arm mit ſtärkerer Gewalt zurück. Die Zeit, deren abſtumpfende Wirkung auf unſere Sinnen uns zuletzt das Angenehmſte gleichgültig und das Widrigſte erträglich macht, vermochte endlich ſo viel, daß ich mich meinem Schickſal mit einiger Gelaſſenheit unterwarf; aber was am meiſten dazu beitrug, war die Gewißheit, daß mein Elend nicht länger als drei Jahre dauern würde, welches gerade ſo viel Jahre waren, als mir die Feen Haare auf meinem

kahlen Kopfe gelaſſen hatten. Meine angenehmſte Beſchäftigung war jetzt, die Stunden und Augenblicke zu überrechnen, die mich dem letzten Ziele meiner Wünſche näher brachte; und indem ich auf dieſe Art mein verhaßtes Daſein in den dunkelſten Wäldern und einſamſten Wildniſſen hinſchleppte, hatte ich den zwölften Monat meines letzten Jahres erreicht; als ich in einer finſtern Nacht, worin ich lange zwiſchen Felſen und Abgründen herumgeirrt war, bei eben dieſer Inſel anlangte, wo ich ſeitdem meine Wohnung aufgeſchlagen habe. Ich glaubte daſelbſt, durch die Gebüſche, die ihre Ufer bekränzten, ein Feuer zu erblicken, das über alle umliegende Gegenſtände eine ſo große Klarheit verbreitete als ob es heller Tag wäre. Ungeachtet mir nach meiner eigenen Figur nichts verhaßter war als das Licht, ſo bemächtigte ſich doch meiner in dieſem Augenblick eine Neugierde, der ich nicht widerſtehen konnte. Ich wadete durch eine ſeichte Stelle des Fluſſes, die ich bei dieſem Lichtglanze gewahr wurde, und erſtaunte nicht wenig, als ich in dem Gebüſche, wo mir das ſchöne Feuer zu brennen geſchienen, einen kleinen Neger ſchlafend fand, und entdeckte, daß ein Halsband von Karfunkeln, das er um ſeinen ſchwarzen

Hals hatte, die einzige Urſache des hellen und beinahe blendenden Glanzes war, der einen Theil der Inſel ſo herrlich erleuchtete. Ich konnte eine gute Weile nicht Herz genug faſſen, mich ihm zu nähern, denn er kam mir noch häßlicher und abſcheulicher vor als ich ſelbſt. Aber plötzlich wandelte mich eine ſo heftige Begierde an, die Beſitzerin dieſes wundervollen Schmuckes zu ſein, daß ich mich ſtark genug fühlte, es dem dreiköpfigen Cerberus ſelbſt aus dem Rachen zu reißen. Dieſe Begierde war deſto unſinniger, da ich nur noch wenige Tage zu leben hatte, und das Halsband, wie unſchätzbar es auch an ſich ſelbſt ſein mochte, mir zu nichts helfen konnte, als meine Häßlichkeit in ein auffallenderes Licht zu ſetzen: aber ſie war ſtärker als meine Vernunft und meine Eigenliebe zuſammen genommen; und ſo kam ich, mit furchtſamen Schritten, dem kleinen Ungeheuer, von deſſen Anblick ich alle Augenblicke hätte ohnmächtig werden mögen, endlich nahe genug, um zu bemerken, daß das Halsband nur mit einem ſchwachen ſeidenen Faden umgebunden war. Ich bemächtigte mich deſſelben ohne Mühe, und war im Begriff mich mit meiner koſtbaren Beute davon zu machen, als der Neger erwachte, und mich bei

einem Zipfel meines Rocks zurückhielt. „Wohin ſo eilig, ſchöne Alboflede," rief er mir zu, indem er einen Ruſſel aufſperrte, vor deſſen Anblick ich hätte umſinken mögen. Ihm entfliehen zu wollen war keine Möglichkeit, da ich mit meiner Geſtalt auch die Geſchwindigkeit, die mich retten konnte, verloren hatte. Meine Verlegenheit und Verwirrung ſchien den Unhold in gute Laune zu ſetzen. „Wenn Du erſt den ganzen Werth des Kleinods kennteſt, das Du mir entwenden wollteſt," ſprach er lachend, und unbekümmert, daß ihn das Lachen noch zehnmal häßlicher machte als wenn er ſauer ſah; „aber ſei guten Muthes, ſchöne Alboflede! ich bin darum nicht böſe auf Dich, und, wenn Du Dich nur zu einer kleinen Gefälligkeit bequemen kannſt, ſo ſoll es mir auf das Halsbald nicht ankommen, da es mir ohnehin zu nichts nütze iſt als die Lichter des Nachts dabei zu erſparen." — „Und worin ſoll die kleine Gefälligkeit beſtehen?" fragte ich ihn mit weggewandtem Geſicht, indem ich ein paar Schritte zurücktrat, um von ſeinem Athem nicht erreicht zu werden. — „In weiter nichts," erwiederte er mit einem abſcheulichen freundlichen Zähnefletſchen, „als mich zu lieben und die Meinige zu werden." — Alle Knochen an meinem ganzen

Leibe klapperten zuſammen bei dieſem Antrag, und bei der Vorſtellung, die meine Einbildungskraft damit verband, indem ſie mich wider Willen an den ſchneeweißen Hirſch erinnerte. „Nicht um die ganze Welt, und wenn ſie aus lauter Karfunkeln zuſammengeſetzt wäre," ſchrie ich, indem ich ihm ſein Halsband mit Abſcheu vor die Füße warf. „Ich laſſe mir Gerechtigkeit widerfahren," verſetzte der grinſende Wechſelbalg, indem er das Halsband mit großer Gelaſſenheit von der Erde aufhob; „ich bin freilich nicht der Liebenswürdigſte, und ich kann es einer jungen Dame von ſo außerordentlicher Schönheit wie Du biſt nicht verargen, wenn ſie bei einem Antrage wie der meinige, ein wenig zuſammenfährt." — „Dieſer unmenſchliche Spott," rief ich vor Zorn außer mir, beweiſet mir, daß Deine Seele noch abſcheulicher iſt als Deine Außenſeite. — „Er beweiſet nichts, ſchöne Alboflede," ſagte der Neger, indem er mir, meines Sträubens ungeachtet, das funkelnde Kleinod um den dürren, ſchwarzgelben Hals herumſchlang; „ich ſage nichts, als was Dir dieſer Spiegel ſagen wird!" Mit dieſen Worten hielt er mir einen großen Spiegel vor's Geſicht, und — wie ſoll ich Euch mein Erſtaunen, meine Beſtürzung

und mein Entzücken ausdrücken? — ich erblickte mich wieder in meiner ehemaligen Gestalt, im vollen Glanze der Schönheit und Jugend, kurz so vollkommen Alles, was ich gewesen war, daß ich weder dem Spiegel noch meinen Augen zu glauben mir getraute. „Ist's möglich?" rief ich in stammelnder Wonnetrunkenheit, indem ich, aus Furcht, der Spiegel könnte bezaubert sein, wie eine Närrin mitten in den Fluß hineinlief, um mich in seiner unverdächtigen Fluth zu bespiegeln. Der Neger, der sich einbilden mochte, daß ich ihm entlaufen wolle, rannte mir so eilig nach, daß er mich auf einen Sprung einholte; aber, wie er mich so ruhig und über eine dunkle Stelle des Wassers hingebückt, in meinem eignen Anschauen vergeistert stehen sah, begnügte er sich, mir ganz sachte von hinten zu das Halsband wieder abzulösen, und dadurch meiner ganzen Wonne auf einmal ein Ende zu machen. Denn in dem Augenblicke, da das Halsband wieder in seinen Händen war, stand ich wieder so alt und häßlich, wie Ihr mich sehet, da, und suchte mit meinen zusammengerunzelten und ausgelöschten kleinen Schweinsaugen vergebens, wo mein so inniggeliebtes Ich auf einmal hingekommen wäre? Man müßte selbst

in einer ſolchen Lage geweſen ſein, um ſich eine wahre Vorſtellung davon zu machen. Der verwünſchte Neger ging mit ſeinem Halsband in den Klauen ganz kaltblütig wieder zurück, und ich, als ob ich ihm meine geraubte Schönheit wieder abjagen wollte, lief ihm nach, und würde ihm, ſo lange er ſie in ſeinen Händen hatte, trotz meinem Abſcheu vor ſeinem widerlichen Mohrengeſichte, bis an's Ende der Welt nachgelaufen ſein. Er ſchien Mitleiden mit meiner gewaltſamen Lage zu tragen und ſein Ton wurde immer höflicher und zärtlicher, ohne daß ich ſeine Figur darum erträglicher fand. Er führte mich in ſeinen kleinen Palaſt, zeigte mir alle ſeine Seltenheiten und Schätze, und entdeckte mir im Vertrauen, daß er der Sohn einer Fee, und vermöge der Kenntniſſe, womit er von ſeiner Mutter begabt worden, ſehr außerordentliche Dinge zu thun im Stande ſei. Aber mit allem dem ſtehe es nicht in ſeiner Macht, mir das Halsband anders als auf die gemeldete Bedingung wieder zu geben. „Verlangen, daß Du mich ſo wie ich bin wirklich lieben ſollteſt (ſetzte er hinzu), hieße vielleicht etwas Unmögliches von Dir fordern; aber ſo unbillig bin ich nicht: ich will zufrieden ſein, wenn Du, ſobald Du mit

dem Halsbande Deine Schönheit wieder von mir erhalten, Dich nur eben ſo gegen mich beträgſt, als ob Du mich liebteſt; und damit Dir Deine Gefälligkeit weniger koſte, ſo wiſſe, daß ſie das einzige Mittel iſt, den ſchneeweißen Hirſch, der Dir vielleicht nicht gleichgültig iſt, wieder zu ſehen." — Ich würde bei dieſen Worten roth geworden ſein, wenn eine ſo pergamentartige Haut wie die meinige hätte erröthen können; es war mir unbegreiflich, woher der kleine Neger ſo viel von meiner Geſchichte wiſſen könne, und meine Verlegenheit nahm mit der Begierde nach dem Halsbande ſichtbarlich zu. Was ſoll ich Euch ſagen? — Im Grunde — konnte kein Preis für das Gut, deſſen Erwerbung in meine Willkühr geſtellt war, zu groß ſein; — wenigſtens dachte ich damals ſo, und jeder Andere würde vielleicht an meinem Platze eben ſo gedacht haben. Genug, ich erhielt das Halsband mit aller meiner Schönheit wieder, und der abſcheuliche kleine Mohr verwandelte ſich, ſobald ich ihm meine Dankbarkeit zu beweiſen anfing, zu meinem großen Erſtaunen, in den wunderſchönen Jüngling, der in Geſtalt eines ſchneeweißen Hirſches mein Herz gewonnen hatte, und deſſen Ungezogenheit die Quelle aller meiner Aben-

teuer gewesen war. Ich erfuhr nun von ihm selbst, daß eine Intrigue mit einer eben so mächtigen als eifersüchtigen Fee an seiner Verwandlung Ursache gewesen. Er konnte seine eigenthümliche Gestalt unter keiner andern Bedingung wieder erhalten, als wenn er in seiner häßlichen Negermaske die schönste Person in der Welt dahin bringen könnte, die Seinige zu werden; und von wem konnte er dies jemals zu erhalten hoffen, als von einer Person, über die er sich den Vortheil zu verschaffen gewußt hatte, daß es von ihm abhing, ob sie die Schönste oder die Häßlichste ihres Geschlechtes sein sollte?

Alquif (so nannte sich mein neuer Gemahl) war ein großer Zauberer; aber das Halsband, wiewohl es für ein Meisterstück der magischen Kunst gelten konnte, vermochte doch nicht das Werk der Feen gänzlich zu vernichten. Die Kraft dieses mächtigen Talismans erstreckte sich blos auf die Stunden der Nacht; sobald der Tag anbrach, verschwand meine Schönheit zugleich mit dem wundervollen Glanz des Halsbandes, und ich erhielt alle die Häßlichkeit wieder, womit mich die erste Fee begabt hatte. Alquif hatte, sobald er mich wieder in diesem Zustande sah, nichts Angelegneres, als

das einzige graue Haar, das ich noch auf meinem Kopfe hatte, durch die ſtärkſten Zaubermittel ſo feſt und dauerhaft zu machen, daß es die ganze Anzahl von Jahren aushalten könnte, für welche mir die außerordentliche Fülle meiner Haare im Stande meiner Schönheit Gewähr leiſtete; und da der Tag die Zeit war, wo meine Geſellſchaft einem jungen Manne, der das Vergnügen liebte, eben nicht die angenehmſte ſein konnte: ſo wandte er ihn in den erſten Wochen unſerer Verbindung dazu an, mich in die Myſterien der Kunſt, worin er einer der größten Meiſter war, einzuführen. Aber kaum ſah er mich, durch den ſchnellen Fortgang, den ich darin machte, in den Stand geſetzt, ſeines Beiſtandes entbehren zu können: ſo überließ er ſich ſeinem natürlichen Unbeſtand, und entfernte ſich von dieſer Inſel, ohne daß wir uns ſeitdem wieder geſehen haben. Ich habe Euch dieſe Geſchichte erzählt, meine Kinder, fuhr Alboflede fort, um Euch zu überzeugen, daß das Vorherwiſſen unſerer Schickſale uns nicht nur ganz unnütz dazu iſt, ihnen auszuweichen, ſondern daß es ſogar das Mittel wird, uns unangenehme Schickſale zu machen, in welche wir, ohne jenen Vorwitz, und eine unzeitige Geſchäftigkeit und

Einmiſchung in das Werk der höhern Mächte, die unſer Verhängniß leiten, nie gerathen wären. Hätte der Druide, mein Vater, ſich nicht einfallen laſſen, mir die Nativität zu ſtellen, ſo wäre ich aller der unſäglichen Leiden und Kränkungen überhoben geblieben, die er mir blos durch das Mittel zuzog, wodurch er mein vermeintliches Unglück verhüten wollte. Laſſet Euch alſo durch Albofledens Erfahrung warnen; hütet Euch, Euerm Schickſal eigenmächtig vorgreifen zu wollen; laſſet die Götter walten, und erwartet in Geduld, was ſie über Eure Liebe und Euer Glück beſchloſſen haben!

Während daß die alte Zaubrerin ihre jungen Gäſte ſolchergeſtalt unterhielt, und ihre wunderreiche Erzählung (die dieſe für ein ausgemachtes Märchen hielten) mit ſo weiſen Lehren bekrönte, war unbemerkt die Nacht eingebrochen; und Albofleda hatte kaum den dreifachen Kragen, womit ſie bei Tage ihren Hals zu verhüllen pflegte, abgelegt, als das funkelnde Halsband auf hundert Schritte im Durchmeſſer einen neuen Tag verbreitete, und die Alte vor den erſtaunten Augen der beiden Liebenden in einem Glanz von Schönheit und Jugend daſtand, der ſie beinahe zu Boden warf. Ihr ſehet, ſagte ſie zu

ihnen, daß ich Euch kein Märchen erzählt habe, wie Ihr Euch vermuthlich einbilden mochtet. Die jungen Leute errötheten; und, da ſie nicht Philoſophen genug waren, um das Wunderbare, was ſie mit Augen ſahen, für ein Märchen ihrer eigenen Einbildungskraft zu halten: ſo ließen ſie es dabei bewenden, und begnügten ſich, Alboflede, oder vielmehr die Göttin der Schönheit, die ſo unverhofft ihren Platz eingenommen hatte, mit großen Augen anzuſtarren. Auf einmal trat ein Adonis von ſechszehn Jahren, dem Anſehen nach, ſo ſchön wie der ſchönſte Engel, den Guido Reni jemals gemalt hat, zwiſchen ſie hin, und bediente die kleine Geſellſchaft aus goldenen Schalen mit den köſtlichſten Erfriſchungen. Alboflede ſagte ihnen, daß es ein Sylphe, und dieſer Sylphe das einzige Weſen ſei, mit welchem ſie das Vergnügen der Einſamkeit in ihrer kleinen Inſel theile. Die junge Selma geſtand ſich ſelbſt, daß ſie, nach dem ſchönen Arbogaſt, ihrem Liebhaber, nie etwas geſehen habe, das mit dieſem Sylphen zu vergleichen ſei. Aber das Wahre von der Sache war, daß ſie ihren ſchönen Arbogaſt mit Augen der Liebe, das iſt, mit blinden oder wenigſtens verblendeten Augen anſah; denn in der

That mußte man so eingenommen sein, als sie es war, um eine Vergleichung zwischen beiden nicht lächerlich zu finden.

Kaum hatte sich der wirkliche oder vorgebliche Sylphe (denn wir getrauen uns nicht zu entscheiden, ob er das eine oder andere war) wieder entfernt, so erneuerten die beiden Liebenden ihre erste Bitte mit so vieler Zudringlichkeit, daß Alboflede alle Mühe, die sie sich gegeben hatte, verloren sah. „Ihr seid also," sagte sie lächelnd, „wie alle jungen Leute; die Lehren und Warnungen der Weisheit glitschen, wie Töne ohne Sinn und Bedeutung, von Euern Ohren ab. Ihr wollt Alles selbst erfahren und auf Eure eignen Unkosten klüger werden. Nun wohlan denn! Tretet in diesen Kreis," fuhr sie fort, indem sie mit einem elfenbeinernen Stab einen Kreis um sie her zog; „ich will das Buch des Schicksals für Euch aufschlagen, und Ihr sollt den Ausgang Eurer Liebe vernehmen." Sogleich trat der schöne Sylphe wieder auf, indem er seiner Gebieterin in der einen Hand ein goldnes Rauchfaß, und in der andern ein großes Buch, das mit goldnen Buckeln beschlagen und reich mit Edelsteinen besetzt war, darreichte. Sie nahm das Buch aus seiner Hand,

und als ſie aus einer diamantnen Büchſe einige Körner in das Rauchfaß geworfen hatte, ſtieg ein lieblicher ſanftbetäubender Dampf daraus in die Höhe und erfüllte in einem Augenblick die ganze Gegend. „Höret nun Euer Schickſal," ſagte ſie zu den Liebenden, die, in eine Wolke von Wohlgeruch eingehüllt, zitternd vor ihr ſtanden. Sie ſchlug das Buch auf und las mit lauter Stimme: „Ihr werdet getrennt werden!"

Die armen Seelen, denen bei allen dieſen Ceremonien vorhin ſchon wenig Gutes ahnete, mußten ſich aneinander anhalten, um vor Schmerz über dieſe ſchreckliche Weiſſagung nicht umzuſinken. — „Doch nicht auf lange? nicht auf ewig?" fragte Selma mit erſtickter Stimme. „Was können wir thun, um wieder vereinigt zu werden?" fragte Arbogaſt. „Indem Ihr einander auf entgegengeſetzten Wegen ſuchet, werdet Ihr Euch unverhofft wieder finden," las Alboflede von einem andern Blatte herab. Sie ſchloß hierauf das Buch wieder zu und gab es dem Sylphen zurück, der damit verſchwand.

Die Liebenden fielen der ſchönen Zauberin zu Füßen

und dankten ihr für die Gewährung ihrer Bitte. „Wir unterwerfen uns unſerm Schickſale," ſagten ſie; „wie groß auch die uns zu erwartenden Leiden ſein mögen, welche Wolluſt iſt in dem Gedanken, für das, was man liebt, zu leiden!" — „Das werdet Ihr erfahren," ſagte Albofleda. — „Aber wir werden uns wieder finden," riefen die Liebenden; „welche Wonne! wir werden uns wieder finden und glücklich ſein!" — „Das wollen wir hoffen," ſagte Albofleda. — „Wir müſſen uns trennen, ſo will es unſer unerbittliches Schickſal," riefen die Liebenden, einander in die Arme ſinkend; „jeder Augenblick, den wir länger ſäumen, verzögert die ſelige Stunde des Wiederſehens." — „Romanhafte Seelen!" ſagte Albofleda mit einem gütig bedauernden Blicke; „ſo tretet denn Eure Wanderung an, Du oſtwärts dahinaus, Du weſtwärts dort hinaus: und verlaſſet Euch darauf, daß Albofleda mit Euch ſein wird!" Sie erlaubte ihnen hierauf, einander noch einmal und abermal zu umarmen; mit einem Strome von Thränen riſſen ſie ſich endlich von einander los, und, nachdem ſie ſich von Albofleden beurlaubt hatten, traten ſie mit wankenden Schritten ihren Leidensweg an, oſtwärts Er, weſtwärts

Sie, nicht ohne ſich, ſo lange ſie konnten, umzuſehen und einander von ferne Küſſe zuzuwerfen.

Aber kaum waren ſie, jedes auf ſeinem eigenen Schlangenwege, ein paar hundert Schritte im Walde, der Albofledens Gärten auf der mitternächtlichen Seite umfaßte, fortgegangen, als jedes, von einer angenehmen Betäubung überwältigt, auf eine Moosbank hinfiel, um durch Veranſtaltung der wohlthätigen Zaubrerin in einem magiſchen Traume alle die Abenteuer zu durchlaufen, die eine Folge ihrer thörichten Entſchließung geweſen ſein würden, wenn Albofleda nicht Mittel gefunden hätte, ſie zu vereiteln. Arbogaſt und Selma träumten beide einerlei Traum: er fing mit dem Augenblick ihres Abſchiedes von Albofleden an, und führte ſie durch eine lange Reihe von verworrenen und größtentheils unangenehmen Begebenheiten, nach einer zehnjährigen Trennung (wie es ihnen däuchte) Beide in eine große Stadt, wo Selma die unverhoffte Freude hatte, ihren geliebten Arbogaſt — in den Armen einer Andern wieder zu finden.

Die Zaubrerin hatte es ſo veranſtaltet, daß die

beiden Liebenden, wiewohl ſie ſich von einander zu entfernen glaubten, in den Schlangengängen ihres Luſtwaldes wieder ſo nahe zuſammen kamen, daß ſie in dem Augenblicke, da ſie von der Betäubung des magiſchen Schlummers überwältigt wurden, nur durch eine leichte Wand von Myrten und Roſen getrennt waren; auf ihren Wink mußte der Sylphe den ſchlafenden Arbogaſt auf die nämliche Moosbank tragen, wo Selma eingeſchlummert war. Der zehnjährige Traum, in welchem ſie eine unendliche Menge romanhafte Abenteuer beſtanden zu haben glaubten: währte in der That nicht länger als eine einzige Stunde. Alboflede, welche während dieſer Zeit der träumenden Selma immer gegenüber geſeſſen, war die erſte Perſon, die ihr in die Augen fiel, als ſie, vor Schrecken und Unwillen, ihren Liebhaber nach ſo langer Trennung in fremden Armen zu finden, erwachte, und ohne zu merken, daß ſie das Alles geträumt hatte, in die bitterſten Klagen und Vorwürfe über ihren Treuloſen ausbrach. In eben dieſem Augenblicke erwachte auch Arbogaſt; nicht ohne große Verwirrung, Selma und die Zauberin zu Zeugen des Verbrechens zu haben, deſſen er ſich ſchuldig glaubte,

aber feſt entſchloſſen, ſich dadurch nicht aus dem Vortheil werfen zu laſſen, den er über ſeine Geliebte zu haben verſichert war. „Rächе mich an dieſen Ungetreuen, große Fee," rief die ergrimmte Selma, indem ſie ſich Albofleden zu Füßen warf. — „Welche Unverſchämtheit!" rief Arbogaſt, von Selma's Hitze ebenfalls in Feuer geſetzt. „Du unterſtehſt Dich, mir meine Untreue vorzuwerfen, Du?" — „Habe ich Dich," ſchrie Selma, „nicht in den verhaßten Armen einer" — „Und war ich nicht, ohne daß Du etwas von mir wiſſen wollteſt, Galeerenſklave auf der nämlichen Brigantine, wo ich mit dieſen, meinen Augen ſah, wie Du Dich, ohne Widerſtand, von dem Hauptmann der Seeräuber in ſeine Cajüte führen ließeſt?" ſchrie Arbogaſt. — „Wie, meine Kinder?" rief Albofleda mit lächelnder Verwunderung, „in dem Augenblicke, da ich Euch nach einer ſo langen und ſchmerzlichen Trennung wieder zuſammenbringe, in dem ſeligen Augenblicke des Wiederſehens, da meine einzige Furcht war, daß ihr vor Liebe und Entzücken einander in den Armen ſterben würdet, ſind die bitterſten Vorwürfe Euer Willkomm?" — „O wenn Du erſt Alles wüßteſt, große Fee," — riefen

Beide wie aus Einem Munde. — „Ich weiß mehr als Ihr Euch einbildet," antwortete Alboflede: „und Ihr könnt Euch nur bei mir bedanken, daß Euch das Alles nur geträumt hat. Es würde Euch wirklich und im ganzen Ernste begegnet sein, wenn ich nicht klüger gewesen wäre als Ihr, und Euch die romanhafte Reise, die Ihr zu unternehmen im Begriff waret, nicht innerhalb eines Bezirks von zweihundert Schritten und binnen einer einzigen Stunde hätte vollenden lassen. Noch einmal, meine Kinder, Ihr habt nur geträumt und seid nicht aus diesem Garten gekommen; gebt einander die Hände, und verzeihet einander, was Ihr nicht gethan habt, aber gethan haben würdet, wenn ich, weniger gütig, Euch den Folgen Eures Vorwitzes und Eurer Uebertreibung preisgegeben hätte. Kehret nun ungesäumt wieder zu den Eurigen! Euer Traum wird in Kurzem nur schwache Spuren in Eurer Seele zurücklassen. Aber hütet Euch, so lange Ihr lebet, vor der thörichten Ungeduld, die Früchte Eures Schicksals pflücken zu wollen, bevor sie reif sind; liebet Euch, seid standhaft und getreu, leidet geduldig, was Ihr nicht ändern könnt, ohne Euch größern Uebeln auszusetzen, und hoffet immer

das Beſte von den unſichtbaren Mächten, in deren Schooße die Zukunft liegt.“

Mit dieſen Worten ließ Albofleda die beiden Liebenden von ſich. Sie dankten ihr für ihre Güte und verſprachen Gehorſam. Bald nach ihrer Zurückkunft wurden ſie wirklich getrennt; aber ſie erinnerten ſich der Worte Albofledens und ihres Traumes, und erwarteten, ſo geduldig als ihnen möglich war, was die Götter über ſie beſchloſſen hätten. In Kurzem verſchwanden die Hinderniſſe, die ſie für unüberſteiglich gehalten hatten: ſie wurden wieder vereinigt, liebten einander und waren glücklich.

Der Kikimora.

Ruſſiſches Märchen *).

— „Ja, ſehen Sie mal, lieber Herr, es war vor langer Zeit, ich lief noch barfuß herum und ſpielte Bàbki, und, die Wahrheit zu ſagen, ich ſpielte meiſterhaft, wie viel Stück auch daſtehen mochten, ich ſchlug Alles mit der Hand nieder . . . .“ —

— „Du kommſt immer von Deiner Geſchichte ab, lieber Fadèi! Halte Dich an Eines, und miſche nichts hinein, was nicht dazu gehört, oder, um es Dir deutlicher zu ſagen: Bleibe auf der Landſtraße, ohne rechts noch links abzulenken und auf's Ackerfeld zu gerathen.“ —

*) Deutſch von G. von Jannisch.

„Sie haben Recht, lieber Herr! . . — Nu, nu, frisch zu, ihr Pferdchen, der Herr wird ein Trinkgeld geben. — Ja, wovon sprechen wir denn, lieber Herr?"

— „Du versprichst mir schon seit einer guten halben Stunde, eine Geschichte vom Rikimora zu erzählen, und wir sind noch bis jetzt nicht dazu gekommen."

„'s ist wahr, lieber Herr, ich sehe selbst, daß es meine Schuld ist. So hören Sie denn." —

„Wie ich Ihren Gnaden auf meine einfältige Art sagte, zu jener Zeit war ich noch kein großer Junge, etwa zwölf Jahre alt. Damals lebte in unserem Dorfe ein alter Bauer, Pankrat Pantilöef, mit seinem Weibe Marthe. Sie lebten wie in Abraham's Schooße, hatten alles in Hülle und Fülle, Pferde, Kühe und Schafe, und Hausgeräth und Habseligkeiten, nicht zu überzählen. — Ihr Gehöft war gar stattlich, zwei Wohnhäuser mit auf die Straße gehenden Stuben, und so viele Vorrathzimmer und Speicher, daß das halbe Dorf daran genug gehabt hätte. Es ist auch wahr, es war eine große Familie, Vater und Mutter, und zwei Söhne, und drei verheirathete Enkel, und noch zwei andere, schon erwachsene, und eine kleine Enkelin, das Herzblatt

der Großmutter, die sie verzärtelte und verhätschelte und wie ihren Augapfel in Acht nahm. — Alles ging ihnen von Statten, und alle Bauern im Dorfe hätten darauf die Hand in's Feuer gelegt, daß weder an den Aeltern noch an den Kindern irgend etwas Unrechtes zu finden sei. Alle waren gutherzig und gottesfürchtig, gingen zur Kirche und jährlich zweimal zur Beichte, arbeiteten aus Leibeskräften, gaben den Armen Almosen und halfen den Nachbarn in der Noth. Selber wunderten sie sich ihres Glückes und dankten dem Herrgott für seine göttliche Gnade.

„Sie müssen wissen, lieber Herr, daß diese Leute auch vorher schon wohlhabend waren, aber sie hatten doch niemals so ein Glück gehabt wie zu jener Zeit, und das hatte angefangen seit der Geburt der Enkelin, dem Liebling der Großmutter. Dieses Kind, das kleine Bärbchen, schlief immer mit der alten Marthe in einem apparten Kämmerchen. Als nun Bärbchen sieben Jahre alt wurde, da bemerkte die Großmutter etwas gar Wunderbarliches. Abends legte sie gewöhnlich das Kind in's Bett, wie die Kleine spielend einschlief, mit wirrem Haar und bestäubtem Gesicht. Morgens sah die Alte hin,

Bärbchen's Geſicht war rein, weiß und roth wie Milch und Blut, ihr Haar gekämmt und geglättet, daß es gar glänzte als ob man's mit warmem Kwas genäßt hätte; das Hemdchen ſchneeweiß gewaſchen, und das Bettchen und die Kiſſen aufgeklopft wie Schwanenpflaum. — Es verwunderten ſich die alten Leute darüber und meinten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. — Auch hörte Marthe mehr als einmal bei Nacht, wie ſich eine Spindel drehte und wie ein Faden im Finſtern ſchnurrte, und wenn ſie am Morgen aufſtand, ſo war an ihrem Rocken doppelt ſo viel geſponnen als am vorigen Abend. — Da fingen ſie an, Acht zu geben. Manchmal zündeten ſie Abends Licht an und beredeten ſich Alle, die ganze Nacht bei Bärbchens Bette durchzuwachen. — Aber fehlgeſchoſſen! — Kurz vor dem erſten Hahnenruf überwältigte ſie Alle der Schlaf, und Jeder nickte ein, wo er eben ſaß, und am Morgen war es ein wahrer Spaß, ſie anzuſehen: der Eine ſchnarchte, die Naſe zwiſchen die Kniee eingeklemmt: der Andere hatte ſich hinter den Ohren kratzen wollen, und war eben dann eingeſchlafen, und ſein Finger ging in der Luft hin und her, wie der Pendel der großen Herrenuhr; der Dritte hatte gähnend

den Mund weit aufgesperrt, als der Schlaf über ihn kam, und war auch so mit offenem Munde geblieben; ein Vierter, sich schaukelnd, war unter die Bank gefallen und schnarchte dort bis zum Morgen. Und während sie Alle so schliefen, ging das Aufputzen des kleinen Bärbchens seinen Gang, und frühmorgens war sie wieder gewaschen und gekämmt und geschmiegelt wie ein Püppchen. —

„Man befrug Bärbchen selbst, ob sie nicht zur Nachtzeit irgend etwas sähe? — Doch Bärbchen schwur, daß sie jede Nacht in einem Striche durchschlafe, und daß es ihr nur im Traume vorkomme, als sähe sie bald Gärten mit goldenen Aepfeln, bald Vöglein aus fremden Landen mit bunten Federchen, die wie Regenbogen schillerten, bald große helle Gemächer mit vielen wunderbarlichen Dingen darin, die wie die Sonne leuchteten und Funken ausstreueten. — Bei Tage aber, wenn es sich traf, daß Bärbchen allein in der Wohnstube blieb, sah sie oftmals eine gar große und dicke Katze, größer als das stärkste Schaf, grau und das ganze Fell weiß gesprenkelt, mit einem dicken unförmlichen Kopfe, mit hellen Augen, die wie feurige Kohlen brannten, mit kurzen

Ohren und einem langen, langen zottigen Schwanze, der wie eine Peitsche sich dreimal um den Körper wand. — Diese Katze, wie Bärbchen sagte, saß immer hinter dem Ofen, und wenn Bärbchen vorüberging, sah die Katze sie gutmüthig an, grinste freundlich, streichelte sich den Hals mit ihrem langen Schwanze, und streckte gegen das Kind ihre große, zottige Pfote aus, an der fürchterliche eiserne Krallen wie Sicheln hervorsahen. Das kleine Bärbchen gestand, daß trotz der Größe und der Häßlichkeit dieser Katze, ihr ganz und gar nicht vor ihr bange war, und sie wohl manchmal selbst das Händchen gegen sie ausstreckte und sie bei der Pfote faßte, die, wie Bärbchen sprach, so kalt wie Eis war.

„Die Großältern schlugen die Hände zusammen und merkten, daß sich in ihrem Hause ein Kikimora angesiedelt hatte, und ob er auch nichts Böses, sondern nur Gutes that, so wollten sie doch als gottesfürchtige Leute keinen Spuk bei sich leiden. In unserem Dorfe war damals Vater Simon Pfarrer, Gott habe ihn selig! — Man muß sagen, er war ein guter Mann. Er verrichtete den Kirchendienst vortrefflich, verlangte nicht nur von der Gemeinde nichts über die Gebühr, sondern war

auch bereit, ſelbſt etwas herzugeben, wenn er Jemand in Noth ſa. Jeden Sonntag und jeden Feiertag ſagte er deutlich und vernehmlich eine Predigt her, und lehrte ſeine Pfarrkinder, gute Chriſten und ordentliche Wirthe zu ſein, dem Kaiſer die Steuern und dem Gutsherrn den Obrock pünktlich zu bezahlen; auch war er mäßig und enthaltſam, und ermahnte die Bauern, die Schenke wie Feuer zu meiden. — Eines nur war ſchlimm an ihm: Er war ein gelehrter Mann, wußte viel und erklärte Alles auf ſeine Art.“ —

— „Glaubten ihm denn die Bauern nicht?“ —

— „Nu, ſie glaubten ihm wohl, aber nicht in Allem. Da erzählte man ihm manchmal, in dem und dem Hauſe komme eine Hexe im weißen Leichenhemd, die Kühe zu melken, da und da habe man einen Wehrwolf geſehen, in jenes Gehöft fliege Nachts ein feuriger Drache hinein, und Vater Simon lachte, und fing an zu erklären, der feurige Drache ſei kein Drache, ich weiß nicht mehr, wie er ihn betitelte; es klang gar wunderlich; das wären Feuer in der Luft', und keine unreinen Geiſter, im Gegentheil, dieſe Feuer reinigten die Luft; nu, mit einem Worte, ſolche Sachen, die einen nicht

in den Kopf gehen. — Das machte nun die Bauern wirre und sie sprachen unter einander: Bei unserm Pfarrer hat es vor lauter Gelehrsamkeit übergeschnappt.—

— „Da waren Eure Bauern dumm, Freund Fadèi.“ —

— „Mit Unterschied, Ihre Gnaden; alle können nicht gleich klug sein: es waren unter ihnen auch dumme Menschen, und auch welche, die nicht ohne Verstand waren. Alle jedoch hielten sich an das alte Wort: unsere Väter waren nicht dümmer als wir, da sie daran glaubten und haben ihren alten Glauben uns überliefert.“ —

„Ich sehe, daß der brave Pfarrer Euch schwerlich hätte begreiflich machen können, woran ihr glauben, und woran ihr nicht glauben sollt. — Da müßte man die Dorfkinder lehren von der Zeit an, da ihnen noch die Milch auf den Lippen nicht abgetrocknet, und den alten Weibern verbieten, alberne und schädliche Aberglauben im Volke zu verbreiten.“ —

„Wie es Ihren Gnaden beliebt,“ brummte Fadèi in seinen Bart und zog schweigend an den Zügeln. —

„Nun, was schweigst Du denn? Erzähle weiter.“

„Ja, vielleicht ſind meine ſchlichten Reden nicht nach dem Sinne Ihrer Gnaden und kommen Ihnen albern vor. — Wir Bauersleute ſagen immer in unſerer Dummheit etwas, was den Herrſchaften nicht gefällt.“

„Warum nicht gar? Freund Fadèi, Du ſiehſt, ich höre Dir mit Vergnügen zu, und Du erzählſt vortrefflich. Du wirſt doch nicht freiwillig dem Grivennick entſagen, den ich Dir verſprochen habe?“ —

„Sei's denn wie Sie's befohlen, lieber Herr,“ antwortete Fadèi. — „Sehen Sie mal, da baten denn die beiden Alten den Vater Simon, daß er aus ihrem Hauſe den Kikimora herausbeten möge, und da fing Vater Simon an, ſie zu ſchelten und ſagte, daß ihnen Beiden und dem kleinen Mädchen und allen den Andern alles das nur vorgekommen ſei, woran ſie in ihrer Dummheit glaubten; daß es keine Kikimora gebe, und niemals auf der Welt gegeben habe, und daß jene Prieſter, die aus Eigennutz die Weibermärchen und den Volksglauben begünſtigten, ſchwer ſündigten vor Gott und des Prieſteramtes unwürdig wären! — Die beiden Alten ließen

den Kopf hängen, gingen fort und konnten nicht Rath finden, wie sie den Kikimora los werden sollten.“ —

„Wir hatten damals einen Verwalter aus Mitau; war es ein Deutscher oder ein Franzose, weiß ich nicht, man nannte ihn bei Namen: Friert Dich Iwanowitsch, und seine Familienbenennung weiß ich vollends Ihnen nicht zu sagen. Unser Dorfschreiber Elias, der damals in der herrschaftlichen Kanzlei war, nannte ihn noch Herr von Baron. Dieser von Baron war ein großer Spaßmacher; wenn wir so während des Frohndienstes nach der Arbeit ausruhten, da fing er immer an zu erzählen von Menschen, die jenseit des Meeres wohnen und nicht größer sind als der halbe Arm, und Bockfüße haben; — von beherten Thürmen, von Gespenstern, die darin Nachts ohne Kopf herumgehen, mit glühenden Augen, knirschend mit den Zähnen und mit Geschrei und Gepfeife die Vorübergehenden schreckend; — vom Vogel Greif, von großen Seekrebsen, bei welchen jede Scheere eine halbe Werst lang ist, und die er selbst gesehen hatte an der Welt Ende. Ja, was er uns nicht alles erzählte! es ginge nicht in drei Lastkörbe hinein. Russisch sprach er nicht sehr gut, manches in

ſeinen Reden verſtand man gar nicht, und wenn man ſich auch den Kopf darüber zerbräche; wenn er aber einmal im Erzählen war, ſo ſtand ihm die Zunge nicht ſtill, daß man Mund und Ohren aufſperrte und die Arbeit vergaß, und er ſelbſt auch dachte da nicht leicht daran. Die Bauern meinten, er habe es dick hinter den Ohren; für meinen Theil habe ich nichts dahinter gemerkt als große ſtruppige Haarbüſchel, die ihm zu beiden Seiten vom Kopfe abſtanden. — Es iſt wahr, er hatte, ich weiß nicht was für Maſchinen ausgedacht zum Säen und Dreſchen, aber ſeine Dreſchmaſchine hätte beinahe ihm ſelber den Kopf zerdroſchen, und wie ſich auch ein Dutzend Menſchen mit ihr plagten, ſie konnten nicht eine Garbe ausdreſchen; und ſeine Säemaſchine ſäete in eine einzige Furche alles das Korn aus, das man für den ganzen Acker in ſie hineingeſchüttet hatte. Aber die Bauern glaubten doch immer, er habe den Teufel im Leibe und wäre nur zu nichts Gutem zu brauchen. — Zu ihm zu gehen, rieth am Sonntage die Gemeinde dem alten Pantilöef, und ihn zu bitten, ſein Haus vom Teufelsſpuke zu befreien.“ —

„Pantilöef und ſeine Alte gingen auch hin nach dem

herrſchaftlichen Hauſe, wo damals dieſer Friert Dich Iwanowitſch wohnte, und brachte ihm, wie es ſich gebühret, ein weißes Banknötchen und dies und jenes, ungefähr ſo noch auf zwanzig Rubel. — Der Ausländer that erſt gar vernehm: „Hundert Ruppel, weniger kein Koppek.“ — Kaum ließ er ſich dahin bringen, für ſeine Mühe die weiße Banknote zu nehmen, und auch da mußte man ihm das Geld vorausgeben. Und er befahl den beiden Alten, drei Flaſchen rothen Wein zu kaufen, den, ſagte er, fürchteten die Kikimora, und eine Flaſche Rum, und einen Hut Zucker, um das Haus auszuräuchern und zu beſprengen während eines Zauberſpruches. — Was war zu thun? Der Alte ſchickte den flinkſten ſeiner Enkel mit einem tüchtigen Dreigeſpann, das Nöthige einzukaufen, und am ſelben Abende war Alles da. Man meldete es dem Herrn Friert Dich Iwanowitſch und er kam in Pantilöef's Haus, ganz ſchwarz gekleidet. Zuerſt ſchmeckte er den Wein, dann befahl er Waſſer zu wärmen, ſchlug ein groß Stück Zucker ab, that es in's heiße Waſſer und goß Rum dazu; und dies Alles ſchmeckte er, um zu wiſſen, ob es zur Beſchwörung tauge. Als er nun eine Flaſche Wein

ausgetrunken, und eine Schale voll des Gemiſches von Zucker und Rum geleert hatte, da kam die Zauberkraft über ihn; Gott, welche unbekannte Sprache, nu, ſo, daß man hätte die Heiligenbilder aus dem Hauſe tragen mögen. Er befahl, vier Pfannen mit heißen Kohlen zu bringen, warf in jede ein wenig geſtoßenen Zucker und ſtellte ſie in alle vier Ecken; dann murmelte er etwas über den Flaſchen, nahm einen Schluck Rum in den Mund und fing an, in der Stube herum zu rennen und auf die Wände zu ſpritzen und aus vollem Halſe zu ſchreien, und ſich ſo wunderlich zu geberden und ſolche Geſichter zu ſchneiden, daß Allen die Haare zu Berge ſtanden. So fing er es dreimal von vorne an; dann ſagte er, daß alle die zur Beſchwörung gebrauchten Sachen in einem neuen Tiſchtuche aus dem Hauſe getragen werden müßten und nichts davon jemals wieder hineingebracht werden dürfe, daß mit dieſem der Kikimora aus dem Hauſe kommen würde. So befahl er denn ein Tiſchtuch zu bringen, that die Flaſchen und den Zucker hinein, gratulirte der ganzen Familie mit der Erlöſung vom Kikimora, und trug den Bündel fort, hin und her taumelnd, vor großer Müdigkeit wohl.

„Nun, blieb denn der Kikimora nicht länger in Pantileef's Hause?"

„Das ist eben das Schlimmste, Ihre Gnaden, daß es umgekehrt kam. Die Hexerei des Herrn von Baron muß wohl nicht zur guten Stunde getrieben worden sein, oder war er ein erbärmlicher Hexenmeister, oder hatte er nur die guten Leute anführen und sich auf fremde Kosten gütlich thun wollen, kurz es kam, wie ich Ihnen sagte, umgekehrt heraus. Bisher hatte der Kikimora nur Gutes gethan, das Kind gewartet und für die Hausfrau gesponnen, Niemand hatte ihn gesehen noch gehört; aber er mag sich wohl erbos't haben über das Hexen und die Zaubersprüche, denn seitdem fing er an, bei Nacht allerlei Unfug zu treiben. Bald lärmte und krachte es unter dem Dache, als ob das ganze Haus zusammenstürze, bald kollerte der Spuk im Finstern Einem aus der Familie als ein Knaul unter die Füße und warf ihn nieder. Bald, wenn Alle einschliefen, ging er im Hause um, knurrend und brummend und schnarchend wie ein Bär, bald mitten in der Nacht sprang er als blaue Lichtchen auf dem Fußboden herum ..... Mit einem Worte, jede Nacht war es neuer Unfug und neuer

Schreck für die Familie. Das kleine Bärbchen allein, neckte der Kikimora nicht, und auch die wusch und kämmte er nicht mehr, und früh Morgens fand man oft das Kind mit dem Kopfe nach unten und den Füßchen auf dem Kissen liegen. —

So plagten sich die armen Leute ein volles Jahr. Da kam eines Tages zu ihnen in's Haus eine alte Bettlerin, ganz zerlumpt und ihr Gesicht war so runzlig wie ein vorjähriger Apfel, der im Froste gelegen. Frau Marthe war, wie ich Ihren Gnaden sagte, eine gute Alte, und gab den Armen gern Almosen. Sie ließ die fremde Bettlerin sich an den Tisch setzen, trug ihr Speise und Trank auf, gab ihr an Geld gegen funfzehn Kopeken und schenkte ihr ein altes Kleid. Da hob denn die Bettlerin an, Gott zu bitten für die ganze Familie, und dann sagte sie: — „Ich sehe, rechtgläubige Christen, daß Euch Gott der Herr gesegnet hat, Euer Haus ist wie eine volle Schale; aber in Eurem Hause ist nicht Alles recht." — „Ach! das Gott erbarme!" antwortete Frau Martha. „Böse Leute haben wohl aus Neid in unser Haus einen verfluchten Kikimora gebannt, der uns jede Nacht Alles von unten zu oberst kehrt." —

„Dieſem Uebel läßt ſich abhelfen; — es rufen ja Viele Gott für Euch an; bittet ihn nur und thut wie ich Euch ſagen werde, Alles wird ſogleich aufhören.“ — „Du unſere Wohlthäterin!“ rief Maribe aus, „was Du willſt, werden wir vergeben, um nur dieſen Spuk aus dem Hauſe zu ſchaffen.“ — „Hört denn ihr guten Leute: heute haben wir Sonntag, nächſte Mittwoche, juſt um Mittag, ſpannt an einen Bauerſchlitten..... ja, an einen Schlitten, wundert Euch nicht darüber, ob es auch Sommer iſt, das muß ſo ſein..... ſpannt an einen Bauerſchlitten ein Zweigeſpann, aber kein Paar....“ — „Wie kann das ſein, Großmütterchen?“ fragte der mittlere von Ventilief's Enkeln, ein ſiebenzehnjähriger Burſche, und beiläufig geſagt, ein großer Naſeweis, „ein Zweigeſpann und ein Paar iſt ja eins und daſſelbe.“ — „Groß iſt der Burſche geworden, aber nicht reich an Verſtand, läßt Einen nicht ausreden und ſchwatzt nur in's Zeug hinein. So fängt man's an, um ein Zweigeſpann und kein Paar zu haben. Man ſpannt rechts ein Pferd ein und links eine Kuh; oder umgekehrt, rechts eine Kuh und links ein Pferd. Thut denn, ſo wie ich's Euch ſage und fahret mit dem Schlit-

ten dicht an die Thüre vor, breitet auf dem Schlitten einen Pelz aus, mit dem Felle nach außen. Nehmt einen alten Besen und fegt damit in der Stube, im Kämmerlein, im Vorhaus und unterm Dache, überall, und sprecht dazu zu dreien Malen: „Ehrlich Haus! heil'ge Ecken! seid reingefegt vom Fliegenden, vom Schwimmenden, vom Gehenden, vom Kriechenden, von allem Feindlichen, bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde, zu jeder Zeit, auf unendliche Jahre, von nun an in Ewigkeit. Fort, Verdammter.“ Und werft zu dreien Malen eine Hand voll Erde über die Schulter aus dem Hause gegen den Schlitten und spuckt zu dreien Malen aus; dann bringt den Schlitten mit diesem selben Gespanne in den Wald, lasset dort Schlitten und Pelz, und Ihr werdet sehen, daß von dieser Zeit an vom bösen Spuke auch keine Spur bleiben wird.“ Die beiden Alten dankten der Bettlerin, gaben ihr noch zehnmal mehr als sie ihr gegeben hatten, und ließen sie ziehen mit Gott. —

„Während diesen drei Tagen, vom Sonntag bis zur Mittwoche, trieb der Kikimora, wohl merkend, daß er nicht länger in diesem Hause würde bleiben können,

ſein Weſen ärger als je. Bald warf er das Küchengeräth von den Bretern an der Wand herunter; bald legte er ſich bei Nacht auf Jemanden und drückte ihn faſt zu Tode; bald ſammelte er alle Baſtſchuhe im Hauſe in einen Haufen und flocht ſie mit Bindfaden ſo feſt aneinander, daß ſie der Teufel ſelbſt nicht losgekriegt hätte, bald ſchleppte er das Korn aus dem Speicher in den Keller und das Gs aus dem Keller in den Speicher herüber. Am letzten Tage ging es noch ärger, den ganzen Morgen wurde Niemand in Ruhe gelaſſen. All' das Hausgeräthe wurde herumgeworfen und im ganzen Hauſe blieb kein Krug und kein Topf unzerſchlagen. Schrecklicher als Alles aber war dieſes: das kleine Bärbchen, das im Hofe ſpielte, blieb auf einmal vor dem Hauſe ſtehen, mit ausgebreiteten Händchen ſah ſie lange zum Dache hinauf, als ob ihr dort Jemand winkte, und die Augen vom Dache nicht abwendend, rannte ſie auf die Mauer los, kletterte daran hinauf wie ein Kätzchen, bis auf den Dachgiebel und blieb dort ſtehen mit gefalteten Händchen, wie zum Tode verurtheilt. Die ganze Familie lief zuſammen, Alle ſtarrten die Kleine an, wie ſie, die Augen zum Himmel gehoben, wie angenagelt

auf der höchſten Spitze des Daches ſtand, bleich wie Leinewand und ohne Athem zu holen. Stellen Sie ſich nun vor, lieber Herr, wie es den Aeltern zu Muthe war, als ſie das Kind auf einmal kopfüber vom Dache herabfliegen ſahen, als ob man's aus einer Kanone gegeſchoſſen hätte. Alle liefen zur Kleinen hin, in ihr war kein Athem und kein Leben, ihr Körper war eiskalt und erſtarrt und doch war daran kein Fleck und keine Wunde zu ſehen. Die alte Großmutter trug laut wimmernd das Kind in's Haus und legte es auf die Bank unter den Heiligenbildern. Der Vater und die Mutter zerrauften ſich das Haar. Der alte Pantilöef, nachdem er auch ein Weilchen gejammert hatte, nahm ſich zuſammen, um dieſem argen Teufelsſpuke ein Ende zu machen. Er befahl ſeinen Enkeln, geſchwind den Schlitten ſo anzuſpannen, wie es die Bettlerin ſie gelehrt hatte und ihn vor die Hausthüre zu bringen; ſelbſt bereitete er alles Nöthige und wartete die zwölfte Stunde ab. Auf den Alten, ſeine Söhne und Enkel, die alle im Hofe waren, regnete es Scherben und zerbröckelte Ziegel und Steinchen, und die Weiber in der Stube ſchreckte in einem fort bald Gebrüll, bald Geheul, bald ein fürch-

terlich Knurren und Mauen, als ob alle Katzen aus der ganzen Welt unter ein Dach zuſammen gelaufen wären. Dann fing wieder die Stubendecke an zu zittern und durch das Gebälk fiel Sand und Aſche auf die Köpfe der Weiber, die ſich aneinander drängend, um das kleine Bärbchen herum ſtanden und kaum zu athmen wagten. So vergingen, ich weiß nicht wie viele Stunden. Da, zog man die Glocke auf dem Herrenhofe, das that man immer gerade um Mittag, um die Knechte, die im Garten arbeiteten, zum Eſſen zuſammen zu rufen. Pantileef rannte in's Haus, ergriff einen Beſen und fing an zu fegen und den Spruch herzuſagen, den ihn die Bettlerin gelehrt. Der Unfug ließ nach, nur erſchallte in allen Ecken Mauen und Schnauben und Kindergewinſel und Weibergeheul. Bald hörte man auch dieſes nicht mehr, Stuben und Kämmerchen und Wohnhaus waren rein gefegt; der Alte warf zu dreien Malen eine Hand voll Erde über die Schulter, ſpuckte dreimal aus und befahl zweien ſeiner Enkel, das Pferd und die Kuh beim Zaum zu faſſen und den Schlitten aus dem Hofe und zum Dorfe hinaus über die Viehweide in den Wald zu bringen. Auf der Gaſſe waren alle Bauern aus dem

ganzen Dorfe zuſammen gelaufen, groß und klein, und geleiteten den Kikimora bis zum Walde.....

— „Und Du warſt auch dabei?..“ —

— „Wie ſollt ich nicht, Ihre Gnaden. Ich kann mich noch jetzt erinnern, wie es mich am heißen Mittage vor Furcht dermaßen fror, daß mir die Zähne klapperten und mir war als ob man mir die Haut vom Kopfe abziehe.“ —

— „Haſt Du den Kikimora denn geſehen?“ —

— „Nein, da müßte ich lügen, den Kikimora habe ich nicht geſehen. Nur den Schlitten hab' ich geſehen und darauf den Pelz mit dem Schaffell nach außen, weiter nichts.“ —

— „Wer hat ihn denn geſehen?“ —

— „Weiß Gott! mir ſagte zwar Mutter Anna etwa zehn Jahre darnach, ſie habe von ihrer Nachbarin gehört, daß zur damaligen Zeit in unſerm Dorfe ein altes Weib geweſen ſei, von der die Rede ging, daß ſie von der Hexerei etwas verſtand und die Vieles ſah, was die Andern nicht ſahen, und daß dieſes alte Weib auf dem Schlitten eine große, große graue, weiß geſprenkelte Katze geſehen habe; dieſe Katze habe auf dem

Pelze geſeſſen, alle vier Pfoten zuſammenlegend, die Haare in die Höhe ſträubend und mit funkelnden Augen und furchterlichem Grinſen um ſich geſchaut. — Wie dem auch ſei, von dieſem Tage an war weder in Pantilèef's Hauſe, noch im ganzen Dorfe vom Kikimora das Kleinſte mehr zu ſehen noch zu hören." —

— „Ich freue mich darüber und gratulire Eurem Dorfe. — Und was geſchah mit dem kleinen Barbchen?" —

— „Das arme Kind lag noch immer wie eine Todte da. Die Familie beweinte ſie und wollte ſie begraben; man rief den Pfarrer, der ſah die Kleine an und ſagte, ſie habe vor Schreck einen Krankheitsanfall bekommen, und beſtand darauf, ſie nicht eher als nach drei Tagen zu begraben. Nach drei Tagen aber, am Sonntage, klopfte dieſelbe alte Bettlerin an's Fenſter dieſes Hauſes. Man ließ ſie ein; Frau Martha erzählte ihr Alles und führte ſie in's Kämmerchen, wo Bärbchen lag. Die alte Bettlerin ließ ſie vom Tiſche auf die Bank legen, ſtellte ihr zu Häupten ein Heiligenbild auf, zündete ein Licht an, ſetzte ſich auf die Bank hin, legte den Kopf der Kleinen auf ihren Schooß und umfaßte ſie mit beiden

Armen. Dann befahl ſie der ganzen Familie, aus dem Kämmerchen und ſogar aus dem Hauſe zu gehen. Was ſie mit dem Kinde that, das weiß ſie nur allein; aber nach ein paar Stunden war Bärbchen zu ſich gekommen und Abends ſpielte ſie ſchon mit den andern Kindern auf der Gaſſe." —

— „Nun und weiter?" —

— „Weiter nichts, Ihre Gnaden, ſeitdem ging Alles nach Wunſch." —

— „Ich danke Dir, Freund Jedöi, für Dein Märchen, es hat mich ſehr beluſtigt." —

— „Hm! Ihren Gnaden mag's wohl ein luſtig Märchen ſein, aber den armen Leuten war während dieſes Wirrwarrs gar nicht luſtig zu Muthe." —

— „Aber höre: Du ſelbſt haſt ja den Kikimora nicht geſehen?" —

— „Nein, das hab' ich Ihren Gnaden ſchon gemeldet." —

— „Und Peter und Jacob und alle Bauern in Eurem Dorfe auch nicht?"

— „Freilich nicht." —

— „Was erzählte denn davon der alte Pantilèef selbſt?“ —

„Nichts, bis an ſein ſelig Ende. Er wurde noch böſe, der alte Murrkopf, wenn man davon anfing, und warf mit Scheltworten um ſich: „Dummes Zeug ſchwatzet Ihr Burſche; Ihr verunglimpft nur mein Haus.“ — Und ſeinen Söhnen und Enkeln muß er wohl ſtrenge verboten haben, davon zu ſprechen; aus Keinem von ihnen konnte man etwas herausbringen... ſolche Angſt hatte dem Alten der vermaledeite Spuk eingejagt.“ —

— „So will ich Dir jetzt die ganze Sache auseinander ſetzen; hör' an. — Die alten Weiber, oder die Neider Pantilèef's brachten über ſein Haus ein Märchen in Umlauf, weil ſie ihn und die Seinigen nicht anders verläumden konnten. Dieſes Märchen verbreitete ſich im ganzen Dorfe; Ihr glaubtet vom Hörenſagen das, was Ihr ſelbſt nicht geſehen hattet. Dieſes Gerücht erhielt ſich in Eurem Dorfe; die alten Weiber erzählten es den Kindern wieder und ſo geht es von Alt zu Jung über..... — Das iſt die ganze Geſchichte Deines Kikimora.“ —

— „Meines Kikimora, Herr? Gott bewahre

mich davor. — Und Jakèi bekreuzte sich und rief dann seinen Pferden zu, schwang die Peitsche und jagte im gestreckten Galopp weiter. Trotz aller meiner Bemühungen konnte ich kein Wort mehr aus ihm herausbringen. In diesem eigensinnigen Schweigen brachte er mich zur folgenden Station, wo er mir eben so stumm mit einer Verbeugung dankte, als ich ihm das versprochene Trinkgeld gab." —

Zauberhelene.

Ungarisches Märchen *).

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten drei Töchter und einen Sohn. Da besprachen sich einst der König und die Königin, und redeten so: „Wenn jede unserer Töchter heiratet, so wird jede einen Theil unseres Königreichs bekommen müssen, so wird unser Königreich sehr klein werden, es ist also besser, wir verheirathen sie alle drei an unseren Sohn, so bleibt das Königreich beisammen. In acht Tagen ist die Ernte vorbei, dann wollen wir sogleich Hochzeit halten.“ Der Sohn hatte diese Rede gehört, und dachte sich: daraus

*) Von G. von Gaal.

wird nichts. Während nun der König und die Königin auf einer entfernten Puszta waren, den Schnittern nachzusehen, trat Jemand an das Fenster, klopfte, und sprach zum Prinzen: „Kleiner Königssohn! ich will Deine älteste Schwester heirathen;“ der kleine Prinz antwortete: „Warte ein wenig, gleich sollst Du sie haben.“ Er rief seine älteste Schwester, und wie sie in das Zimmer trat, warf er sie zum Fenster hinaus. Sie fiel aber nicht zur Erde, sondern auf eine goldne Brücke, die lang, sehr lang, war und bis zur Sonne reichte. Der Jemand faßte sie bei der Hand, und führte sie auf der goldenen Brücke fort bis in sein Königreich mitten in der Sonne; denn dieser Jemand war der Sonnenkönig. Als es Mittag geworden, trat wieder Jemand an das Fenster, klopfte und sprach: „Kleiner Königssohn! ich will Deine zweite Schwester heirathen.“ Der kleine Prinz antwortete: „Warte ein wenig, gleich sollst Du sie haben.“ Er ging in das Zimmer seiner zweiten Schwester, nahm sie auf den Arm und warf sie zum Fenster hinaus. Sie fiel aber nicht zur Erde, sondern in einen Wagen aus Luft. Vier Pferde, die unaufhörlich schnaubten und sich bäumten, waren ange-

ſpannt; der Jemand ſetzte ſich zu ihr in den Wagen, und wie er die Peitſche ſchwang, breiteten ſich die Wolken aus zu einer Heerſtraße, des Wagens Rollen war Sturm, und er verſchwand im Augenblick. Der Jemand war der Windkönig. Der kleine Königsſohn war froh, bereits zwei Schweſtern angebracht zu haben; als daher Abends wieder Jemand am Fenſter erſchien und klopfte, ſprach er: „Du brauchſt nicht zu reden, ich weiß ſchon, was Du willſt," und warf auch ſeine dritte Schweſter aus dem Fenſter. Dieſe fiel in einen ſilberhellen Bach. Der Jemand faßte ſie beim Arm und die Wellen trugen ſie ſanft dem Mond zu: denn der Jemand war Niemand anders als der Mondkönig. Der kleine Königsſohn aber legte ſich vergnügt zu Bette.

Als der König und die Königin am nächſten Morgen zurückkamen und hörten, was der kleine Königsſohn gethan, verwunderten ſie ſich nicht wenig; weil ſie aber ſo mächtige Schwiegerſöhne bekommen, wie der Sonnen-, Wind- und Mondkönig, waren ſie es zufrieden und ſagten zu dem kleinen Königsſohn: „Sieh', wie mächtig ſind Deine Schweſtern geworden durch ihre Männer. Du mußt Dir auch eine mächtige Königs-

tochter aussuchen zu Deiner Frau.“ Der kleine Königssohn entgegnete: „Ich habe mir schon eine ausgesucht, Zauberhelene wird meine Frau und keine Andere. Der König und die Königin erschraken über diese vermessene Rede sehr, und suchten ihn von diesem Gedanken abzubringen durch allerhand vernünftige Redensarten; weil aber ihnen dies auf keinerlei Weise gelang, sprachen sie endlich: „Nun so ziehe hin, mein Sohn, der Himmel geleite Dich bei Deinem vermessenen Unternehmen.“ Zwei Flaschen aber nahm der alte König aus seinem Kasten und gab sie seinem Sohn mit diesen Worten: „Sieh, mein Sohn, diese eine Flasche enthält das Wasser des Todes. Wenn Du einen Todten mit dem Wasser des Lebens bespritzest, wird er lebendig; bespritzest Du aber einen Lebenden mit dem Wasser des Todes, so stirbt er alsogleich. Nimm diese Flaschen, sie sind mein größter Schatz: vielleicht können sie Dir nützlich sein.“ Nun begann der ganze Hofstaat viel zu weinen, besonders aber die Hofdamen, denn Alle hatten den kleinen Prinzen sehr lieb; er aber war muthig und guter Dinge, küßte seinen königlichen Eltern die Hände, hing sich die beiden Flaschen um, die des Lebens rechts,

und die des Todes links, umgürtete ſich mit ſeinem Säbel und ging.

Er war ſchon lange gewandert, da kam er in ein Thal, das war voll Erſchlagener. Der kleine Königsſohn nahm ſeine Flaſche mit dem Waſſer des Lebens, ſpritzte einem der Todten in das Auge; alſobald ſtand dieſer auf, rieb ſich die Augen und ſprach: „Ei! wie hab' ich ſo lange geſchlafen.“ Der kleine Königsſohn fragte ihn: „Sage mir, was iſt hier vorgegangen?“ Der Todte antwortete: „Wir haben geſtern mit Zauberhelene gefochten, ſie hat uns zuſammen gehauen.“ Der Königsſohn rief aus: „Wenn Ihr ſo ſchwach war't, Euch gegen ein Weib nicht ſchützen zu können, ſo verdient Ihr nicht zu leben,“ ſpritzte ihn mit dem Waſſer des Todes an, und alſobald fiel der Todte wieder unter die Leichen. Im nächſten Thal lag ein ganzes Heer; der kleine Königsſohn erweckte wieder einen Todten und fragte: „Hat auch Euch Zauberhelene erſchlagen?“ „Ja,“ entgegnete der Todte. „Warum führt ihr denn Krieg mit Ihr?“ fragte er weiter. „Weißt Du nicht,“ verſetzte der Todte, „daß unſer König ſie heirathen will, daß ſie aber keinen Andern zum Gatten nimmt als den, der ſie beſiegt? Mit

drei Heeren zogen wir gegen ſie aus. Geſtern erſchlug ſie das eine, heute bei Sonnenaufgang uns, und jetzt kämpft ſie eben mit den Dritten.“ Der kleine Königsſohn ſpritzte den Redner mit dem Waſſer des Todes an und alſobald lag er wieder auf dem Boden. Im dritten Thal lag das dritte Heer; der Erweckte ſagte: „So eben iſt die Schlacht geendet, Zauberhelene hat uns Alle getödtet.“ „Wo find' ich ſie?“ ſprach der kleine Königsſohn. „Ueber jenem Berge iſt ihr Schloß.“ gab der Getödtete zurück und ſank wieder um, ſobald als ihn der Königsſohn beſpritzte.

Argilus — ſo hieß der kleine Königsſohn — ging über den Berg, und kam an Zauberhelenens Schloß. Es war offen. Er trat hinein. Niemand war darin. In Zauberhelenens Schlafgemach hing ein Säbel, der ſprang unaufhörlich aus ſeiner Scheide und wieder zurück. „Ei wenn Du ſo unruhig biſt,“ dachte Argilus, „ſo will ich Dich für mich nehmen, Du gefällſt mir beſſer als mein Schwert, welches ſich nicht rührt, außer wenn ich es ſchwinge;“ er zog ſeinen Säbel und wechſelte die Klingen aus. Kaum war dies geſchehen, als Zauberhelene vor ihm ſtand. „Du wagſt es in mein Schloß

zu bringen?" rief ſie aus; „zieh', Du mußt mit mir kämpfen. Sie riß den Säbel von der Wand. Argilus zog die Klinge, die er eben eingetauſcht. Sie begannen zu fechten, aber wie ſich die Säbel zum erſten Mal kreuzten, ſprang Zauberhelenens Säbel in der Mitte ab. Da frohlockte ſie: „Du biſt mein Bräutigam!" fiel ihm um den Hals und herzte und küßte ihn, daß es eine Freude war nur zuzuſehen.

Nachdem ſie einige Zeit in Freude und Glückſeligkeit zuſammen gelebt, ſprach Zauberhelene eines Morgens: „Geliebter Mann! ich muß Dich auf kurze Zeit verlaſſen; es iſt zum erſten- und letzten Mal, daß ich mich von Dir trenne; in ſieben Mal ſieben Tagen bin ich zurück, dann ſoll unſer Leben in ewiger Freude dahinfließen. Alles im Schloß iſt zu Deinem Befehl, nur das letzte Zimmer betritt nicht, es könnte großes Unheil daraus entſtehen. Mit dieſen Worten war ſie verſchwunden. Argilus verging die Zeit ſehr langſam ſeit Zauberhelene fern war; er durchlief das ganze Schloß, bis er endlich an das letzte Gemach kam. Weil er jung und leichtſinnig war, ſchloß er es auf. Da ſah er einen alten Mann, ſein Bart war Feuer, es war der Flammenkönig

Holofernes; Argilus aber wußte das nicht. Der alte Mann hatte drei Reifen um den Bauch, jeder Reif war von Stahl; dieſe hielten ihn an der Mauer feſt. Der Flammenkönig ſprach: „Ich grüße Dich, junger Mann! ſieh, mein Bart iſt Flamme, mir iſt ſo heiß, gieb mir einen Becher Wein.“ Weil nun Argilus gutmüthig war, gab er ihm einen Becher. Wie ihn der Flammenkönig austrank, ſprang ein Reif von ſeinem Bauch ab. Er ſchmunzelte und ſagte: „Du haſt mich ſehr gelabt, gieb mir noch einen Becher Wein;“ Argilus that es, und wie der Flammenkönig ihn austrank, ſprang der zweite Reif von ſeinem Bauch. Er ſchmunzelte wieder und ſagte: „Zweimal haſt Du mir Wein gegeben, gieb mir jetzt auch einen Becher Waſſer“ Und als Argilus gethan, wie er gebeten, ſprang auch der dritte Reif ab, und der Flammenkönig verſchwand. Zauberhelene hatte noch nicht die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, als ſchon Holofernes ihr zur Seite ſtand. Er redete zu ihr, und ſein Bart bewegte ſich dabei zornig: „Du haſt mich als Gemahl verſchmäht, haſt drei meiner Herren getödtet, mich ſelbſt gefangen gehalten, nun biſt Du in meiner Gewalt; nicht meine Gemahlin, die letzte meiner Die-

nerinnen ſollſt Du ſein.“ Seitdem ſie Argilus geheirathet, hatte Zauberhelene ihre Stärke verloren, ihr Sträuben war alſo vergebens. In drei Sprüngen trug ſie der Flammenkönig in ſein Reich.

Siebenmal ſieben Tage waren vergangen, Zauberhelene kam nicht. Da wurde Argilus Angſt im Herzen, und er beſchloß zu ſeinen drei Schwägern zu reiſen, ob dieſe nicht etwa wüßten, wo Zauberhelene wäre. Er gelangte zuerſt zum Sonnenkönig; der kam eben nach Haus. „Sei mir gegrüßt, kleiner Schwager,“ begann er. „Ach lieber Schwager,“ redete Argilus, „ich ſuche meine Frau, die Zauberhelene, weißt Du nicht, wo ſie iſt? Haſt Du ſie nicht geſehen?“ „Nein,“ entgegnete der Sonnenkönig, „ich habe ſie nicht geſehen. Vielleicht iſt ſie aber nur bei Nacht ſichtbar, da mußt Du unſern Schwager, den Mondkönig fragen.“ Nun aßen ſie zuſammen zu Nacht, und Argilus ging weiter zum Mondkönig. Er gelangte zu ſeinem Palaſt, als der Mondkönig eben ſeine Nachtwandlung beginnen wollte. Argilus klagte ihm ſeine Noth; der Mondkönig entgegnete: „Ich habe ſie nicht geſehen, aber komm, pilgere die Nacht über mit mir, vielleicht erſpähen wir ſie.“ Sie

gingen die ganze Nacht, sahen sie aber nicht. Da sagte der Mondkönig: „Ich muß jetzt nach Haus, aber dort kommt unser Schwager, der Windkönig, rede mit dem, der dringt überall ein, vielleicht hat er sie gesehen.“ Der Windkönig stand an ihrer Seite, und als er seines kleinen Schwagers Anliegen vernahm, erwiderte er: „Allerdings weiß ich, wo sie ist. Der Flammenkönig Holofernes hält sie in einer unterirdischen Höhle gefangen, sie muß sein Küchengeschirr am Glutbach waschen. Weil ihr dabei sehr heiß wird, habe ich ihr oft schon Kühlung zugeweht.“ „Ich danke Dir, lieber Schwager, daß Du ihr Linderung verschafft hast,“ sagte Argilus, „bring mich zu ihr hin.“ „Sehr gern,“ antwortete der Windkönig, er blies sich auf, und seinen Schwager an, und im Augenblick stand Argilus mit seinem Roß vor Zauberhelenen. Aus Freuden ließ sie das Küchengeräth in den Glutbach fallen, Argilus aber redete nicht viel, sondern hob' sie auf sein Roß und ritt davon.

Der Flammenkönig Holofernes war eben in seinem Zimmer; er vernahm im Stall einen ungeheuern Lärm, er ging hinab und sah, daß sein Pferd Taigaröt sich bäumte, wieherte, in die Krippe biß und den Boden

ſtampfte. Taigaröt war ein wunderbares Pferd, es verſtand die Reden der Menſchen, antwortete auch, und hatte neun Füße. „Was treibſt Du für tolles Zeug?“ rief Holofernes aus, „haſt Du etwa nicht Haber und Heu genug, oder hat man Dich nicht getränkt?“ „Haber und Heu hab' ich genug, auch hat man mich getränkt,“ redete Taigaröt zurück, „aber Zauberhelene hat man Dir entführt.“ Des Flammenkönigs Bart zitterte vor Wuth. „Sei ruhig,“ ſprach Taigaröt weiter: „Iß, trinke, ſchlafe ſogar, in drei Sprüngen hole ich ſie ein.“ Holofernes that, wie ihm ſein Roß geheißen, und als er ſich hinlänglich geſtärkt und ausgeruht, ſetzte er ſich auf das Roß Taigaröt und in drei Sprüngen hatte er Argilus eingeholt, riß ihm Zauberhelene aus dem Arme und rief, indem er zurückſprengte: „Weil Du mir die Freiheit verſchafft haſt, tödte ich Dich jetzt nicht, kommſt Du aber noch einmal, ſo biſt Du verloren.“

Argilus ging traurig zu ſeinen drei Schwägern, und erzählte ihnen, was geſchehen. Die drei Schwäger berathſchlagten ſich und ſagten: „Du mußt ein Pferd finden, welches noch ſchneller läuft als Taigaröt: es giebt aber nur ein einziges ſolches Pferd, es iſt Taigaröt's

jüngerer Bruder, zwar nur mit vier Füßen, aber gewiß schneller als Laigaröt." „Wo find ich dieſes Pferd?" ſo fragte Argilus. Die Schwäger antworteten: „Here Eiſennaſe hält das Pferd unter der Erde verborgen, geh zu ihr, tritt in ihre Dienſte, und fordere dieſes Roß als Lohn." „Bringt mich hin, meine lieben Schwäger," bat Argilus. „Sogleich," entgegnete der Sonnenkönig, „nimm aber zuvor dieſe Gabe von Deinen Schwägern, die Dich herzlich lieben." Mit dieſen Worten gab er ihm einen kleinen Stab, der war halb Gold und halb Silber, und zitterte unaufhörlich; er war aus Sonnenlicht, Mondenſchein und Wind gemacht. „So oft Du unſer bedarfſt, ſtecke dieſen Stab in die Erde und wir ſind bei Dir." Hierauf nahm der Sonnenkönig den kleinen Schwager auf einen Sonnenſtrahl und trug ihn einen ganzen Tag, dann nahm ihn der Mondkönig, trug ihn eine Nacht, dann nahm ihn der Windkönig und trug ihn einen Tag und eine Nacht, dann war er am Palaſt der Here Eiſennaſe.

Der Palaſt der Here Eiſennaſe war aus lauter Todtenköpfen gebaut, ein Einziger fehlte nur, um das Gebäude zu vollenden. Als die Alte klopfen hörte, ſah

ſie beim Fenſter hinaus und frohlockte: „Endlich wieder einer! ſeit dreihundert Jahren warte ich vergebens auf den Todtenkopf, der mein Prachtgebäude vollenden ſoll, herein mein lieber Junge!“ Argilus trat ein, er ſtutzte ein wenig, als er die Alte in der Nähe ſah, ſie war groß, häßlich, und ihre Naſe war von Eiſen. „Ich will bei Dir in Dienſt treten,“ war ſein Wort. „Wohl,“ erwiderte ſie, „was willſt Du zum Lohn?“ „Das Pferd, das Du unter der Erde verwahrt hältſt.“ — „Du ſollſt es haben, wenn Du treu dienſt, fehlſt Du aber nur einmal, ſo biſt Du des Todes.“ „Sehr wohl.“ — „Bei mir“ — dies waren der Hexe Eiſennaſe letzte Worte — „bei mir währt das Dienſtjahr nur drei Tage, Du kannſt Deinen Dienſt gleich beginnen. Du wirſt mein Geſtüt auf die Seidenweide treiben, wenn Abends eines fehlt, ſo biſt Du des Todes. Hierauf führte ſie Argilus zu dem Geſtüt. Es waren alle Roſſe von Erz, ſie wieherten furchtbar, und machten die ſonderbarſten Sprünge. „Geh' an Dein Geſchäft,“ ſo redete Eiſennaſe und ſchloß ſich in ihr Gemach ein. Argilus öffnete die Hürde, warf ſich auf eines der erzenen Roſſe und ſtürmte mit der ganzen Schaar hinaus. Kaum

waren ſie auf der Seidenwieſe, als das Roß, auf welchem er ritt, ihn abwarf in einen tiefen Moorgrund, ſo daß er bis an die Bruſt verſank. Die ganze Schaar lief auseinander, da ſteckte Argilus das Stäbchen, das ihm ſein Schwager gegeben, in die Erde, und auf der Stelle fielen die Strahlen der Sonne ſo glühend nieder, daß der ganze Moorgrund austrocknete, und die erzenen Roſſe zu ſchmelzen anfingen, voll Angſt rannten ſie zur Hürde zurück. Die Here war ſehr verwundert, das Geſtüt eingetrieben zu ſehen. „Morgen mußt Du meine zwölf Rappen hüten," ſprach ſie. „Biſt Du mit dem letzten Strahl der Sonne nicht zurück, ſo biſt Du des Todes; die ſind ſchwerer zu bändigen, als das Erzgeſtüt." „Vollziehe Du Deine Schuldigkeit," ſprach Argilus, „ich thue die meine." Alſobald liefen die zwölf Rappen auseinander. Argilus ſteckte ſein Stäbchen in den Boden, und es erhob ſich ein fürchterlicher Sturm. Jedem Roß wehte die Luft entgegen, wie ſehr ſich auch die Rappen bäumten, der Wind war mächtiger; alle mußten nach Haus. Eben ſchloß Argilus die Stallthüre, eben ſchied der letzte Strahl der Sonne, als Here Eiſennaſe am Stall ſtand. Sie war überraſcht, die

Roſſe und Argilus zu ſehen. „Wenn Du heut Nacht arbeiteſt, biſt Du Morgen frei, geh' und melke das Erzgeſtüt, und bereite ein Bad aus der Milch, mit dem erſten Sonnenſtrahl muß es fertig ſein.“ Wie Argilus aus dem Stall war, nahm die Hexe eine eiſerne Gabel und prügelte ihre Töchter die ganze Nacht durch. Argilus ging zum Erzgeſtüt, es fiel ihm bei, dies dürfte wohl die ſchwerſte Probe ſein, und eben wollte er ſein Stäbchen in den Boden ſtecken, als ihm ſein Schwager der Mondkönig begegnete. „Ich ſuche Dich,“ ſprach er, „ich weiß ſchon, was Du brauchſt. Wo ich hinſcheine bei der Hürde der erzenen Roſſe, dort grabe drei Spannen tief, Du findeſt einen goldnen Zaum, wenn Du den in der Hand hältſt, gehorcht Dir jedes Roß.“ Argilus that wie ihm der Mondkönig gerathen, und alle Roſſe des Geſtütes ſtanden ruhig und ließen ſich melken. Am Morgen war das Bad fertig, die Milch rauchte und dampfte, ſie war ſiedend. Hexe Eiſennaſe ſprach: „Setze Dich hinein.“ Argilus entgegnete, „Wenn ich dieſe Probe überſtehe, reite ich augenblicklich davon, laß alſo das Pferd verführen, das ich als Miethlohn bedungen.“ Alſobald ſtand das Pferd an der Badewanne. Es war

klein, unanſehnlich und ſchmuzig. Wie Argilus hinzutrat, um in die Wanne zu ſteigen, tauchte das Roß den Kopf in die Milch und ſog alles Feuer in ſich, ſo daß Argilus im Bad unverletzt blieb, und als er heraus ſtieg, war er ſiebenmal ſchöner als zuvor. Hexe Eiſennaſe fand Wohlgefallen an ihm und dachte ſich: „jetzt werde ich mich ebenfalls ſiebenmal ſchöner machen, als ich bin, und dann heirathe ich dieſen Jungen.“ Sie ſprang in die Badewanne. Das Roß aber ſteckte ſeinen Kopf wieder in die Milch und blies das Feuer, das es früher eingeſogen, durch die Nüſtern wieder heraus, und Hexe Eiſennaſe verbrannte augenblicklich.

Argilus ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt davon. Wie ſie aus dem Gebiete der Hexe Eiſennaſe waren, ſprach das Roß: „Waſche mich in dieſem Bach.“ Argilus that es, und das Pferd wurde goldfarb, und an jedem Haar hing ein goldenes Glöckchen. Der Tritos ſprang mit einem Sprung über das Meer und trug ſeinen Herrn zur Höhle des Flammenkönigs. Zauberhelene ſtand wieder am Blutbach und wuſch das Küchengeräth. „Komm!“ rief Argilus jetzt, „ich will Dich retten.“ „Ach!“ ſprach ſie, „Holofernes tödtet Dich,

wenn er Dich einholt. Argilus hatte ſie aber ſchon auf's Roß gehoben und ſprengte davon.

Taigaröt begann einen ungeheuern Lärm im Stall. „Was iſt's?" rief der Flammenkönig; „Zauberhelene iſt entflohen," antwortete Taigaröt. „So will ich noch eſſen, trinken und ſchlafen, in drei Sprüngen holſt Du ſie ein, wie Du ſchon einmal gethan," ſagte Holofernes. „Nein," ſprach Taigaröt, „ſetze Dich gleich auf, und dennoch werden wir ſie nicht einholen. Argilus reitet meinen jüngern Bruder, und dieſer iſt das ſchnellſte Roß auf der Welt." Holofernes ſchnallte ſeine Feuerſporen an und flog den Flüchtlingen nach. Wohl ſah er ſie, aber ſie einzuholen war er nicht vermögend. Da rief das Roß des Argilus zurück: „Bruder! was läſſeſt Du Dir die Feuerſporen in die Rippen ſtoßen; ſie verbrennen Dein Eingeweide, ſo lange ſind ſie, und ereilen wirſt Du mich doch nicht. Es wäre beſſer, wir dienten friedlich einem Herrn." Taigaröt ſah dies ein, und wie ihm Holofernes wieder die Sporen in die Seiten ſtieß, ſchlug es aus und warf den Flammenkönig ab. Weil ſie eben hoch in der Luft waren, gerade oben bei den Sternen, fiel Holofernes ſo ſchwer

nieder, daß er ſich das Genick brach. Argilus aber brachte Zauberhelenen auf ihr Schloß zurück. Dort hielten ſie neuerdings eine große Hochzeit, lebten ſehr vergnügt, und leben noch, wenn ſie nicht geſtorben ſind.

Geſchichte der Devasmitâ.

Indiſches Märchen *).

Es giebt eine berühmte Stadt, Tamralipta genannt, in dieſer lebte ein reicher Kaufmann, Namens Dhanadatta. Da er noch keinen Sohn hatte, rief er viele Brahmanen zuſammen und ſagte zu dieſen, ſich ehrfurchtsvoll verneigend: „Sorget dafür, daß ich in kurzer Zeit einen Sohn erhalte.“ Die Brahmanen erwiederten: „Dies iſt durchaus nicht ſchwer, denn Alles vermögen die Brahmanen hier auf Erden durch Opferhandlungen, wie die Vedas ſie vorſchreiben, zu erreichen. Folgender Fall wird Dir ihre Macht beweiſen.

---

*) Deutſch von H. Brockhaus.

Es lebte vor alter Zeit ein König, der, obgleich er Hunderte von Frauen in seinem Palaste hatte, dennoch keinen Sohn erhielt. Er verrichtete die Opfercereмonien, die einen Sohn als Belohnung geben, und so wurde ihm endlich ein Sohn geboren, den er Jantu nannte, und der allen seinen Frauen lieblich erschien, wie der Aufgang des jungen Mondes. Der Knabe spielte einst auf den Knieen des Vaters, da biß ihn eine Ameise am Bein, worüber er laut zu schreien anfing. Der ganze Frauenpalast gerieth in Aufruhr, Alles schrie und weinte, und der König rief in Verzweiflung: „Mein Sohn, ach, mein Sohn!“ Nach kurzer Zeit aber beruhigte sich der Knabe wieder, da er die Ameise wegschleuderte, und der König fühlte mit Betrübniß, daß der einzige Grund seines Schmerzes der Besitz nur Eines Sohnes sei. Er rief daher die Brahmanen herbei und fragte sie in seinem Unglück: „Giebt es nicht irgend ein Mittel, wodurch ich viele Söhne erhalten kann?“ Die Brahmanen antworteten: „Es giebt, o König, ein Mittel dazu für Dich. Du mußt nämlich diesen einzigen Sohn tödten und all sein Fleisch im Feuer opfern; wenn Deine Gemahlinnen den Duft dieses Opfers riechen, werden sie

alle Söhne erlangen.“ Der König ließ nach dieſer Vorſchrift Alles thun, und erhielt eben ſo viel Söhne, als er Gemahlinnen hatte.

„So wie dieſem König, ſo werden wir auch Dir durch ein blutiges Opfer einen Sohn verſchaffen.“ So ſprachen die Brahmanen. Dhanadatta verſprach ihnen ein bedeutendes Ehrengeſchenk; ſie verrichteten darauf das Opfer, und nach kurzer Zeit wurde dem Kaufmann ein Sohn geboren, den er Subaſena nannte. Der Knabe wuchs allmälig heran, ſo daß der Vater ſich nach einer paſſenden Gemahlin für ihn umſah.

Dhanadatta reiſte mit ſeinem Sohne nach einem fernen Lande, um dort eine Schwiegertochter zu ſuchen, gab aber als Grund ſeiner Reiſe Handelsgeſchäfte an. Dort hielt er bei dem bedeutendſten Kaufmanne, Namens Dharmagupta, um deſſen Tochter Devaſmitá für ſeinen Sohn Subaſena an; Dharmagupta aber, der ſeine Tochter ſehr liebte und überlegte, wie weit Tamralipta entfernt ſei, lehnte die Verſchwägerung ab. Devaſmitá jedoch hatte den Subaſena geſehen, und ſeine Schönheit hatte ſo ihre Seele zu ihm hingezogen, daß ſie feſt entſchloſſen war, ihr väterliches Haus zu verlaſſen. Durch

eine Freundin veranlaßte ſie eine Zuſammenkunft mit dem Geliebten, und entfloh dann mit ihm und ſeinem Vater aus dem Lande. Sie erreichten glücklich Tamralipta, wo ſie mit einander vermählt wurden, und beider Gatten Seele wurde durch das Band gegenſeitiger Liebe feſt verknüpft. Nach einiger Zeit ſtarb der Vater, und Guhaſena wurde von ſeinen Verwandten aufgefordert, um die Handelsgeſchäfte zu beſorgen, nach dem Lande Kataha zu reiſen. Devaſmitâ aber wollte durchaus nicht zugeben, daß er dorthin reiſte, da ſie eiferſüchtig war und fürchtete, er würde ihr bei andern Frauen untreu werden. Während ſo nun ſeine Gemahlin die Reiſe nicht wünſchte, auf der andern Seite die Verwandten heftig in ihn drangen, wußte Guhaſena nicht, was er thun ſollte; er ging daher in einen Tempel, und ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, befolgte er ſtreng die aufgelegte Kaſteiung, indem er dachte: „Gott Siva möge mir das Mittel angeben, was ich in dieſer Angelegenheit thun ſoll.“ Devaſmitâ lebte mit ihm derſelben Kaſteiung. Da erſchien Siva beiden Gatten im Traume, und nachdem er jedem derſelben einen rothen Lotos geſchenkt, ſprach er: „Nehmt Jeder den Lotos,

den ich Euch hiermit gebe, in die Hand; wenn einer von Euch während der Trennung eine Untreue begehen sollte, so wird der Lotos in der Hand des Andern verwelken, sonst aber immer blühend sein." Bei diesen Worten erwachten beide Gatten, und sahen jeder einen rothen Lotos in ihrer Hand, der gleichsam ein Prüfstein der gegenseitigen Herzen sein sollte. Guhasena reiste nun ab, den Lotos in der Hand haltend, Devasmitâ aber blieb in ihrem Hause zurück, unverwandt ihre Blicke auf den Lotos richtend. Rasch gelangte Guhasena nach dem Lande Kataha und begann dort den Kauf und Verkauf von Edelsteinen. Vier junge Kaufmannssöhne bemerkten dort mit Erstaunen, daß er immer einen nie verwelkenden Lotos in der Hand hielt; sie führten ihn unter einem Vorwande in ein Haus, gaben ihm dort viel Wein zu trinken und befragten ihn um seine Verhältnisse und das Wunder des Lotos, was er ihnen auch in der Trunkenheit erzählte. Die jungen Kaufleute wußten, daß der Handel mit Edelsteinen und andern kostbaren Gütern den Guhasena noch lange von seiner Heimath würde entfernt halten, sie beredeten daher einen gemeinschaftlichen Plan, brennend vor Verlangen, seine Ge-

mahlin zu verführen, und reiſten ſchnell und unbemerkt nach Tamralipta. Hier angelangt, dachten ſie daran, eine günſtige Gelegenheit für ihre Zwecke aufzuſpüren, und gingen daher zu einer Prieſterin, Namens Vrgalarandika, die in einem Tempel des Buddha lebte. Sie begrüßten ſie mit großer Artigkeit und ſagten dann zu ihr: „Ehrwürdige Frau, wenn Du uns hilfſt, unſern Wunſch zu erreichen, ſo werden wir Dir viel Geld ſchenken.“ Sie antwortete: „Als Jünglinge wünſcht Ihr ſicher hier die Gunſt einer Frau zu gewinnen, ſprecht nur, ich werde Euch zum Ziele bringen, Geld aber verlange ich nicht, denn ich habe eine ſehr kluge Schülerin, Namens Siddhikari, durch deren Güte ich unzählige Summen erhalte.“ Die Kaufleute fragten darauf die Prieſterin: „Auf welche Weiſe haſt Du ein ſo bedeutendes Vermögen durch die Güte Deiner Schülerin erhalten?“ „Wenn ihr neugierig ſeid, es zu wiſſen, ſo will ich es Euch erzählen, hört!“

„Vor längerer Zeit kam ein Kaufmann aus dem Norden in dieſe Stadt; da er ſich hier niederließ, ſo ging meine Schülerin, nachdem ſie vorher ihre Geſtalt durch Zauberei verwandelt hatte, zu ihm, und erlangte

es durch Liſt, daß er ſie als Wirthſchafterin in ſein Haus nahm. Sie flößte dem Kaufmanne viel Vertrauen ein, und als ſie ihn ſicher gemacht, ſtahl ſie ihm all ſein Gold und ſchlich ſich damit bei der erſten Morgendämmerung heimlich aus ſeinem Hauſe. Indem ſie aus der Stadt, aus Furcht eingeholt zu werden, raſch herausging, ſah ſie ein Paria, der eine Trommel in der Hand hielt, er folgte ihr ſchnell nach, um ſie zu berauben. Sie kam an den Fuß eines großen Feigenbaums und bemerkte, wie der Paria ihr nahte; die Schlaue wandte ſich zu ihm und ſagte kläglich: „Ich hatte heute einen Streit mit meinem Manne, weil er mir untreu geworden war, ich habe daher das Haus verlaſſen, um zu ſterben; ſei Du ſo gütig, mein Lieber, und befeſtige mir den Strick an dem Baume.“ Der Paria dachte bei ſich: „Wenn dieſe Frau ſich ſelbſt das Leben nehmen will, warum ſollte ich ſie ermorden?“ und befeſtigte den Strick an dem Baume. Die verſchlagene Siddhikari ſagte darauf zu dem Paria: „Zeige mir doch, wie macht man die Schlinge feſt?“ Der Paria ſtellte ſich auf ſeine Trommel, ſteckte den Hals in die Schlinge und rief: „So macht man es!“ Siddhikari ſprang raſch

herbei und zertrümmerte die Trommel mit einem Fußtritte, so daß der Paria in der Schlinge hängen blieb und starb. Zu derselben Zeit sah sie auch von der Ferne der Kaufmann, der die Räuberin aller seiner Schätze aufzusuchen herbeikam, an der Wurzel des Baumes stehen. Kaum aber sah sie ihn kommen, als sie unvermerkt auf den Baum hinaufkletterte und, durch die Blätter ganz verdeckt, auf einen Zweig sich setzte. Als nun der Kaufmann mit seinen Dienern herankam, sah er nur den Paria an dem Stricke hängen, aber nirgends konnte er die Siddhikari entdecken. „Sollte sie etwa auf den Baum gestiegen sein," sagte er, und sogleich kletterte einer seiner Diener den Baum hinauf. Als dieser sie gefunden, sagte sie: „Du weißt, daß ich Dich immer geliebt habe, und da Du nun auch hier heraufgestiegen bist, so theile mit mir, Schöner, diese Schätze, komm, ich gehöre ganz Dir." Mit diesen Worten umarmte sie den Diener des Kaufmanns, der sich auch bethören ließ, küßte ihn und biß ihm plötzlich die Zunge ab. Von heftigem Schmerz erfaßt, stürzte er von dem Baume herunter, aus dem Munde Blut spuckend und nur mit Mühe unverständliche Laute ausstoßend. Bei diesem

Anblick erfaßte den Kaufmann Angſt und Schrecken, da er glaubte, daß ein Dämon jenen habe freſſen wollen, und raſch mit ſeinen Dienern fliehend, kehrte er in ſein Haus zurück. Siddhikari ſtieg nun von dem Baume herab, und da ſie in nicht geringer Angſt ſchwebte, ſo flüchtete ſie ſich mit dem Golde in mein Haus. So iſt meine Schülerin in allen Künſten und Zaubereien erfahren, und auf dieſe Weiſe auch, Ihr Kinder, habe ich durch ihre Güte Vermögen erhalten."

So ſprach die Prieſterin zu den jungen Kaufleuten, als zu derſelben Zeit ihre Schülerin herbeikam, ſie machte die Männer mit ihr bekannt und ſagte dann: „Jetzt, ihr Kinder, nennt mir den Gegenſtand Eurer Liebe, wer iſt die Frau, nach der Ihr verlangt, und bald werde ich ſie Euch verſchaffen." Die jungen Leute antworteten ihr: „Die Gemahlin des Kaufmanns Guhaſena, die Devasmitâ heißt, die iſt es, mit der wir Dich bitten, uns eine Zuſammenkunft zu verſchaffen." Die Prieſterin verſprach ihnen, daß ſie es thun wolle, und überließ ihnen ihr eigenes Haus zum Wohnen. Sie ging darauf mit ihrer Schülerin nach dem Hauſe des Guhaſena, machte ſich die dort befindliche Dienerſchaft

durch ein Geſchenk von Eßwaaren gewogen und betrat dann das Haus; nur eine Hündin, die an der Kette lag, und ſonſt nie einen Eintretenden zurückhielt, hemmte ſie, als ſie im Begriff war, die Thürſchwelle zu Devaſmitâ's Zimmer zu betreten; als Devaſmitâ dies ſah, ſchickte ſie eine Dienerin der Prieſterin entgegen und bat hereinzutreten, im Stillen denkend: „weswegen mag dieſe Frau wohl zu mir kommen?" Die Prieſterin trat nun herein- gab der tugendhaften Devaſmitâ ihren Segen, die auch mit verſtellter Höflichkeit ihr dankte, und ſagte dann: „Immer ſchon habe ich lebhaft gewünſcht, Dich zu ſehen, heute ſogar habe ich Dich im Traume geſehen, es erfaßte mich daher eine wahre Sehnſucht, und ſo bin ich hergekommen, Dich zu beſuchen." „Mein Herz thut mir wahrhaft wehe, daß ich Dich ſo von Deinem Gemahle getrennt weiß, denn Jugend und Schönheit tragen nicht ihre Früchte, wenn ſie des Genuſſes mit dem Geliebten entbehren." Mit dieſen und ähnlichen Reden ſuchte die Prieſterin die treue Frau erſt vertrauensvoll zu machen, empfahl ſich ihr aber ſchon nach kurzer Zeit und kehrte in ihre Wohnung zurück. Am andern Tage ging ſie wieder in das Haus der Devaſmitâ, nahm aber ein

Stück Fleisch mit, das tüchtig mit zerstoßenem Pfeffer bestreut war; als sie hereintrat, gab sie der Hündin an der Thüre das Stück Fleisch, und diese verzehrte es auch mitsammt dem Pfeffer. Durch den Pfeffer flossen dem Thiere ununterbrochen Thränen aus den Augen und der Nase. In demselben Augenblicke trat die Priesterin zu Devasmitâ in das Zimmer, die sie gastfreundschaftlich aufnahm, und fing dann heftig zu weinen an. Devasmitâ fragte sie besorgt, was ihr fehle, da antwortete sie mit Anstrengung: „Ach meine Freundin, sieh doch nur diese Hündin, wie sie jetzt da draußen weint; denn so eben erkannte sie mich wieder als ihre Lebensgefährtin in einem frühern Dasein, und deswegen fing sie an zu weinen, aus Mitleiden fließen daher auch meine Thränen." Nach diesen Worten sah Devasmitâ draußen nach der Hündin und bemerkte, daß sie fast zu weinen schien, aber zugleich dachte sie bei sich: „Was mag das Wunder bedeuten?" Die Priesterin sagte dann: „Mein Töchterchen, in einem frühern Dasein waren ich und jene die beiden Gemahlinnen eines Brahmanen; unser Gemahl mußte oft auf Befehl des Königs, um seine Aufträge zu besorgen, hierhin und dorthin weit in ferne

Länder reisen. Während er nun abwesend war, lebte ich nach freier Lust mit andern Männern, so daß dieser Leib nicht um seine Genüsse betrogen wurde; denn mit Recht nennt man es das höchste Gesetz, an den zu einem Körper vereinigten Elementen und Sinnen nicht zum Verräther zu werden; aus diesem Grunde, mein Töchterchen, bin ich hier auf der Erde wiedergeboren worden als eine solche, die sich ihres frühern Daseins erinnert. Die andere Gemahlin aber bewahrte ihren Gatten, obgleich er von Allem nichts erfuhr, ihre Treue, deswegen ist sie als Hündin wiedergeboren worden, doch erinnert auch sie sich ihres früheren Daseins." „Welch ein Gesetz ist das? sicher hat diese Priesterin hier eine Betrügerei vorgenommen," also dachte Devasmitâ bei sich selbst, aber verständig sagte sie zu der Priesterin: „Ehrwürdige Frau, ich habe bis dahin diese Pflicht nicht gekannt, sei daher so gütig und verschaffe mir eine Zusammenkunft mit irgend einem liebenswürdigen Manne." Da sagte die Priesterin: „Es sind ein paar junge Kaufleute aus einem fernen Lande hier angekommen, ich will diese zu Dir führen." Nach diesen Worten kehrte sie höchlich vergnügt nach Hause zurück. Devasmitâ aber rief ihre

Dienerinnen herbei und ſagte: „Gewiß haben dieſe elenden Menſchen den nie welkenden Lotos in der Hand meines Gemahls geſehen, ihm Wein zu trinken gegeben, und ihn neugierig um ſeine Verhältniſſe befragt, und ſind nun, um mich zu verführen, von jenem Lande hierher gereiſt; die ſchlechte Prieſterin hat ſich gewiß mit ihnen vereint. Bringt mir daher raſch Wein herbei, thut den Saft von Stechäpfeln hinein und laßt einen eiſernen Hundefuß machen.“ Die Dienerinnen thaten, wie ihnen Devaſmitâ befohlen hatte, und eine der Dienerinnen mußte auf ihren Befehl ihre Kleider anziehen, um ſie vorzuſtellen. Die jungen Kaufleute zankten ſich, wer der erſte ſein ſollte; die Prieſterin wählte daher einen von ihnen aus und ging, als es Abend geworden, mit dieſem fort, den ſie, damit er nicht entdeckt würde, in die Kleider ihrer Schülerin geſteckt hatte, führte ihn in das Haus der Devaſmitâ hinein und entfernte ſich dann unbemerkt. Die Dienerin, welche die Rolle der Devaſmitâ übernommen hatte, gab dem jungen Kaufmann mit großer Artigkeit den mit Datura vermiſchten Wein. Durch den Wein verlor er bald ſeine Beſinnung, die Dienerinnen nahmen ihm darauf ſeine Kleider und Koſt-

barkeiten, brannten ihm dann auf die Stirne das Zeichen eines Hundefußes, brachten ihn aus dem Hauſe und warfen ihn nackt in eine mit Unrath angefüllte Grube. In der letzten Wacht der Nacht kam er wieder zur Beſinnung, und fand ſich zu ſeinem großen Erſtaunen in einer Grube liegen, die er als die Hölle betrachten konnte, die ſeine Laſter ihm bereitet hatten. Er ſtand nun auf, nahm ein Bad, wobei er das Zeichen auf ſeiner Stirn entdeckte, und kehrte dann nackt, wie er war, in das Haus der Prieſterin zurück. „Mich ſoll nicht allein dieſer Spott treffen," dachte er und ſagte daher den übrigen Freunden: „Als ich zurückging, bin ich beſtohlen worden." Er gab dann vor, daß wegen des Wachens und des vielen Weines, den er getrunken, ihm der Kopf wehe thue, und band ſich daher ein Tuch um den Kopf. Auch der zweite Kaufmann, als er am nächſten Abend in das Haus der Devasmitä kam, erduldete dieſelbe Beſchimpfung; als er nun nackt zurückkam, ſagte er: „Ich hatte dort meine Kleider und Schmuckſachen hingelegt, und als ich weggehen wollte, wurden ſie mir von Räubern genommen." Auch er band ſich unter dem Vorgeben von Kopfſchmerzen ein Tuch um, verbarg ſo das

Brandmal auf ſeiner Stirne. So erlangten alle die vier jungen Kaufleute Beſchimpfung, ein Brandmal und den Verluſt ihrer Kleider und Schätze. Ohne der Prieſterin die erlittene Schmach zu verrathen, indem ſie dachten: „Möchte es ihr doch eben ſo ergehen!“ reiſten ſie ab. Die Prieſterin ging am andern Tage mit ihrer Schülerin zu der Devaſmitâ, erfreut, daß ihr Vorhaben gelungen war. Devaſmitâ empfing ſie mit großer Artigkeit und brachte ſogleich, um ihr ihre Dankbarkeit zu bezeigen, den mit Datura gemiſchten Wein herbei, den ſie ihr zu trinken gab; als die Prieſterin und ihre Schülerin davon berauſcht waren, ſchnitten die Dienerinnen der Devaſmitâ ihnen Ohren und Naſe ab und warfen ſie dann in den ſchmutzigen Graben. Von dem Gedanken gequält: „Wenn dieſe Kaufleute zurückkehren, können ſie vielleicht meinen Gemahl erwerben,“ ging Devaſmitâ zu ihrer Schwiegermutter und erzählte ihr Alles, was vorgefallen war. Die Schwiegermutter ſagte darauf: „Meine Tochter, Du haſt Recht gethan, aber freilich meinem Sohn kann dies einſt viel Unheil bereiten.“ Da erwiederte Devaſmitâ: „Wie einſt Sattimati durch Klugheit ihren Gemahl rettete, ſo werde

auch ich den meinen retten.“ „Wie rettete denn Saktimati ihren Gemahl,“ fragte die Schwiegermutter, „ſag' mir das, Tochter.“ Da erzählte Devasmitâ:

„In unſerm Lande hier, in der Stadt, war ehemals ein mächtiger Mahayakſha, unter dem Namen Manibhadra berühmt, deſſen Tempel unſere Vorfahren mit reichen Gaben beſchenkten. Die Einwohner, um irgend einen Wunſch erfüllt zu ſehen, gingen zu ihm hin und brachten ihm Opfer und Gelübde dar. Es galt damals das Geſetz: „Welcher Mann in der Nacht mit der Frau eines Andern angetroffen wird, der ſoll zugleich mit ihr in den Tempel des Yakſha gebracht, und am andern Morgen ſollen Beide in die königliche Rathsverſammlung geführt, und nachdem ihr Verbrechen bekannt gemacht worden, hingerichtet werden.“ Einſt nun wurde in der Nacht der Kaufmann Samudradatta von den Stadtwächtern mit der Frau eines Andern angetroffen: ſie führten ihn und die Frau zu dem Tempel des Yakſha, ſtießen Beide hinein und verſchloſſen ihn dann mit einem feſten Riegel. In kurzer Zeit erfuhr die Gemahlin des Kaufmanns, Namens Saktimati, eine Frau von großer Klugheit und ihrem Gatten treu er-

geben, was sich zugetragen hatte: sie faßte rasch einen Entschluß, verkleidete sich und ging dann in der Nacht, von einer Freundin begleitet und eine Opfergabe tragend, zu dem Tempel des Makšla hin, der Priester, durch die Aussicht auf ein reiches Ehrengeschenk verlockt, erlaubte ihr den Eintritt und öffnete ihr das Thor, dann ging er zu dem Stadtaufseher, um das Vorgefallene zu melden. Saktimati trat nun herein und fand ihren Gatten und die andere Frau in tiefster Beschämung, sie gab der Fremden ihre Kleider und sagte ihr: „Geh nun rasch aus dem Tempel heraus!“ So unter der Verkleidung der Saktimati ging sie in der Finsterniß ungehindert hinaus, während Saktimati bei ihrem Gemahle zurückblieb. Am andern Morgen kamen die Diener des Königs um nachzusehen, und fanden zu ihrem Erstaunen den Kaufmann mit seiner eigenen Gattin eingeschlossen. Als der König dies erfuhr, befahl er, den Kaufmann aus dem Tempel des Makšla frei herausgeben zu lassen, und bestrafte dagegen den Stadtaufseher.“

„So rettete,“ fuhr Devasmitá im Gespräch mit ihrer Schwiegermutter fort, „vordem Saktimati ihren Gemahl durch Klugheit, und so will auch ich zu mei-

nem Gemahle reisen, und ihn durch List zu retten suchen."

Devasmitâ legte darauf die Kleidung eines Kaufmanns an, befahl ihren Dienerinnen dasselbe zu thun, bestieg mit ihnen ein Schiff, unter dem Vorgeben, Handelsgeschäfte zu besorgen, und reiste nach dem Lande Kataha, wo ihr Gemahl sich aufhielt. Als sie ankam, sah sie ihren Gatten Subasena frei unter den übrigen Kaufleuten umhergehen, was ihr neuen Muth gab; auch er bemerkte sie von der Ferne in ihrer Männerverkleidung, sah sie scharf an und dachte bei sich: „Wer mag dieser Kaufmann sein, der meiner Geliebten so täuschend ähnlich sieht?" Devasmitâ ging darauf zum Könige des Landes und sagte: „Ich habe eine Klage vorzubringen, laß daher alle Deine Unterthanen zusammenrufen." Der Könia ließ allen Bürgern befehlen, sich zu versammeln, und sagte dann neugierig zu Devasmitâ: „Sprich, was ist Dein Begehren!" Devasmitâ erwiderte: „Vier Sclaven sind mir entlaufen und befinden sich unter den hiesigen Einwohnern ich bitte, daß der Könia mir diese ausliefern wolle." Da sprach der Könia: „Alle meine Unterthanen sind hier

verſammelt, ſuche Deine Sclaven aus ihnen heraus, und wenn Du ſie wiedererkennſt, ſo nimm ſie zurück.“ Sie ging prüfend umher und bezeichnete die vier jungen Kaufmannsſöhne, die ſie vor einiger Zeit in ihrem Hauſe ſo ſchimpflich behandelt hatte, und die noch immer Tücher um ihren Kopf gebunden trugen. Alle die übrigen dort verſammelten Kaufleute riefen wüthend: „Das ſind ja die Söhne unſerer erſten Handelsherren, wie können die Deine Sclaven ſein?“ Rubiq erwiderte Devaſmitâ: „Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, ſo betrachtet einmal ihre Stirnen, die ich mit einem Hundefuße gebrandmarkt habe.“ Die Kaufleute thaten dies ſogleich, riſſen allen Vieren die Binden von dem Kopfe und ſahen wirklich den Hundefuß auf ihrer Stirne eingebrannt. Die Kaufleute waren tief beſchämt, der König aber fragte voll Erſtaunen die Devaſmitâ: „Was bedeutet das? ſprich!“ Da erzählte ſie Alles, was ſich begeben hatte, die verſammelten Leute lachten und der König ſagte: „Nach vollem Rechte ſind dieſe Deine Sclaven, führe ſie fort.“ Die übrigen Kaufleute aber gaben ihr, um die vier aus der Sclaverei loszukaufen, eine große Summe Geldes und

zahlten auch eine bedeutende Strafe an den König. So erlangte die tugendhafte Devasmitâ ihren Gemahl wieder, und von allen edeln Männern geehrt, kehrte sie in ihre Heimath Tamralipta zurück, und nie wieder trennte sie sich von dem geliebten Gatten.

Der Fall Amurath's

oder

das Schickſal der Tyrannei.

Ein arabiſches Mährchen.

Der Tyrann zittere unter den grauſamen Entwürfen ſeines Herzens, und wiſſe, daß er mit der Ruthe ſeiner Unterdrückung zuletzt ſelbſt wird gezüchtigt werden, und daß das Schwert ſeiner Grauſamkeit ſich gegen ſein eigenes unmenſchliches Herz kehren wird. Denn Gerechtigkeit und Milde ſind die beſten Schutzengel der Macht eines Fürſten und ſein Thron muß, wenn er feſtſtehen ſoll, auf der Liebe ſeines Volkes ruhen.

Almoran, der Beherrſcher der Nationen, der ſchwache Tyrann des Orients, war von dem Thron

ſeiner Vorfahren durch Abulfreda, den Hauptmann ſeiner Janitſcharen, den ſeine Popularität und ſein Ehrgeiz auf den kaiſerlichen Sofa erhoben hatten, verjagt worden, und der abgeſetzte Sultan, verabſcheuet von dem Volk, das er unterdrückt hatte, und unfähig, eine Partei zu ſammeln, um ſeine Erbanſprüche geltend zu machen, brachte den ſchwachen Ueberreſt ſeiner Tage in den Einöden der Dunkelheit und des Mangels zu.

Aber als im Verlauf der Zeit Abulfreda's Aſche gleichfalls zu der ſeiner Vorfahren geſammelt worden war, ſo fing, da er Kinder hinterließ, die zu jung waren, um die ſchwere Laſt der Regierung auf ihre Schultern zu nehmen, das Volk tiefes Mitleiden mit dem verbannten Sohn Almoran's zu empfinden an, und die Janitſcharen, die die Beſchützung der Gläubigen einem unerfahrnen Jüngling nicht anvertrauen wollten, riefen Amurath aus ſeinem Exil auf den Thron, indem ſie hofften, daß die Leiden des Vaters dem aufſtrebenden Sohn ein warnendes Beiſpiel ſein würden.

Aber nicht immer iſt Unglück die Schule der Mäßigung, und die zarte Blume der Tugend pflegt zuweilen in dem Schatten der Dunkelheit auszuarten. Der Krebs

des Grams war dem erlauchten Flüchtling geweſen, was der Reſt der polirten Fläche des ſchön gearbeiteten Stabls iſt: er hatte den Glanz, der eine Herrſcherſeele zieren ſollte, verwiſcht und das edle Werk, welches das Herz eines Mannes ſchmücken ſollte, vertilgt.

Schwarzer Argwohn zernagte die Bruſt des finſtern Amurath und vor giftiger Rache ſchnaubte ſein wildes, blutdürſtiges Herz.

Kaum hatte er den Thron ſeiner Vorfahren beſtiegen, ſo brachen ſeine teufliſchen Leidenſchaften in einem Strom von Rache gegen ſein armes verlaſſenes Volk aus. Alle, welche ſeinem argwöhniſchen Herzen Almoran's Familie begünſtigt zu haben ſchienen, wurden dem Schwert und der Bogenſehne aufgeopfert, und die elenden Verläumder, welche ſeine Ohren mit Erzählungen von erdichteten Verſchwörungen anfüllten, wurden mit Reichthümern und Ehrenſtellen überhäuft, während die unſchuldigen Opfer des Argwohns mitten unter ſchrecklichen Qualen ihr Leben ausſeufzten.

Die erſten Opfer ſeiner Wuth war die Familie des letztverſtorbenen Herrſchers und das Zepter ſchien in ſeiner Hand zu zittern, ſo lange noch ein Sprößling von

dieſem Stamm übrig war. Selbſt über ſeine Weiber und Beiſchlaferinnen erſtreckte ſich dieſes fürchterliche Blutbad, diejenigen allein ausgenommen, welche durch den beſonderen Glanz ihrer Reize die Wuth ſeines Zorns erſtickten und ſeinem Herzen eine andere eben ſo wilde und tobende Leidenſchaft einflößten.

Von allen Kindern Almoran's entkam allein Selim, der als ein unmündiges Kind von einer treuen wachſamen Sclavin fortgeführt und als Landmann in den lachenden Thälern von Cirkaſſien, den Wohnplätzen der blühenden Unſchuld und Liebe, auferzogen wurde.

Der unerſättliche Tyrann ſchäumte vor Wuth über ſein Mißgeſchick, und das feige Blut verließ ſeine Wangen, als er an ſeine Entweichung dachte. Er ſetzte einen hohen Preis auf den Kopf des Kindes und der Sclavin, und befahl ſeinen Emiſſarien bei Todesſtrafe, ihn in ſeine Hände zu liefern.

Schon achtzehn Sommer hatten in friedſamer Fruchtbarkeit lächelnd Amurath's Staaten beſchienen, und gleichwohl blickte der Cherub Friede noch nicht lächelnd auf das Herz des boshaften Tyrannen herab; achtzehn Winter hatten ſich bereits ſeit der Flucht des kleinen Selim in

ſtürmiſcher Majeſtät über die nördlichen Inſeln gelagert, und noch ſah die umwölkte Stirn des Sultans Amurath dunkler als der nördliche Himmel aus; denn der gefürchtete Flüchtling war trotz aller Nachſuchung unentdeckt geblieben, und fruchtlos waren ſeine Bemühungen und ſeine Verfolgungen geweſen.

Aber die Eiferſucht eines Tyrannen dauert länger als eherne Denkmäler, und ſein Argwohn verbreitet ſich weiter als der ſüdöſtliche Mehlthau. Die Sclaven des Despotismus ſind in ihrem Gewerbe des Todes weit betriebſamer als der Geier, der auf menſchlichen Gräbern ſich nährt. Selim's Aufenthalt wurde noch immer von den Spionen des Hofes aufgeſucht, und Tauſende hofften zu Ehren und Reichthümern zu gelangen, wenn ſie die Entdeckung vor den Ohren des Königs bekannt machten.

Aber Selim, der die gefährliche Hoheit ſeiner Geburt nicht kannte, cultivirte ohne Geräuſch ſein genügſames Herz. Der klare Bach, der ſein kleines Feld durchſchlängelte, ſtillte mit ſeinem kühlenden Ueberfluß ſeinen Durſt, und flößte ihm durch ſeinen murmelnden Geſang Gefühle der Zärtlichkeit ein. Seine Früchte

und seine Kräuter versahen, zugleich mit der Milch von seiner kleinen Heerde, seine Tafel mit Speisen. Seine niedrige Hütte schützte ihn gegen die Dünste der Nacht, und seine duftende Laube gegen die drückende Hitze des Tages, und sein Leben war ein abwechselndes Reich von betriebsamer Zufriedenheit, die seinen Körper mit Gesundheit stärkte, und von frommen Betrachtungen und Gebeten, welche seine tugendhafte Seele zu den erhabenen Freuden des Himmels emporhoben. O Stille blühender Unschuld und Freude! O Reich ländlicher Harmonie und Liebe! Die Morgensänger weckten ihn mit dem ersten Schimmer der Morgenröthe zu seinen munteren Arbeiten auf; das Gesumse geschäftiger Bienen, die seine Laube umschwärmten, unterhielt ihn bis zu seiner mittäglichen Ruhe und der Vogel, der in die blühende Rose verliebt, zärtliche Lieder singt, wirbelte ihn jeden Abend in einen sanften Schlaf.

Die blühende Arba hatte die Reize seiner kraftvollen Gestalt geschauet und die zärtlichen Seufzer bemerkt, die aus seiner gepreßten Brust sich drängten; denn die jugendliche Schönheit der lächelnden Arba machte auf Selim's Herz einen tiefen Eindruck; die Vorzüge ihres

Geiſtes waren ſeinem durchdringenden Blick nicht entgangen, und ſein Buſen glühte für die keuſche Einfalt des ländlichen Mädchens.

Cirkaſſien hatte nie ein reizenderes Paar geſehen. Stattlich war der Jüngling wie die Cedern des Libanons, und das Mädchen war weit liebenswürdiger als die Myrte in ihrer Blüthe. Wenn Würde und Ehrfurcht auf ſeinen ausdrucksvollen Augenbrauen majeſtätiſch ſaßen, ſo waren Frohſinn und Wahrheit auf ihrer glänzenden Stirn ausgedrückt. Seine ſchwarzen Augen waren wie die der Adler voll Geiſt und Feuer, ihre, denen einer Turteltaube gleich, ſchmachteten von Zärtlichkeit und Liebe, oder ſchienen wie das Azurgewölbe des Himmels voll Milde und Ruhe.

Aber Selim's Zufriedenheit ſollte nicht ewig dauern. Der finſtere Haß des Tyrannen war noch immer wach, und obgleich die tödtlichen Abgeſandten ſeiner Grauſamkeit den Feind ſeiner Ruhe nicht entdecken konnten, ſo merkten dennoch die Mächte der Hölle auf das Gebet ſeiner Wuth.

Als Amurath auf ſeinem königlichen Lager ganz verwirrt lag, neue Grauſamkeiten in ſeiner ſchwarzen

Seele ausbrütete, und eingebildete Gefahren vor dem entflohenen Sprößling des Herrschers Almoran seine Phantasie peinigten, so wurde er durch die plötzliche Erscheinung der Sclavin, die das Kind Selim seiner Wuth entrissen hatte, in eine heftige Bewegung gesetzt. Die Sorgen des Alters hatten sich um ihre umwölkte Stirn gelagert, und am Fuß seines Lagers stehend, redete sie ihn mit schwacher Stimme also an: „O Statthalter des Propheten, unsterblicher Amurath! Du Beherrscher der Fürsten und gefürchteter Herr der Nationen, willst Du den Worten Deiner Sclavin ein geneigtes Gehör schenken? mir sind die ängstlichen Bekümmernisse Deines Herzens oder die schrecklichen Sorgen unbekannt, die Du in Betreff des kleinen Selim's empfunden hast, den ich vor Deiner Wuth verbarg.

Aber Friede kehre zu dem königlichen Amurath zurück! Das Herz des Herrn der Nationen möge wieder von Ruhe bewohnt werden, denn Selim, Dein gefürchteter Feind, soll in Deine Hände geliefert werden.

In dem Thal von Guiassien verbirgt er die stolzen Entwürfe seines rebellischen Herzens und hüllt seinen hohen Uebermuth in die Niedrigkeit eines Schäfergewandes

ein. Unbekannt wie der hochmüthige Erbe des Verräthers Almoran, lebt er in Dunkelheit und verstellter Zufriedenheit, und wird blos mit dem Namen des muntern Landmanns der glücklichen Hütte bezeichnet.

Strecke daher den rechten Arm Deiner Macht aus und zerstreue das drohende Ungewitter, bevor es ausbricht. Zerschmettere mit Deiner Herrscherferse das Haupt der jungen Schlange, bevor sie einen Stachel zum Verwunden bekommen hat.

Aber Dein Grimm darf nicht mit seinem Tode erlöschen; denn Deine Rache muß auch Deinen Wünschen ein angenehmes Opfer bringen. Arba, der schöne blühende Stolz von Circassien, mit Reizen geschmückt, die alle Schönheiten Deines Serails bei weitem übertreffen, ist den Armen Deines Nebenbuhlers bestimmt. Sie sollst Du zur Genossin Deines nächtlichen Lagers erheben und in überirdischen Reizen schwelgen.

Ich danke Dir, rief der Tyrann vor beschafter Freude aufspringend, ich danke Dir für das dargebrachte Geschenk. Angenehm ist mir die Nachricht und groß soll Deine Belohnung sein. Aber vorher mußt Du für die Qual, die Du mir durch eine so lange Verheimlichung

meines Feindes verurſacht haſt, büßen. Wache! bringt die Folter, denn da die Beleidigung vorausgegangen iſt, ſo muß auch die Beſtrafung vorausgehen.

Ungeheuer! rief das bedrohte Opfer, indem ſie zu einer Rieſengröße anſchwoll und mit ihren teufliſchen Zähnen knirſchte, während ihre dunkelen Fittige aus ihren ungeſtalteten Schultern hervordrangen, Deine Rache und Deine Foltern ſind vergeblich. Den Flüchtling, vor dem Du Dich fürchteſt, kannſt Du an dem angezeigten Ort finden; aber der Engel des Todes hat die treue Sclavin Deiner Macht entrückt.

Ein Donnerſchlag erſchütterte das Serail, als ſie ſo ſprach, und der böſe Dämon verſchwand in der Luft.

Amurath bot ſeine beſtürzte Wache auf, und befahl ihnen Selim und Arba, die Opfer ſeiner Rache aufzuſuchen und vor ihn zu bringen, damit ſeine Augen ſich an den zuckenden Qualen des einen und ſeine ſinnlichen Triebe ſich an den blühenden Reizen der anderen weideten.

Die Janitſcharen eilten, ihren Auftrag zu erfüllen. Die beiden Liebenden überließen ſich ganz unbefangen den ſüßen Gefühlen einer zärtlichen und unſchuldigen

Liebe und ſanken, während ihre Phantaſie ihr künftiges Glück ihnen mit entzückenden Bildern ausmalte, in Selim's Laube einer in die Arme des andern, als die grauſamen Abgeordneten in dieſe friedliche Wohnſtätte hereinſtürzten. Das unſchuldige Paar gerieth in Beſtürzung und Verwirrung. Aber Angſt und Schrecken wechſelten in ihrem Herzen mit einander ab, als von dem Anführer der Rotte der Rang des unwiſſenden Selim's öffentlich bekannt gemacht und der grauſame Befehl des Tyrannen Amurath producirt wurde.

Nun erſt waren dem königlichen Jüngling die ſterbenden Worte ſeiner vermeinten Mutter verſtändlich, als ſie ihn zum letzten Mal umarmend bat, daß ewige Vergeſſenheit auf dem unglücklichen Geheimniß ſeiner Geburt ruhen möge.

Arba riß, ihrer Sinne faſt ganz beraubt, ihre braunen Locken von ihrem liebenswürdigen Haupt und rief mit überſtrömenden Augen, die ſie zu dem weniger ſchönen Gewölbe des Himmels aufſchlug, Gott und ſeinen Propheten laut um Hülfe an, während der unglückliche Liebhaber in eine Bildſäule der Verzweiflung

verwandelt, ſeine plötzliche Angſt blos durch ſeine Seufzer auszudrücken vermochte.

Die unbarmherzigen Janitſcharen waren nun im Begriff ihre hilfloſe Beute wegzuſchleppen, als der Fluß, der den Garten des gläubigen Selim durchkreuzte, plötzlich zu einem ungeſtümen Strom anſchwoll und die Wache zugleich mit den Gefangenen fortriß, und als das Waſſer wieder abgelaufen war und die zitternden Janitſcharen das Ufer erreicht hatten, fanden ſie die liebenswürdige Arba halb ertrunken in ihren Armen, aber Selim war nirgends zu ſehen.

Schrecken und Beſtürzung herrſchte jetzt unter dem wilden Haufen und weil ſie zu ihrem wüthenden Herrn ohne den furchtbaren Sohn nicht zurückzukehren wagten, ſo beſchloſſen ſie, ſich in dem ganzen Lande zu zerſtreuen, um ihn lebendig oder todt aufzuſuchen.

Selim war mittlerweile von dem Strom eine beträchtliche Strecke weggeſchwemmt, und ganz empfindungslos an das Ufer an der Seite eines entfernten Waldes geworfen worden. Die warmen Strahlen der Sonne zerſtreuten bald die finſtern Nebel, die den Lebensſtrahl

verdunkelten und der Sohn Almoran's fing wieder an zu athmen.

Der ängſtliche Liebhaber warf nun wild ſeine Augen umher, aber blickte vergebens nach dem theuren Gegenſtande ſeines Herzens; und fing, von Verzweiflung gepeinigt, und ungewiß wegen des Schickſals ſeiner Arba über den grauſamen Zufall zu jammern an, der ihn von dem Untergang im Waſſer gerettet hätte, als eine plötzliche Erleuchtung den Wald überſtrahlte und in einer Weihrauchwolke, die lieblicher duftete als alle Wohlgerüche Arabiens, der Genius Nuradin vor ihn trat und ihn mit ſeinem angenehmen Auftrag erfreute.

„Ueberlaß Dich nicht der Verzweiflung, o treuer Liebhaber der tugendhaften Arba, Du beſtimmter Beherrſcher der Nationen des Orients. Gerettet iſt der ſchöne Gegenſtand Deiner Liebe aus dem überwältigenden Strom, und Nuradin's Schutz wird ſie unverletzt für Deine Umarmungen erhalten. Aber erhebe Dich, edler Jüngling, zu tuhneren Thaten und merke auf die Stimme Deines Vaterlandes. Die Schrecken der Tyrannei ſchleichen ungehindert umher und Du allein kannſt der Schild eines Dir ergebenen Volkes ſein. Da Amu-

rath Dir alſo nicht erlaubt ein Unterthan im Frieden zu ſein, ſo faſſe den Entſchluß ein Beherrſcher durch Krieg zu werden. Reif ſind die Nationen zur Empörung und blos der Mangel an einem Anführer iſt bis jetzt die einzige Sicherheit des unmenſchlichen Tyrannen geweſen. Dieſer Mangel iſt jetzt gehoben und meine Sorge ſoll es ſein, unter den Verhüllungen, welche ich zur Erreichung Deines Vorhabens für zweckmäßig halte, der Welt Deine Abſichten und Deinen Aufenthalt bekannt zu machen. Aber erinnere Dich, Selim, unter allen Verſuchungen der Macht, daß Tugend und Klugheit Dich auf den Thron erhoben haben. Laß niemals das Herz Größe verblenden oder Ueberfluß bethören, welches unter allen Prüfungen des Mangels ſich unbefleckt erhalten hat. Immer möge das unglückliche Beiſpiel Amurath's ſich Deinen Augen mit Abſcheu darſtellen und ſein nahes Ende Dir eine warnende Lehre ſein. So wird Selim einſehen, daß um Wohlthaten und Gerechtigkeit zu verbreiten, der Zepter ſeinen Händen anvertraut iſt, und ſein dankbares Volk ſeine glückliche Regierung ſegnen."

Der Genius verſchwand, wie er ſo geſprochen hatte, und der beſtürzte Selim warf ſich nieder auf die Erde,

indem er in Dank gegen den gütigen Alla ausſtrömte und um mächtigen Beiſtand gegen die Verſuchungen bat, womit Schmeichelei und der Stolz einer unumſchränkten Macht die Throne der Fürſten zu umlagern pflegen.

Die Nachricht von Selim's Entweichung verbreitete ſich bald durch das ganze mißvergnügte Reich und das unterdrückte Volk, das ihn als einen Engel der Erlöſung betrachtete, ſtrömte haufenweiſe zu ſeiner Fahne hin, ſelbſt die Janitſcharen, welche ſeine liebenswürdige Aróa in Verhaft genommen hatten, ſtießen, weil ſie wohl wußten, daß, wenn ſie zu dem Tyrannen zurückkehrten, der Tod ihr unvermeidliches Loos ſein würde, da ſie den Sohn Almoran's hätten entwiſchen laſſen, zu der übrigen Menge, ſobald ſie den Ort ſeines Aufenthalts erfahren hatten und riefen, ſich ihm zu Füßen werfend, ihn als ihren Sultan aus, indem ſie ihm zu gleicher Zeit das, was er mehr als Krone und Zepter ſchätzte, die Auserwählte ſeines Herzens mit ungeſchwächten Reizen darſtellten.

Der zitternde Tyrann hörte die Nachricht von dieſer Empörung mit dem äußerſten Schrecken, ſchloß ſich in ſeinem Serail ein und überließ ſich der Verzweiflung.

Hier blieb er, einem Unſinnigen gleich, ganz unentſchloſſen, bis er von Selim und ſeiner Armee umzingelt war. Die Thüren wurden alsbald von den Domeſtiken aufgeſprengt, die froh waren einem neuen Sultan huldigen und ein Ungeheuer verrathen zu können, dem ſie bis dahin mit Schrecken und Abſcheu gehorcht hatten, und Selim, der ſein Schwert in des Verworfenen Bruſt ſtieß, rief laut: das iſt das Schickſal des Despotismus und der Grauſamkeit und ſo muß der Argwohn blutdürſtiger Tyrannen durch die grauſamen Mittel realiſirt werden, die ſie anwenden, um die Erfüllung deſſelben zu verhindern. Möge es nur immer unſer Stolz ſein nach den Neigungen unſeres Volkes zu herrſchen, um unſern Thron durch Menſchlichkeit und Gerechtigkeit feſt zu gründen und ihn unſern Nachkommen dadurch zu ſichern, daß wir jedem jugendlichen Herzen die Lehren der Weisheit, des Wohlwollens und der Frömmigkeit einprägen.

Hierauf gab er Befehle, daß kein anderes Opfer, von welchem Rang es ſei, weiter aufgeopfert werden ſollte, damit die ſtrenge Gerechtigkeit ſeiner künftigen Regierung dadurch, daß ſie aus einem ausgedehnten Felde

von Milde entſpränge, mit keinen Vorwürfen von Strenge oder perſönlicher Rache befleckt und mit Ehrfurcht und Schrecken von ſeinen Unterthanen betrachtet würde.

Als der Aufruhr ſich gelegt hatte, führte er die blühende Arba auf ſeinen Thron und ſetzte, nachdem er die Thüren des Serails hatte weit öffnen laſſen, die reizende Cirkaſſierin zu ſeiner Rechten, die eine große Reihe von Jahren hindurch ohne eine Nebenbuhlerin die zärtlichſte Zuneigung ihres Gemahls beſaß und das Glück eines mächtigen und tugendhaften Regenten theilte, während deſſen Herrſcherperiode zwar das Laſter zuweilen unbeſtraft bleiben mochte, aber weder der Beleidigte jemals vergebens um Hilfe, noch der Tugendhafte und der ſich auszeichnende Mann umſonſt um Belohnung nachſuchte.

Aus Rübezahl's Streichen*).

Eine Gesellschaft vornehmer Badegäste in Warmbrunn hatte sich vereinigt, um einen böhmischen Edelmann zu besuchen. Unter diesen befand sich der Freiherr von Emmerling, ein guter, wohlwollender Mann, der aber durch eine unglückliche Gewohnheit alle Heiterkeit der Gesellschaft zu vertreiben pflegte. Es war, als wäre ihm die Freude zuwider, immer mürrischer, je fröhlicher die Gesellschaft wurde, polterte, schalt er und erinnerte unaufhörlich, doch nicht den Anstand, den Ernst zu vergessen. Wenn die Uebrigen, unwillig über solche Störung, ihn baten, doch die kurze, schnell vorübergehende

*) Erzählt von H. Steffens.

Luſt zu ehren, erſchien ſeine keineswegs liebenswürdige Frau, um ſie in breiten Redensarten auf die Verdienſte des Mannes aufmerkſam zu machen. Bei dieſen Eigenheiten des Ehepaars war es nur gar zu natürlich, daß man es von den fröhlichen Gelagen entfernt zu halten wünſchte. Diesmal war es aber nicht möglich, mehrere von der Geſellſchaft waren mit dem Herrn von Emmerling in genauer Verbindung, er ſelbſt hatte ſich aufgedrängt und ſchien ſich von der fröhlichen Fahrt ſo viel Luſt zu verſprechen, daß man, ſelbſt heiter geſtimmt, ihn dieſes Mal verträglicher wie ſonſt zu finden hoffte. An einem ſchönen warmen Sommermorgen fuhren vier glänzende Equipagen aus Warmbrunn, eilten ſchnell durch die langen Gebirgsörter, durch die holprigen Wege, die das Rieſengebirge von Böhmen trennen, und erreichten gegen Abend das Schloß, wo man ſie mit Sehnſucht erwartete. Viele Freunde hatten ſich hier verſammelt, man verlebte einige vergnügte Tage auf die anmuthigſte Weiſe, obgleich die Launen des Herrn von Emmerling und die polternde altkluge Weiſe ſeiner Frau, mehr als einmal die Geduld der Geſellſchaft auf die ſchwerſte Probe ſetzte. Der letzte Abend hatte die ganze Geſellſchaft auf

die traulichſte Weiſe vereinigt. Das Gefühl, daß man ſich nun nach einer kurzen Zeit der Luſt und Freude trennen mußte, unterhielt eine ſtille Wehmuth, die man nur mit Mühe überwand. Freunde aus entfernten Gegenden hatten ſich unvermuthet getroffen, um ſich eben ſo ſchnell zu trennen; aber man beſchloß die letzten Stunden der Freude ganz zu widmen, und die heiterſte Stimmung verdrängte alle Erinnerung an Abſchied und Trennung. Herr von Emmerling ſchien leider alle ſeine Launen für heute aufgeſpart zu haben, er ſchien es abſichtlich darauf anzulegen, jede keimende Freude zu ſtören, ſeine Frau ergoß ſich in Sentenzen, und ſchon wollte die Geſellſchaft mißmuthig auseinander gehen, als ein Fremder erſchien, der Allen unbekannt war. Er war zu Pferde, bat den Wirth ſeine Zudringlichkeit zu entſchuldigen. Er habe, ſagte er, ſich in dem Gebirge verirrt, ſein Pferd ſei ſo müde, daß er nicht weiter könne; er nannte mehrere entfernte Freunde, und ward um ſo freundlicher empfangen, da er als ein einnehmender, gewandter und geiſtreicher Mann erſchien, und ſeine Gegenwart die mißmuthige Stimmung zu verdrängen verſprach. Auch gelang es ihm. Schnell ſchien er die Verhältniſſe aller Perſonen zu einander zu durch-

ſchauen, die geheimen Neigungen der Männer und Frauen ſchienen ihm bekannt, einem Jeden wußte er etwas Angenehmes, Erfreuliches zu ſagen, und ſelbſt das verdrießliche Ehepaar ward, ohne zu wiſſen wie, von ihm bezwungen. Eine fröhliche, heitere Stimmung verbreitete ſich unter den Gäſten, keiner gedachte der nahen Trennung, und nur als die ſpäte Nacht an die Ruhe mahnte, reichte man ſich wehmüthig die Hände, und ein Jeder gedachte mit Schmerzen, wie ſchnell die genußvollen Stunden verſchwunden waren.

Am andern Morgen ſtanden die gepackten Wagen ſchon da, die ungeduldigen Pferde ſchnaubten, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen; aber es dauerte lange, ehe man fertig ward. Die Frauen hatten, wie gewöhnlich, die wichtigſten Sachen bis zuletzt aufgeſpart, man hatte ſich noch ſo Vieles zu ſagen, ſo manches Bedeutende zu verabreden, und als ſchon Alle in dem Wagen ſaßen, der traurige Abſchied vorüber war, hatte man hier einen Kaſten, dort ein Paquet vergeſſen, ja kaum war eine kleine Strecke zurückgelegt, als ſchon wieder ein Halt dem vorderſten Kutſcher zugerufen ward. Eilig mußte ein Bedienter nach dem Schloſſe zurückeilen, um

einen Regenſchirm zu ſuchen, den man nach langem vergeblichen Suchen doch nicht fand. So war ein bedeutender Theil des Tages vergangen, als man endlich ſchnell davoneilte. Die Wege waren nicht die beſten, auf der Hinreiſe hatte man ſich mit Wegweiſern verſehen, die man auf der Rückreiſe entbehren zu können glaubte. Die Kutſcher nicht allein, auch die Herren bildeten ſich viel auf ihren Ortsſinn ein, daher entſtand unterweges öfters Streit, der eine wollte hier, der andere dorthin fahren. So verging der Tag und die Sonne neigte ſich ſchon bedeutend, als man ſich dem ſüdlichen Abhange des rauhen Rieſengebirges näherte. Die Frauen fingen ſchon an bedenklich zu werden, und eben hielt der vordere Wagen an einer Stelle, wo die Landſtraße ſich ſpaltete. Der Kutſcher war ungewiß, welchen Weg er wählen ſollte, die Herren ſtiegen aus, um zu berathſchlagen, als ein Reiter ſich den Reiſenden näherte. Es war der unbekannte Fremde, der ſich ſo liebenswürdig gezeigt hatte. Er behauptete, dieſe Gegend genau zu kennen, rieth der Geſellſchaft den Weg rechts zu wählen. „Sie ſehen," ſagte er, „dort einige Häuſer, es ſind die erſten von einem Gebirgsdorfe, welches ſich ſehr lang in ein enges

Thal hineindrängt. Wenn Sie dieſes erreicht haben, können Sie ohne Sorge ſein. Schroffe Felswände machen einen jeden Nebenweg unmöglich, wenige Berge, die nicht von bedeutender Höhe ſind, verbinden die öſtliche Gebirgskette mit der weſtlichen, und in zwei bis drei Stunden können Sie ſchon den nördlichen Abhang erreichen. Der Weg iſt ſo gut, wie man ihn hier, wo keine große Landſtraße durch das Gebirge geht, erwarten kann," ſetzte er, ironiſch lächelnd hinzu, bedauerte, daß er die Geſellſchaft nicht begleiten könne, und ritt eilig weiter. Man beſchloß, ſeinem Rath zu folgen und erreichte das Dorf. Aber es wollte kein Ende nehmen, der Weg war abſcheulich, die Wagen konnten nur langſam vorwärts, die Sonne ſank, und als das Dorf zu Ende war, ſah man nur die höchſten Bergſpitzen röthlich erhellt, die nächtliche Dunkelheit fing ſchon auf eine bedenkliche Weiſe an, ſich in dem Thale zu zeigen. Langſam und vorſichtig fuhr man weiter, die Geſellſchaft ward immer einſylbiger, die Frauen ſahen furchtſam nach den ſtarren Felſen, die auf beiden Seiten ſchroff in die Höhe ſtiegen. So brach die Nacht völlig ein, der Himmel war mit trüben Wolken überzogen, kein Stern ließ ſich

ſehen, die Wagen ſanken in tiefe Löcher, drohten öfters umzuwerfen. Je weiter man kam, deſto mehr häuften ſich die Schwierigkeiten, deſto ärger war der Knüppeldamm, deſſen querliegende Balken zum Theil verfault, mit heftigen Stößen die Räder in die tiefſten Löcher hineinſtießen. Endlich erreichte die Verlegenheit, ja die Verzweiflung den höchſten Gipfel. Die Räder ſchwankten, als wollten ſie aus den Speichen fallen, die Achſen knackten, die Stangen zerbrachen und mußten gebunden werden, das Riemenzeug zerriß und die Pferde ſchnaubten, ſprangen hin und her und waren nicht zu beruhigen. Schon lange waren die Herren insgeſammt ausgeſtiegen und ſuchten zu helfen wie ſie konnten. Die Damen ſaßen voll Schrecken, und nur die abwechſelnden harten Stöße preßten hier und da ein ängſtliches Geſchrei aus, welches das allgemeine Stillſchweigen unterbrach. Aber mit Entſetzen mußte man wahrnehmen, daß man nicht blos mit ſchlechtem Wege und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Zwiſchen den düſtern Tannen der Felſenwände ſchienen nächtliche, rieſenhafte Geſtalten zu ſchreiten, es pfiff aus den nahen Schluchten, ein fernes Heulen ließ ſich hören, ein geiſterhaftes Wimmern ſcholl durch das enge Thal,

und immer wilder wurden die Pferde. Plötzlich ertönte aus den Wagen lautes Geschrei. Die Kutscher wurden durch eine unsichtbare Gewalt von den Böcken gerissen, sie ließen die Zügel fallen, die Pferde heben sich wildschnaubend in die Höhe, blieben aber festgewurzelt, wie durch Geistergewalt gebannt, stehen. Die Herren zogen die Säbel, spannten die geladenen Pistolen, obgleich sie, von Entsetzen ergriffen, wohl fühlten, daß sie in der Gewalt der Berggeister wären. Die Damen waren der Ohnmacht nahe. In dieser Lage entdeckte man vor sich einen hellen Schein, ohne zu wissen wo er herkam. Ein muthiger junger Mann ging dem Schein entgegen, das Thal und mit diesem der Weg bog sich links, und hinter der Biegung entdeckte er mit Erstaunen einen prächtigen, hell erleuchteten Palast Er ging unerschrocken durch das große, offene Portal, über den breit gepflasterten Hof. Eine Reihe hellblau brennender Fackeln standen auf beiden Seiten der breiten hohen Treppe, die zu dem Haupteingang führte, und warfen eine magische Beleuchtung in das Gebäude hinein. Ein prächtig angezogener Pförtner empfing ihn höflich und ohne Verwunderung, er erzählte diesem kurz die Verlegenheit der

Gesellschaft. Da zog der Pförtner an der Klingel, eine Menge Bedienten kamen zum Vorschein, und an ihrer Spitze derselbe Fremde, der ihnen den Abend so angenehm vertrieben und dann den Weg gezeigt hatte. „Ich habe Sie erwartet," sagte er, „aber Sie sind sehr spät angekommen. Wo ist die übrige Gesellschaft?" — „In der Nähe," antwortete der junge Mann, „aber in der peinlichsten Verlegenheit, die Räder sind lose, die Stangen gebrochen, die Stränge zerrissen, die Kutscher von den Böcken gefallen, die Pferde unbändig, und das Grauen der Nacht hat die Frauen ergriffen." Er schämte sich hier, in der hellen Erleuchtung, gegen einen geistreichen Mann irgend etwas von den gespensterhaften Erscheinungen zu erwähnen. So wie der Unbekannte die Noth der Damen und der Herren erfahren hatte, entstand auf seine Befehle die lebhafteste Bewegung. Bedienten mit Fackeln erschienen, und er selbst eilte, von dem kühnen jungen Manne begleitet, von den Bedienten gefolgt, dahin, wo er die Gesellschaft in der traurigsten Lage fand. Die Herren und Frauen wußten nicht, ob sie sich freuen oder entsetzen sollten, als sie eine große Menge Männer in fliegender Eile mit brennenden Fackeln

kommen ſahen. Doch bald waren ſie beruhigt, als ſie den Jüngling erkannten und nach ihm den räthſelhaften Fremden, den ſie voller Verwunderung hier wieder ſahen. Als er in die Nähe der Wagen kam, waren alle Pferde ruhig, die Kutſcher ſchienen aus einer Betäubung erwacht, richteten ſich auf und ſetzten ſich auf die Böcke. Man glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit den beſchädigten Wagen den Palaſt zu erreichen, ſchon wollten die Frauen ausſteigen, um den kurzen Weg, von den Fackeln erleuchtet, zu Fuße zurückzulegen. Als man aber eine ſorgfältige Unterſuchung anſtellte, zeigte es ſich, wie ſehr man ſich durch das Schrecken der Nacht getäuſcht hatte. Die Räder ſaßen feſt, die Riemen waren unverletzt, die Stangen, die man zuſammen gebunden hatte, waren völlig unbeſchädigt. Raſch rollten die Kutſchen, der Weg war völlig eben und breit, in fliegendem Galopp ging es durch das Portal, und die Wagen hielten ſtill. An dem Haupteingange ſtand wieder der Fremde als Wirth und empfing ſeine Gäſte, ohne daß man begreifen konnte, wie er in ſolcher Schnelligkeit zurückgekommen war. Die Geſellſchaft befand ſich in dem großen Vorſaal. Zwiſchen großen Säulen ſtanden

Statuen, zwei koloſſale Sphinxe ruheten an der breiten prächtigen Treppe, deren Stufen mit den bunteſten perſiſchen Teppichen bedeckt waren. An den Geländern erhob ſich ein blühender Wald von Orangen, Granaten, Tulpenbäumen, Oleander, Pinien. Zwiſchen die Bäume drängen ſich ungeheure Blumen, Malven, Roſen, Volkmannien, Tuberoſen, Georgien, Melaſtomen, Hortenſien, in wunderbarer Fülle. Eine Maſſe von bunten Lichtern erleuchteten das Ganze. Verbindlich reichte der Wirth der Frau von Emmerling den Arm, die Uebrigen folgten, ſtumm vor Erſtaunen, mit einem geheimen Grauen gepaart. Man ſtieg die Treppe hinauf, oben wurden die großen Flügelthüren eröffnet, und man trat in den Saal. Liebliche, himmliſche Töne ließen ſich, wie aus weiter Ferne, hören. Die ſeltſame Nacht, und jetzt die glänzenden Lichter, die überirdiſche Pracht, der Duft von tauſend Blumen, die wunderſame Muſik hatten ſchon die Gemüther gefangen genommen, daß ſie ſich beruhigt den Wellen der Zauberwelt hingaben, die von allen Seiten auf ſie losſtrömten, und wie uns im Traume das Seltſamſte natürlich dünkt, ſo ſchien auch den Gäſten nichts mehr räthſelhaft. Faſt ohne Erſtaunen tra-

ten ſie daher in den Saal hinein, deſſen Größe und Höhe ihnen ſonſt unbegreiflich ſein mußte. Das hohe Gewölbe ſchien mit Wolken und Kindern bemalt, aber wenn man hinſah, ſchienen die Wolken ſich zu ſenken und zu heben, die Kinder traten in der Verhüllung der Wolken zurück, wie hinter einen leichten Schleier, und drängten ſich wieder hervor, hier einzeln, dort paarweiſe, ſie ſchienen ſich zu necken, zu tändeln. Ein helles Licht von oben erleuchtete Alles. Nach kurzer Zeit vereinigte ſich das Ganze, das Licht leuchtete zauberiſch in der Mitte, rings umgeben von einem leichten Kranz aus Wolken und Kindern, die lächelnd herunter blickten, wie aus Blattern und Blumen lieblich gewoben. An den Wänden ſah man Säulen, bedeckt mit glänzenden Edelſteinen, deren Glanz kaum zu ertragen war. In der Mitte des großen Saals ſchien die gedeckte Tafel ſich zu verlieren. Nicht Stühle umgaben den Tiſch, ſondern breite Bänke mit weichen, prächtigen Polſtern bedeckt, die einen Ueberzug von grünem Sammet hatten, der reich mit Gold beſetzt und von Edelgeſteinen ſtrotzte. Von ferne ſahen ſie eine reiche, mit Blumen bedeckte Wieſe täuſchend ähnlich. Man ſetzte ſich. In der Mitte des Tiſches ſah

man eine seltsame Verzierung. Bunte Gebirgsblumen schienen aus dem Tische hervor zu wachsen, man blieb ungewiß, ob sie natürlich oder künstlich waren. Auf dem Tische fand man eben so viele Gedecke als Gäste da waren, und gegen einen jeden reichte von der blumenreichen Mitte ein hervortretender Strahl mit einer bestimmten Blume. Der kühne Jüngling sah sich gegenüber Tausendschön, und neben ihm saß ein liebliches Mädchen, die er im Stillen liebte, und zu ihr ragte aus dem Blumenflor Vergißmeinnicht lieblich hinüber. Einer erkannte in seiner Nähe den blauen Enzian, ein zweiter Ringelblumen, eine gesprächige Dame das Gänsekraut, eine andere Löwenzahn, der Herr von Emmerling und seine Frau saßen sich gegenüber, und aus der Mitte der Wiese drängte sich ein großer Haufen des feinsten Grases nach beiden Seiten den Gedecken des Ehepaars zu. Der Wirth war verschwunden und man vermißte ihn kaum. Die Erleuchtung ward immer glänzender, nach beiden Seiten der Tafel schien der Saal sich zu verlängern. An der einen Seite erschienen eine Menge Gestalten wie nächtliche fratzenhafte Traumbilder, und eine seltsame Musik ertönte aus wunderbar gebildeten,

unbekannten Instrumenten, auf der andern Seite entwickelte sich eine ganze Welt tanzender Mädchen und Kinder. Die Mädchen tanzten schwebend auf rollenden Kugeln, näherten, umarmten, trennten sich, die Kugeln rollten unter ihren Füßen weg, aber schnell berührten sie andere mit den Fußspitzen, und enthüllten in gaukelnder Bewegung die anmuthigsten Stellungen. Die Kinder schienen aus den Wolken an der Decke herunter zu schweben, und liefen, wälzten sich, bald hier, bald da, und drängten sich zwischen die tanzenden Mädchen in üppiger Fülle. Indessen genossen die Gäste das herrliche Mahl. Die schönsten Weine, wie sie gewünscht wurden, brachte die eilige, aufmerksame Bedienung. Ueber einem Jeden schwebte ein Strohhalm, man sah nicht, womit er befestigt war, er schien vielmehr frei in der Luft zu schweben. Die Diener belehrten die Gäste, daß sie nur unter diese Halme ihre Gläser halten sollten, und sogleich strömte aus den Halmen das frischeste Gebirgswasser perlend in die Gläser. So verging die Zeit, man verlor sich in die seltsamsten Gespräche, wie die Umgebung sie zu fordern schien, dankte dem Wirth, dessen Abwesenheit man jetzt erst gewahr wurde, und in

den ſeligſten Träumen verloren, hatte man alle Schrecken der Nacht völlig vergeſſen. Der Jüngling und ſein Mädchen ſahen ſich zärtlich an, die wunderſame Umgebung hatte das Vertrauen, die Freude, den Muth geweckt, und das Bekenntniß der lange verhüllten Liebe ſpielte aus den Augen, bewegte die Züge des Geſichts, drängte ſich wie die reife, im Verborgenen ſchwellende Frucht hervor auf die bebenden Lippen. Herr von Emmerling, nachdem er einige Gläſer glühende Weine genoſſen hatte, ward aber immer verdrießlicher. Schon früher hatte er die wilden Geſpräche, die wie in den tollſten Träumen, das Seltſamſte als das Gewöhnlichſte behandelten, zu ſteuern geſucht. „Die Tänze auf Kugeln," bemerkte er, „ſind in der deutſchen Geſchichte ſchon bekannt, in den alten Chroniken können Sie leſen, wie ſich der Kaiſer Friedrich der Zweite an dieſem leichten Spiele ergötzte, was aber die ernſthafte Mitwelt ihm von Rechtswegen verwarf." Als aber alle Einreden nicht gehört wurden, als er die ganze Geſellſchaft von den Wundern, die ſie umgaben, wie bezaubert ſah, ſtand er polternd auf. Auch die Uebrigen erhoben ſich, um die Seltſamkeiten des Saals genauer zu betrachten. Schon

lange hatte man unter den fratzenhaften Gestalten der Musiker in einem Winkel einen riesenhaften Mann wahrgenommen, mit einem langen grauen Barte, einer ungeheuren krummen Nase und brennenden Augen von langen Augenbrauen düster beschattet. Er trug eine braune Mönchskutte, drehte unaufhörlich und emsig an einem Instrumente, einer Drehorgel nicht unähnlich, und sah unbeweglich, starr, ernsthaft, fast mürrisch vor sich hin. Herr von Emmerling fühlte sich nach dieser finstern Gestalt unwiderstehlich hingezogen. Er näherte sich ihm, redete ihn an, erhielt aber von der seltsamen Gestalt keine Antwort, er sah starr vor sich hin, indem er fort drehte, obgleich das Instrument, wie man jetzt in der Nähe vernahm, gar keinen Ton von sich gab. „Mein Herr," sagte der Herr von Emmerling, „verwechseln Sie mich mit den übrigen Thoren nicht, die sich an diesen Gaukelpossen ergötzen. Bald werden unsere Frauen sich auf die rollenden Kugeln stellen und die Männer ebenfalls. Es ist unerlaubt, unser freundlicher Wirth hat uns durch Phantasmagorien und optische Täuschungen vortrefflich zu unterhalten gesucht, aber das unbesonnene Volk scheint in einen gefährlichen Aberglauben zu ver-

fallen. Sie müssen uns Aufklärung verschaffen. Zeigen Sie doch die Maschinen, die Hohlspiegel, die Instrumente, denn obgleich ich Manches zu verstehen glaube, so ist mir Vieles noch rathselhaft.“ So sprach der Herr von Emmerling unablässig, und als der alte Mann still schwieg und ihn drohend ansah, suchte er ihn aus dem Winkel, hinter welchem er die verborgene Maschinerie versteckt glaubte, mit Gewalt zu vertreiben. Der Alte stieß ihn zurück und sprach mit hohler Stimme:

Laß mich stehen,
Ich muß drehen,
Daß die Gestalten
Zusammen halten
Siehst Du nicht die rauhen Hände?
Herst Du nicht den wilden Bach?
Fluthen reißen an die Wände,
Geister an das lose Dach. —
Laß mich stehen,
Ich muß drehen. —

Der Herr von Emmerling war durch diese Anrede des Alten wie betaubt, eine lange Zeit schwieg er still und schien ernsthaft nachzudenken. „Jetzt wird mir Alles plötzlich klar,“ rief er auf einmal laut, „es ist eine

höchſt merkwürdige magnetiſche Erſcheinung, ein hoher Grad des Hellſehens hat ſich bei der ganzen Geſellſchaft wunderbar entwickelt. Ich bin mit den Magnetiſeurs in Berlin, München und Stuttgart in Verbindung, und habe dem Herrn Kieſer in Jena Beiträge verſprochen. Daß mir nur kein merkwürdiger Umſtand entgeht. Es iſt in der That ein großes Glück, daß ich allein unter allen dieſen Träumenden der einzige ſich Bewußte, daß ich völlig wach bin." Er nahm hierauf ein Taſchenbuch heraus, und fing an Alles, was der Geſellſchaft, ſeit ſie in dieſes wunderbare Haus hinein trat, begegnet war, ſorgfältig aufzuzeichnen. Der Jüngling, der in der Nähe ſtand, hatte mit Verwunderung dieſe Aeußerungen gehört. „Aber, mein theuerſter Herr von Emmerling," ſagte er, „erinnern Sie ſich doch nur, daß Sie ja ein Theil der magnetiſchen Viſionen ſind. Sind wir wirklich in einem magnetiſchen Zuſtand verſetzt, dann iſt Alles, was um uns vorgeht, unſer Traum, Sie aber, wenn Sie nicht träumen, ſind ja nur ein Traumbild unſerer Viſionen. Sie ſind gar nichts. Wie können Sie nun Bemerkungen anſtellen, ein Phantasma über die Phantaſie, deren Geſchöpf es iſt, reflectiren? Ein bedenk-

icher Fall, wie Sie nicht läugnen können.“ Herr von Emmerling nieſte. „Proſit,“ ſagte der Jüngling. Und Beide ſchwiegen eine Zeitlang. „Wenn ich Alles genau bedenke,“ fing darauf der Herr von Emmerling an, „ſo findet hier etwas Seltenes ſtatt; ich ſehe als beſonnener Beobachter von Innen aus dem Traume heraus, da es ſonſt den Beobachtern nur vergönnt iſt, von Außen durch die Erzählung in die Welt des Hellſehens hinein zu ſehen. Eine Differenz der Richtung, aber in der That nichts weiter. Aber ich bitte Sie, iſt es nicht klar, daß das ganze Haus ein magnetiſches Banquet iſt? Die Bäume auf der Treppe ſind magnetiſirt, die narkotiſchen Düfte der Blumen erhöhen den magnetiſchen Zuſtand, eiſerne Geländer leiten die Wirkung nach allen Punkten, eiſerne Stangen ſehen Sie an den Wänden, und die waſſerhaltigen, ſchwebenden Strohhalme ſind wichtige Werkzeuge, den wunderbaren Effect zu erhöhen. Die Drehmaſchine, die jener Magnetiſeur in beſtändiger Bewegung erhält, iſt ohne allen Zweifel mit einer Menge beweglicher Magnete erfüllt, die mannichfaltig unter einander ſpielend eine fortdauernde Beziehung gegen das Ganze unterhalten. Stören Sie unſere lobenswerthen

Forſchungen nicht," ſprach er ferner, indem er ſich dem Alten wieder näherte, von welchem er ſich kurz vorher furchtſam entfernt hatte, „denn wahrlich, die Geheimniſſe Ihrer Drehmaſchine müſſen wir genau unterſuchen." Der Alte drehte mit der linken Hand unaufhaltſam fort, und berührte den Herrn von Emmerling, als er ihm nahe genug trat, mit einem Stabe. Kaum war er berührt, als er in eine beſtändige unruhige Bewegung gerieth, wobei er fortdauernd ſprach, die Geheimniſſe der Maſchine entwickelte und den Jüngling über die Natur der ſcheinbaren Bezauberung aufzuklären ſuchte. „Aber mein Herr," ſagte der Jüngling, „Sie haben ſeit Kurzem ſeltſame Gewohnheiten angenommen, was in aller Welt bedeutet die beſtändige Kopfbewegung, es kommt mir faſt vor, als wenn Sie jeden Satz, den Sie entwickeln, durch einen Kopfſtoß einleuchtender machen wollen. Bei Gott, Sie haben mich empfindlich geſtoßen, die Lippen ſchwellen, das Geſicht verändert ſich, es wachſen Ihnen Hörner aus der Stirne, mein Lieber, was bedeutet das?" „Ich habe," ſagte Herr von Emmerling ſehr undeutlich und ſtotternd, „eine Bemerkung gemacht, eine Bemerk — Bemerk — merk — merk, o ich merke, ich

merke — merk — merk — merke.“ Die Lippen waren völlig zur Schnauze angewachsen, die Augen zurückgetreten, das ganze Gesicht mit Haaren bewachsen, und ein vollendeter Bockskopf ward von den Schultern des verwandelten Mannes getragen. Indem diese Verwandlung geschah, ward die Musik wilder, der Tanz der Mädchen und Kinder verlor sich in wunderliche Sprünge, die Lichter brannten dunkler und röthlicher, und ein geheimes Flüstern und Kichern, wie von unsichtbaren Gestalten, ließ sich allenthalben in dem Saale hören.

Die lauten Gespräche hatten die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft auf sich gezogen, sie verließ die Tanzenden und versammelte sich spottend und lachend um den Verwandelten, der durch die seltsamsten Sprünge ergötzte, und bald hier, bald da sich durch Stöße zu rächen suchte. Die Frau von Emmerling war eben im Begriff einzuschlummern, als sie von der lärmenden Gesellschaft gestört ward und sich neugierig zudrängte. Wer vermag ihre Wuth zu schildern, als sie die Verwandlung ihres Mannes wahrnahm und wie er der Gegenstand des Gespöttes war. Sie schalt, schimpfte und fluchte den Wirth, der ihr ein boshafter Zauberer schien. Ver-

gebens ward ſie gewarnt, den Zorn des mächtigen Geiſtes nicht gegen ſich zu waffnen, ſie brach in die heftigſten Verwünſchungen aus, und ruhte nicht eher, als ſie, von dem Stabe berührt, einen Ziegenkopf erhielt. Das verwandelte Ehepaar ſprang nun gemeinſchaftlich. Aus den thieriſchen Geſichtern ſchienen ſie ſich zärtlich anzublicken, dann ſchürften ſie Waſſer, welches, man weiß nicht wie, in großen Gefäßen neben ihnen ſtand, umarmten ſich ſpringend und hüpfend, und ſanken zuletzt an den Plätzen, die ihnen am Tiſch angewieſen waren, indem ſie, wie es ſchien, mit unendlichem Behagen das feine Gras verzehrten, welches für ſie aus der Tafel hervor zu wachſen ſchien.

Eine bachantiſche Wuth hatte die ganze Geſellſchaft ergriffen. Frauen und Männer liefen, ſprangen, ſchrieen, ſangen unter einander, bis ſie taumelnd und beſinnungslos unter lautem Gelächter auf die Polſter hinſanken und einſchliefen.

Die Liebe, ſagt man, ſei mächtiger, als aller Zauber, ſie ſelbſt ſei der größte. So ſtand der Jüngling ruhig neben ſeinem Mädchen, während die Uebrigen von der wildeſten Wuth bewegt wurden, und als Alle hin-

gesunken waren, schienen sie wie in der größten Einsamkeit nur für sich da zu sein. Da gestand der Jüngling seine lange verborgen gehaltene Liebe, und das blühende Mädchen sank in seine Arme.

Ein schneidender, schnarrender Ton, der zitternd durch den ganzen Saal drang, erweckte das liebende Paar aus dem seligen Rausch. Er kam aus der Maschine hervor, die der Alte nicht mehr drehte. Das Licht von oben ward immer düsterer, die Wände zogen sich sichtbar zurück. Die Musiker erschienen immer ferner, die Musik immer schwächer, die tanzenden Mädchen und Kinder schienen sich in Nebel zu verlieren, ein Bach strömte rieselnd durch den Saal, das Dach öffnete sich, der sternenhelle Himmel blickte hinein, und von Entzücken und Betäubung übermannt, sanken nun auch die Liebenden neben einander auf die Bank hin.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der räthselhafte Fremde durch das Thal, von einem Bedienten begleitet, ritt. Auf dem Wege hielten die Wagen, die Kutscher knallten mit den Peitschen. Neben der breiten Landstraße sah man eine schöne blumenreiche Wiese, von Felsen umgeben und durchschlangelt von einem lieb-

lichen Bach. Im Grase lag eine Gesellschaft von Herren und Frauen im tiefsten Schlafe kreisförmig gelagert. Der Fremde stieg vom Pferde ab und ging auf die Gesellschaft zu. „Wachen Sie auf," sagte er, „es ist hoch am Tage, und nicht gesund im Grase zu schlafen," indem er zugleich die nächsten Herren schüttelte. Alle fingen an sich zu strecken, rieben sich die Augen und sahen vor sich hin. Blauer Enzian, sagte einer, und sah diese Blume neben sich blühen. Ringelblumen, rief der Zweite, Gänsekraut, lispelte eine Dame, Löwenzahn, eine andere, schönes, weiches Gras, riefen Herr und Frau von Emmerling zugleich. Ach, Männertreu, sprach das liebe Mädchen, indem sie den Geliebten und die Blume zärtlich anblickte, Tausendschön, erwiederte der Jüngling, und sah neben sich die Blume und das Mädchen.

Nach und nach schienen sich die Schlafenden zu besinnen, richteten sich auf, sahen sich mit Verwunderung wechselseitig an, betrachteten mit stillschweigendem Erstaunen die unbekannte Gegend, und erblickten nicht ohne Grauen, den Fremden, der schon zu Pferde saß, der Gesellschaft lächelnd ein Lebewohl zurief und verschwand. Herr von Emmerling brach das Stillschweigen

zuerſt. „Das naſſe Gras iſt doch ſchädlich, ich bin durch und durch erkältet, ſehen Sie, wie mir die Lippen geſchwollen ſind.“ — Die Uebrigen blickten ihn an, und glaubten noch die Bocksphyſiognomie zu erkennen. „Ich bin von einer unangenehmen Heiſerkeit befallen,“ ſprach die Frau, und die Geſellſchaft erkannte die meckernde Stimme.

Der Jüngling und ſein Mädchen waren die einzigen, die ſich der ſelig verlebten Stunden wohl bewuſt waren, ja die aufgeſchloſſene Zauberwelt der Liebe ſchien ihnen die andern freundlich näher zu rücken, begreiflicher zu machen. Der Jüngling erfuhr von den Bedienten, wie ſie nach einem entfernten Gebäude waren gebracht worden, wo ſie und ihre Pferde wohl beſorgt, die Nacht ganz ruhig zugebracht hätten, wie ein Bedienter etwa vor einer Stunde erſchien, der ſie, nachdem ſie angeſpannt hatten, hierher begleitete und verſchwand.

Man ſetzte ſich darauf, noch voller Verwirrung, in die Wagen, und beſonders der Herr und Frau von Emmerling waren, ſie wußten ſelbſt nicht deutlich warum, höchſt verdrießlich. Als man aber aus den rauhen Gebirgswegen heraus war, als man die lieblichen ſchleſiſchen

Dörfer erreichte, wo die heitere Sonne die schönsten Gegenden erleuchtete, und nun vor einer Schenke still hielt, um zu frühstücken, hatte der fröhliche Tag einen Jeden in die freundlichste Stimmung versetzt. Man gestand sich nun, daß der Fremde, der nächtliche Wirth, kein anderer als der launenhafte Herr des Gebirges sein könnte, die geschwollenen Lippen des Herrn von Gmmerling und die Heiserkeit seiner Frau war verschwunden, und sie selbst schienen die Foppereien der Nacht vergessen zu haben. Begierig griff der Herr von Gmmerling nach seinem Taschenbuche, um zu erfahren, was er umfangen von den Zaubereien der Nacht aufgezeichnet hatte, aber er fand fast ausgeblichene magische Charaktere, die er nicht zu enträthseln vermochte.

Wenn das Ehepaar sich der übeln, alle gesellige Fröhlichkeit störenden Gewohnheit überließ, erinnerte, wie man versichert, die schwellende Lippe den Mann, eine plötzliche Heiserkeit die Frau an die Gewalt des fernen Rubezahl, und nachdem sie, nicht ohne Schrecken, diese Erfahrung einigemal gemacht, verschwand die üble Laune ganz, und in allen fröhlichen Kreisen ward das liebenswürdige Ehepaar mit Vergnügen gesehen.

Der junge Mann ward wenige Monate ſpäter mit ſeiner Geliebten verbunden, und feierte in einer glücklichen Ehe das Andenken der ſeligen Nacht, die in einer ſo ſeltſamen Umgebung die Knospe der verborgenen Liebe aufſchloß.

Waldhüter Märchen.

Ungarisch.

In einem tiefen Gehölze wohnte einst ein Waldhüter mit seinem lieben Weibe, oblag der Jagd, und lebte zufrieden mit dem Ertrage, den sein nie erschlaffter Bogen ihm von Tag zu Tage gewinnen half. Auf diese Weise brachte er zwei Jahre in süßem Ehefrieden hin, aber ohne sich eines holden Kindersegens erfreuen zu können, nach welchem ihm doch gar sehr verlangte. Indessen tröstete ihn das Sprichwort: Geduld bringt Rosen, ja es bewährte sich endlich auch so offenbar an ihm, daß man meinen sollte, das Schicksal habe all'

*) Von G. von Gaal.

seine Macht aufgeboten, dasselbe seinetwillen im Uebermaß zu bestätigen. Im dritten Jahre ward seine Gattin schwanger, und als sie das Herannahen ihrer Wehestunde immer mehr und mehr fühlte, da bedurfte sie einer Hebamme. Der Waldhüter, gleichwohl besorgt für das Heil seiner Ehehälfte, aber unbekümmert um die Dinge, die derlei Vorfälle zu begleiten pflegen, machte sich schleunig auf den Weg nach dem nächsten Dorfe, und brachte die ersehnte Wehmutter so schnell er konnte. Bald aber empfahl er die beiden Weiber dem guten Glücke, nahm Pfeil und Bogen, und begab sich auf die Jagd in sein Gehölze.

Kaum hatte er seine Hütte verlassen, so rückte der entscheidende Augenblick heran, und das Weib gebar, ohne alle Gefahr, nicht weniger als zwölf rüstige, gesunde Knäblein.

Die Wehmutter wusch jedes derselben auf's Reinlichste und setzte sie alle zusammen in die Mitte der Stube in einen Kreis herum. Da schlugen die wackern Kleinen lebhaft um sich her, und erhuben ihre ersten Lebenslaute zu einem kraftvollen Tutti.

Während dieser Begebenheit war der Tag geschieden,

und der Abend rückte mit ſeinem Schatten allmälig über Feld und Gebirge. Der ſorgloſe Schütze dachte an ſein Abendbrod, und kehrte, mit einigen Haſen beladen, zurück in ſeine Hütte.

Aber welch ein Unfall traf hier den Unbefangenen, wo der Segen des Himmels in ſo zahlreichen Geſtalten ſeiner wartete. Er kam, ſah, und verlor gleich beim erſten Anblick ſeiner Beſcherung den Verſtand, daß er alſobald raſend zur Thüre hinaus ſtürzte, geraden Wegs wieder in's Dunkel der Wälder eilte, und von der Stunde an nimmermehr zurück kam.

Das arme Weib blieb nun mit ihren zwölf Knäblein verlaſſen in ihrer Hütte, und wünſchte, da ſie außer dem Beiſtande der Wehmutter, welche gleichwohl nach Möglichkeit für ſie ſorgte, keine Hilfe zu hoffen hatte, nichts ſehnlicher, als bald ihr Lager meiden, und Nahrung für ihre Kinder ſuchen zu können.

Als nun nach langem ſchmerzlichen Warten dieſe Zeit endlich gekommen war, verfertigte ſie ſich Pfeil und Bogen, durchſtrich Wälder und Gebirge, und brachte täglich ſo viel Wild nach Hauſe, als ſie und die Ihrigen zum Unterhalt bedurften. Alſo verlebte ſie fünfzehn Jahre;

die Kleinen wuchsen voll Gesundheit und Kraft heran, und lernten bald auf dieselbe Art ihre Bedürfnisse befriedigen.

Ehe sie aber noch ihr sechzehntes Jahr erreicht hatten, gefiel es dem Himmel, die Mutter zu sich zu rufen, und so blieben die Knaben nun, ohne elterliche Pflege und Aufsicht, sich und ihrem Schicksale überlassen. Indessen lebten sie, wie bisher von der Jagd, theilten den Ertrag brüderlich unter sich, und blieben beisammen in Eintracht und Frieden.

Der wahnsinnige Vater hingegen irrte immer noch unaufhaltsam in den Wäldern umher. Seine Kleider waren längst zerrissen, und seine Gestalt schreckte Jeden, der ihn erblickte. Obgleich andere Waldhüter ihm zuweilen begegneten, und seinen Söhnen Nachricht von seinem Schicksale brachten, so konnte seiner doch Niemand habhaft werden, da er Jedermanns Nähe vermied, und bei dem bloßen Anblick eines Menschen gleich einem scheuen Wilde sich in das tiefste Dunkel der Wildniß zu verbergen eilte. Indessen ging aber das Schicksal des Unglücklichen den Herzen seiner Söhne mit jedem Tage näher. Einst traten sie zusammen, und beriethen sich sehr ernst

und angelegentlich, ein Mittel zu erfunden, denſelben in ihre Hände zu bekommen, um ihn ſodann nach Möglichkeit zu pflegen und zu Verſtand zu bringen.

Sie kamen überein, ſich mit einer gebratenen Gans, einem Kruge Branntwein, und einem großen Stiefel in den Wald, und zwar in einen daſelbſt befindlichen Brunnen zu begeben, bei welchem ihr Vater ſchon oftmals von den Waldhütern geſehen ward. Mit dieſen Dingen machten ſie ſich eines Tages auf den Weg, und ſtellten, als ſie an beſagtem Orte angekommen waren, das Mitgebrachte vor den Brunnen hin, zogen ſich ſodann in's Gebüſch zurück, und kauerten verſtohlen auf ſeine Ankunft.

Geraume Zeit hatten ſie hier bereits gewartet, als ſie plötzlich ein Geräuſch nahender Tritte hörten, und eine dunkle Geſtalt erblickten, welche ſich nach dem Brunnen hin bewegte. Mit geſpannter Neugier guckten ſie aus ihrem Hinterhalt hervor, und erſahen endlich mit Staunen und Entſetzen den Nahenden, der mehr einem Geſpenſte, als einem Menſchen ähnlich ſchien, mit der Beſchreibung aber, welche ihnen die Waldhüter von ihrem Vater gemacht hatten, vollkommen übereinkam.

Kaum war er dem Brunnen genaht, seinen Durst zu löschen, als er beim Anblick der ungewöhnlichen Dinge, die sich vor demselben befanden, stutzig zusammenfuhr, sogleich nach allen Seiten hinblickte, und sich dabei gar eilfertig anstellte, um bei der ersten Entdeckung einer Menschengestalt hinweg zu laufen. Da aber die Jünglinge sich sehr behutsam verborgen hielten und auch sonst sich nirgends ein Laut vernehmen ließ, so legte sich seine Besorgniß nach und nach und er wagte es, aus dem Brunnen zu trinken.

Nachdem er sich erquickt hatte, schien der Gänsebraten, das Krüglein und der große Stiefel seine Aufmerksamkeit von Neuem auf sich zu ziehen, und er konnte es seiner Lüsternheit nicht versagen, sich dieser Dinge zu bemächtigen. Ganz gemächlich legte er sich am Brunnen hin, verzehrte mit sichtbarem Heißhunger die Gans, und leerte mit faunenhaften Zügen das Krüglein.

Der Trank schien bald zu wirken; denn kaum hatte er ihn ausgeschlürft, als er sein Behagen durch muthwillige Sprünge und allerlei possirliche Geberden zu erkennen gab. Bald ergriff er auch den Stiefel, betrachtete ihn von allen Seiten, und nickte frohlockend mit dem

Korfe, als winkte er ſich ſelbſt Beifall, den Gebrauch deſſelben errathen zu haben.

Alſo in ſich vergnügt, ſetzte er ſich nieder auf die Erde, und verſuchte den Stiefel über beide Füße zugleich anzuziehen. Obſchon dieſer weit genug war, den Fuß eines Halbrieſen zu bekleiden, ſo koſtete es dem Verirrten doch ungemeine Anſtrengung, ſeine Abſicht zu erreichen. Von Mühe und dem Geiſte des genoſſenen Trankes überwältigt, ſank er allgemach am Brunnen hin, und entſchlief in behaglichem Taumel.

Als ſeine Söhne dies bemerkten, eilten ſie zugleich mit aller Behutſamkeit aus dem Gebüſch hervor, huben den Schlaftrunkenen von der Erde auf, und trugen ihn nach Hauſe. Aber noch waren ſie nicht auf dem halben Wege, als ſie mit Entſetzen bemerkten, daß die Bürde, welche ihnen bei jedem Schritte ſchwerer geſchienen hatte, eine Leiche war. War es Wirkung des zu haſtig verſchlungenen geiſtigen Getränkes, oder der zu ſchnellen Sättigung eines langen Hungers, genug der Vater lag todt in ſeiner Söhne Armen.

Beſtürzt umſtanden nun die Unglücklichen den theuren Leichnam, und begruben ihn ſodann unter Reuethränen

und manchem Vorwurf, womit sie ihr thörichtes Unternehmen beschuldigten, unfern ihrer Hütte unter einer Eiche.

Nach diesem Ereignisse blieben sie noch einige Zeit beisammen; endlich aber sehnten sie sich in die Fremde, beschlossen, ihr bisheriges Verhältniß aufzugeben, und auf verschiedenen Wegen ihr Glück zu suchen.

Nachdem sie einen Tag festgesetzt hatten, sich zu trennen, begaben sie sich nochmals mit einander auf die Jagd, um sich im Voraus so viel Wild zu verschaffen, als sie wenigstens für die ersten Tage ihrer Wanderung bedurften. Als nun aber jener Tag gekommen war, gingen sie zur Eiche, die das Gras ihres Vaters beschattete, schworen sich ewige Bruderliebe, und gingen sodann mit herzlichem Abschiede auseinander.

Wie weit jeder dieser zwölf Brüder auf seiner Wanderung gekommen, wo und auf welchem Wege er seine Bestimmung gefunden, — dies zu erzählen wäre eine um so weitläufigere Aufgabe, da das Schicksal des Letztgebornen allein merkwürdig genug ist, um demselben unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Dieser Junge hatte von Kindheit auf eine Abneigung

vor jeder mühſamen Arbeit und Beſchäftigung; daher verließ er ſich in allen Nöthen auf die Gunſt des Glücks, um ſo mehr, da er ſich ſchon mehrmals überzeugt zu haben glaubte, daß daſſelbe ihm beſonders gewogen ſei. Während die Andern bei allem Ungemach der Zeit, der Witterung und der Wege einem Wilde zuweilen mit aller Mühe nachſetzten, legte dieſer ſich mit ſeinem Geſchütze behaglich auf den nächſten graſigen Hügel hin, und ließ ſich im Schatten der Bäume wohl geſchehen. Und meiſtens geſchah es, daß, während ſeine Brüder die Fährte eines Haſen im Schweiße ihres Angeſichts verfolgten, ihm, wie gerufen, ein Rehbeck oder wohl gar ein Hirſch ſo nahe vor Augen kam, daß er ihn ohne Mühe erlegen konnte. Dafür hatte er aber auch gar manche Neckerei von ſeinen Brüdern zu erdulden; denn ſein Glück weckte ihren Neid, und ſie nannten ihn ſchlechtweg den Faulpelz.

Das Vertrauen auf die Huld der blinden Göttin geleitete ihn treulich auf ſeinen Wegen. Bei Tage erlegte er allerlei Wild, das ihm in großer Menge aufſtieß, machte ſich Feuer an, briet und verzehrte es; des Nachts bettete er ſich auf weichem Graſe, und ſchlief getroſt dem kommenden Morgen entgegen.

Nachdem er seine Wanderung auf diese Weise sechs Tage fortgesetzt hatte, gelangte er in eine ihm ganz unbekannte Residenzstadt eines Königs. Hier sprach er im ersten besten Gasthofe ein, und bot dem Wirthe einen Hasen für einen Trunk Wein, um sich nach seinen Reisebeschwerden behaglich zu erquicken. Der Wirth kredenzte ihm mehr als er trinken und essen mochte, bot ihm auch ein Nachtlager, und beköstigte ihn auf's Billigste.

Kaum hatte er sich zu Tische gesetzt, als eine Menge Leute sich in der Gaststube versammelten, und mit großer Bedeutenheit von einem unerhörten Vorfalle, der sich so eben zugetragen hätte, einander Kunde gaben. Die Sache war auch in der That von nicht geringem Belang, denn sie betraf das Interesse des Königs. Dieser hatte neun und neunzig Saubirten in seinem Dienste, welche sämmtlich in Verlust gerathen, und aller Wahrscheinlichkeit nach auf immer unsichtbar geworden waren. Der neun und neunzigste derselben wurde nun erst seit der letztverflossenen Nacht vermißt, und doch zweifelte man allgemein, daß der König je wieder einen finden würde, der den gefährlichen Dienst desselben auf sich zu nehmen wagte. Denn so reichlichen Lohn man auch Jedem ver-

ſprach, der ſich entſchlöſſe, die königliche Schweineheerde nur einen einzigen Tag zu hüten, ſo meldete ſich doch Niemand im ganzen Reiche, und der erhabene Eigenthümer lief Gefahr, ſeine Heerde zu verlieren.

Der junge Fremdling hörte dieſe Erzählung mit Verwunderung an, konnte ſich aber die Schwierigkeit nicht denken, die mit dem Saubirtendienſte verbunden wäre. Da der Wirth es ſich ſchon ſeit geraumer Zeit hatte angelegen ſein laſſen, Hirten für die Heerde des Königs zu werben, ſo fragte er ſeinen jungen Gaſt, ob er ſich nicht herbeiließe, dieſen Dienſt anzutreten, indem er zugleich hinzuſetzte, der König bezahle für jeden einzelnen Tagesdienſt ein ganzjähriges Dienſtlohn. „Warum nicht'" antwortete Piſta (ſo hieß der junge Abenteurer), und zeigte ſich ganz entſchloſſen, den Antrag einzugehen, da er durchaus nicht glauben wollte, daß zum Dienſte eines Sauhüters mehr Kenntniß und Mühe nöthig ſei, als er aufzubieten gewohnt war. Seine Zuſage ward angenommen, und der Wirth führte ihn ſogleich mit vieler Freude zum Könige, und rühmte in der ganzen Stadt die muthvolle Entſchloſſenheit ſeines Gaſtes.

Der Herrſcher empfing Beide mit großer Huld, und

bestätigte dem Jünglinge nicht nur die ihm schon durch den Wirth gemachte Zusage, sondern auch ein Ehrengeschenk noch obendrein, wenn er seinem Dienste mit Eifer und Standhaftigkeit obläge. Er lies ihm sogleich ein reichlich bestelltes Nachtmahl auftischen, und beschied ihn auf morgen mit den huldvollsten Glückwünschen auf die Haide hinaus zu seiner Schweineheerde.

Ehe der Tag zu grauen begann, hatte Pista sich schon am bestimmten Orte eingefunden. Die Haide lag in einer anmuthigen Gegend, welche von der einen Seite Gebirge, von der andern ein dichter Wald begrenzten. Bei seiner Ankunft war Alles ruhig, und darum konnte er nicht begreifen, welche Gefahr hier zu befürchten wäre.

Unter mancher Erwartung verging ihm der Tag, und auch der Abend nahte eben so friedlich heran, wie der Abend geschieden war. Mond und Sterne erleuchteten die Gegend weit umher, und die wohlthätige Kühle der Luft lud den sorglosen Hirten zur Ruhe. Er legte sich getrost in die Nähe seiner Heerde hin, empfahl sich und seine Pfleglinge dem Glücke, und schlief in Frieden ein.

Noch hatte er aber kaum ein Stündchen geſchlafen, als ihn die ſeltſamſte aller Nachterſcheinungen aus ſeinen Träumen weckte. Der oberälteſte Ober ſeiner Heerde ſtand vor ihm und redete ihn alſo an: „Fürchte Dich nicht, denn ich bin Dir freundlich gewogen, und komme nun als wohlmeinender Rathgeber zu Dir, um Dich vor den Gefahren zu warnen, welche Dir bevorſtehen. Da ich Dich einmal zu meinem Günſtlinge auserſehen habe, ſo will ich Dir meinen Beiſtand beſtens angedeihen laſſen. Wenn Du uns morgen Abend heim treibſt, ſo ſorge ſogleich, daß der König Dir einen Laib Brod und eine Flaſche Wein für den nächſten Tag mitgebe. Dieſe zwei Dinge werden Dich vor jedem Unglück ſchützen. Ein großer Drache, der dieſen Wald beherrſcht, wird Dich überwältigen und verſchlingen wollen; giebſt Du ihm aber dieſe Geſchenke, ſo wirſt Du ihm nicht nur widerſtehen, ſondern, wenn er den Wein wird getrunken haben, ihn auch ermorden können.“

Piſta erſtaunte nicht wenig über dieſe Erſcheinung; er rieb ſich die Augen, ſpitzte die Ohren und nahm alle ſeine Sinne zuſammen, um ſich zu überzeugen, ob er träumte oder wachte. Da er aber den Ober leibhaftig

vor ſich ſah, und jedes ſeiner Worte ganz deutlich vernahm, dankte er endlich demſelben für dieſe günſtige Weiſung, und verſprach ihm, ſolche pünktlich zu befolgen.

Als der zweite Abend gekommen war, trieb er die Heerde heim. Der König ſah ihm nicht ohne Verwunderung entgegen, ließ ihm alſobald den verbeißenen ganzen Jahreslohn bezahlen, und erlaubte ihm noch obendrein, ſich eine beſondere Gnade auszubitten. Piſta ſtrich ſein Geld frohlockend in die Taſche, und verlangte vor der Hand nichts weiter, als Brod und Wein für den nächſten Tag.

Kaum hatte noch der Hahn der erſten Frühſtunde entgegen gekraht, ſo war unſer Hirt mit ſeiner Heerde ſchon wieder zum Thore der Stadt hinausgezogen. Er begab ſich auf dieſelbe Haide, wo er die vorige Nacht zugebracht, und jenes ſeltſame tête à tête mit dem Schweinebären gehalten hatte. Sobald er an Ort und Stelle ankam, trat ſein beriſtiger Mentor wieder zu ihm und ſprach:

Flink und ohne Zagen
Setze Dich auf meinen Rücken,
Und in wenig Augenblicken
Siehſt Du Dich an's Ziel getragen.

Der Junge beſtieg den Eber, und im Nu ſah er ſich zu dem nahen Wald gebracht, und unter einer ungeheuern Eiche abgeſetzt. Hier wiederholte der Eber nochmals, was er ſeinem Günſtlinge ſchon Tags zuvor an's Herz gelegt hatte, und eilte alſobald zurück zu ſeiner Heerde.

Piſta hielt ſich bereit, ſeinem Abenteuer zu begegnen, und ehe er ſich noch genau nach dem Tummelplatze umgeſehen, drang ihm mit einem Mal aus dem Innern des Waldes ein ſo gewaltiges Geräuſch zu Ohren, daß alle Bäume um ihn her, wie bei einem Sturme, rauſchten. Dieſes Getöſe kam immer näher, und bald erblickte er einen ungeheuern Drachen, welcher gerade auf ihn heran eilte, in ſeinem Laufe eine Menge Bäume und Geſträuche erſchütterte und manche auch ſogar zu Boden riß, und ihn ſchon von ferne zu verſchlingen drohte. Wohl eingedenk der Worte ſeines Mentors, faßte Piſta ſich ein Herz, bot dem Drachen Brod und Wein, und flehte um Schonung ſeines Lebens.

Dieſe liberale Begegnung überraſchte das Ungeheuer mehr, als es der Widerſtand einer ganzen Schaar Schweinehirten vermocht hätte. Ruhig empfing der

Drache die Gaben des Jünglings, verzehrte ſie mit großem Behagen, und taumelte, da der Trank ſeine Wirkung ſehr bald begonnen hatte, ſchläfrig zu Boden hin. Piſta ſäumte nicht, ſeinen Vortheil zu nutzen. Wie er bemerkte, daß der Drache eingeſchlafen war, zog er ſein Taſchenmeſſer hervor, und ſchnitt dem trunkenen Ungeheuer die Kehle ab, ehe er aber ſeine Operation noch ganz vollbrachte, ſah er aus dem Rachen deſſelben einen kupfernen Schlüſſel herausfallen; dieſen hob er ſogleich auf, und ſteckte ihn in ſeine Taſche.

Indeſſen hatte die Schweineheerde ſich allmälig waldeinwärts gezogen, und zwar nach einer Gegend zu, die ziemlich weit von der Stelle entlegen ſchien, wo das Ungeheuer ſeinen Tod gefunden. Piſta, beſorgend ſeine Pfleglinge zu verlieren, beſchloß ſogleich, die Krümmung des Forſtes abzuſchneiden, und in gerader Richtung, und zwar auf eben dem Wege, welchen der hervorſtürzende Drache genommen hatte, denſelben zu Hülfe zu eilen.

Kaum war er eine Strecke weit gekommen, als eine neue überraſchende Erſcheinung all ſeine Beſorgniß zerſtreute. Ein ungeheures, ganz von Kupfer gebautes

Schloß ſtand vor ihm da, deſſen Pracht die Reſidenz ſeines Königs bei Weitem übertraf, und das um ſo mehr Einladendes für ihn zu haben ſchien, da nirgends, ſo weit ſein Auge ſpähte, ihm eine Wache den Zugang wehrte. Still und einſam war Alles um ihn her, auch nicht eines Vogels Stimme unterbrach das Schweigen ſeiner Umgebung. Er eilte daher ohne Bedenken zur Burg hinan, fand aber alle Thore derſelben feſt verſchloſſen. Sogleich erinnerte er ſich des Schlüſſels in ſeiner Taſche; er zog denſelben ſchnell hervor, verſuchte ihn am nächſten Schloſſe, und ſah mit froher Verwunderung, daß ſich ihm alle Riegel und Thore aufthaten. Bald befand er ſich in dem herrlichſten Palaſte, den er je geſehen. Die Zahl der Prachtgemächer, die ſich rings um ihn her öffneten, war ſo groß, daß er nicht gleich mit ſich einig werden konnte, welches er zuerſt betrete. Getroſt ging er durch die erſte Vorhalle, und kam von Gemach zu Gemach, bis er endlich mit verblendetem Geſichte in einen Spiegelſaal gelangte, wo ihm allerlei goldenes und ſilbernes Geräthe entgegen glänzte. In der Mitte des Saals ſtand ein ſilberner Tiſch, auf welchem eine goldene Gerte lag. Ohne eigentlich zu wiſſen

warum, nahm er die Gerte und machte einen Schlag auf die Tafel, worauf sogleich ein junger Drache vor ihm erschien und mit unbeschreiblicher Höflichkeit fragte, was ihm zu Befehle stande.

Vista faßte sich, und äußerte den Wunsch, das ganze Innere des Palastes, sammt den dazu gehörigen Gärten in Augenschein zu nehmen, worauf der dienstbare Drache sich bereitwillig erwies, und seinen Gast bat, ihm zu folgen. Er führte ihn durch alle Gemächer und Säle des Schlosses, deren jedes allein die Schätze eines ganzen Königreichs zu enthalten schien; sodann ging er in die Stallungen, wo herrliche Hengste goldenen Hafer aus silbernen Krippen speisten, und den Eintretenden voll Muth entgegen wieherten. Endlich aber kamen Beide in einen Garten, der voll wunderschöner Blumen und köstlicher Früchte prangte, und den Fremdling wie ein zweites Paradies mit allen Reizen der Natur umfing. Vista konnte sich nicht enthalten, eine Rose zu pflücken, und sie auf seinen Hut zu stecken.

Nachdem er Alles besehen hatte, fragte er den Drachen nach dem Herrn dieses Palastes, dieser aber bückte sich mit tiefer Ehrerbietung vor dem Fremdlinge, und bat

ihn, als den nunmehrigen Eigenthümer aller dieſer Schätze, ſeine Huldigung in Gnaden anzunehmen, indem er ihm zugleich verſprach, genau über Alles und Jedes wachen und deſſen hohe Zufriedenheit auf's Würdigſte verdienen zu wollen. Piſta erſtaunte nicht wenig über dieſe Begegnung; da er wohl merkte, daß alle die Erſcheinungen, welche ihm ſeit Kurzem vorgekommen waren, nichts weniger als natürlich ſeien, ließ er ſich die Huldigung des Drachen gefallen, und ſpielte ſeine Rolle ſo gut er konnte. Nachdem er Letzterem Beifall zugewinkt hatte, ging er mit ſtolzer Gravität aus dem Schloſſe. Raſch donnerten hinter ihm von ſelbſt die Thore zu, er aber verſperrte Schlöſſer und Riegel mit ſeinem Schlüſſel, und begab ſich nun weiter in den Wald, um ſeine Schweine aufzuſuchen.

Es währte nicht lange, ſo begegnete ihm die ganze Heerde in beſter Ordnung. Schon war der Tag in Weſten verglüht, und die Schatten der Berge breiteten ſich allgemach über das Gefilde. Nun ſchien es ihm Zeit, ſeinen Rückweg anzutreten; er pfiff, ſeine Heerde ſetzte ſich in Bewegung, und ehe noch der Abendſtern am Himmel glänzte, war ſie daheim in ihren Hürden.

Piſta hatte nicht ſobald ſeine Pfleglinge verſorgt, als ihm die Töchter des Königs mit ungeheurer Freundlichkeit entgegen eilten. Schon von ferne hatte die Jüngſte derſelben die ſchöne Roſe auf ſeinem Hute bemerkt, und konnte dem Wunſche nicht widerſtehen, ſie zu beſitzen; ſchnell kam ſie daher mit ihren Schweſtern herbei gelaufen, und forderte die ſchöne Blume. Der Sauhirt überreichte ſie der Prinzeſſin alſogleich, und fand ſich ſehr hochgeehrt, ſeine Gabe an dem Buſen der liebenswürdigſten Königstochter zu ſehen.

Der König aber, der ſich indeſſen über die eben ſo glückliche als pünktliche Zurückkunft ſeines Hirten höchlich verwunderte, ließ denſelben ſogleich zu ſich berufen, und fragte ihn angelegentlich um Alles, was ihm auf ſeiner Haide begegnet wäre. Allein Piſta wich dieſen Fragen ſehr behutſam aus; er antwortete ſehr kurz, und vermied jede Erklärung, die ſeine ſo ſeltſamen und glücklichen Abenteuer hätte verrathen können. „Dieſe Roſe," ſprach er, „die ich ſchon abgepflückt auf einem Baumſtrunke liegen gefunden, iſt Alles, was mir unterwegs vorgekommen; ich ſteckte ſie auf meinen Hut, um ſie nicht ganz ungenoſſen verwelken zu laſſen."

Der König bewies ihm neuerdings seine hohe Zufriedenheit und Gnade, indem er ihm auch für die künftigen Tage demselben reichlichen Lohn zusicherte, den er bis jetzt genossen. — Der Hirt dankte seinem Gebieter und begab sich zu seinen Schweinen, um in der Nähe derselben die Nacht über auf seinem Strohlager auszuruhen.

Kaum war es Mitternacht, so weckte ihn der vertraute Eber so wie gestern, und sagte: „Pista wolle sich auch für den kommenden Tag mit Brod und Wein versehen, da er es mit einem zweiten, noch größern Drachen, als der erste war, würde zu thun haben. Er rieth ihm, den Mundvorrath zu verdoppeln, fügte aber hinzu, daß er auch diesmal nichts zu befurchten hätte, wenn er dem Ungeheuer eben so muthig wie dem gestrigen begegnete.

Schon vor Tages Anbruch ließ Pista sich zwei Brode und zwei Flaschen Wein reichen, und begab sich mit seinen Schweinen abermals hinaus auf die Haide. Dort angelangt, nat der Eber sogleich wieder zu ihm hin und sprach:

Piſta, ſink und ohne Zagen
Setze Dich auf meinen Rücken;
Will Dich heut noch weiter tragen,
Und noch Größer's ſoll Dir glücken.

Der Jüngling that nach des Ebers Willen, und raſcher als auf eines Renners Rücken ſah er ſich zu einem Gehege getragen, das eine gute Strecke Weges von dem geſtrigen entfernt war. Der Eber ſetzte ihn auch hier unter einer Eiche ab, wiederholte ihm nochmals, was er ihm zum erſten Mal empfohlen hatte, und überließ ihn ſeinem Schickſale.

Piſta wartete nicht lange; bald hörte er ein furchtbares Geräuſch von den Wipfeln der Bäume herab; allgemach ſchien es dunkler um ihn her zu werden, und mit einem Mal kam in der Luft ein ungeheurer Drache heran, der, noch weit größer als der erſte, die ganze Gegend, wie eine finſtere Gewitterwolke, mit ſeinen Flügeln überſchattete, und mit gräßlicher Haſt auf den Hirten hernieder zu ſtürzen drohte. Aber eben ſo ſchnell reichte Piſta ihm die zwei Brode und Flaſchen hin, und begütigte das Ungethum ſo glücklich, daß es alſobald ſich ruhig niederſtreckte, die Victualien mit vielem Behagen

verzehrte, und ſodann mit brauſendem Geſchnarche einſchlief. Piſta nahm auch diesmal den günſtigen Augenblick wahr, und ſchnitt dem Drachen die Kehle ab, wobei demſelben ein ſilberner Schlüſſel aus dem Rachen fiel, den Jener ſogleich in die Taſche ſchob.

Nun ging er, ſo wie geſtern, in's Innere des Waldes und erblickte bald ein Schloß, das, ganz von Silber gebaut, ſeinen Augen ſchon von fern mit blendendem Schimmer entgegen ſtrahlte. Was er in der kupfernen Burg gethan und geſehen hatte, daſſelbe that und ſah er auch hier, nur war die Pracht der innern Einrichtung hier noch weit größer, weshalb er auch bei Betrachtung derſelben länger als dort verweilte. Nachdem ihm auch hier ein dienſtbarer Drache alle Schätze und Koſtbarkeiten gezeigt, und ihn endlich in den Garten geleitet hatte, pflückte er ſich eine ſilberne Roſe, dergleichen unzählige an den Sträuchern prangten, und ſteckte ſie auf ſeinen Hut. Hierauf verſchloß er die Thore des ſchönen Schloſſes mit ſeinem ſilbernen Schlüſſel, begab ſich wieder zu ſeiner Heerde, und trieb ſie, als der Tag ſich zu neigen anfing, ruhig nach Hauſe.

Sobald er an Ort und Stelle war, ſprangen die

drei Königstöchter ihm wieder freundlich entgegen, und die Jüngste haschte ihm die silberne Rose vom Hute weg, und lief mit derselben frohlockend zu ihrem Vater. Der König ließ, wie gestern, den Hirten zu sich berufen, fragte ihn nach Allem, was ihm den Tag über begegnet wäre, und äußerte, da Jener ihm befriedigend geantwortet, seine volle Zufriedenheit.

Dieses Abenteuer wiederholte sich auch den dritten Tag, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Hirte in einen goldenen Palast kam, und aus dem Garten desselben eine goldene Rose mit nach Hause brachte, welche die schöne Königstochter, so wie die vorigen, sich zueignete.

Zufälligerweise fiel gerade in diese Zeit die Feier eines Festes, das der König den Freiern seiner drei Töchter zu geben schon längst beschlossen hatte. Er ließ drei goldene Aepfel von gleicher Größe verfertigen, deren jeder mit dem Namen einer der Prinzessinnen bezeichnet, und im Vorhofe seiner Burg an goldnen Schnüren hangend, das Ziel eines Wettkampfs werden sollte, wobei den Siegern die Hände der Königstöchter zum Lohn zuerkannt würden. Wer nämlich von den Kämpfern, zu Pferde, im schnellsten Lauf einen dieser Aepfel mit seiner

Lanze herab stieße, dem sollte mit der Goldfrucht auch die Prinzessin, deren Name darauf geschrieben stand, zu Theil werden. Da die drei Schwestern eben so ungemein schön als reich waren, so läßt sich leicht erachten, daß die Anzahl ihrer Freier nicht gering sein mochte. Eine zahllose Menge Prinzen aus nahen und fernen Ländern war um die Königsburg versammelt, und auch des Königs Bruder mit seinen neun Töchtern war zugegen. Das ganze Reich nahm Antheil an dieser Feier, und Jung und Alt freute sich auf ihren Anfang. Alles was königlicher Reichthum an Schätzen aufzubringen vermag, war hier beisammen zu sehen, und alle Reichen und Vornehmen strömten herbei, durch Schimmer und Aufwand das schon längst erwartete Fest zu verherrlichen.

Da sich wohl vermuthen ließ, Pista werde einer so großen Feierlichkeit seine Gegenwart nicht versagen, so lud die jüngste Prinzessin, aus Dankbarkeit für die ihr gegebenen drei Rosen, den Jüngling zum Zuschauer, indem sie ihm rieth, ja nicht wegzubleiben, wenn er anders das Herrlichste, was ihres Vaters Reich an Menschen, Pferden, Kleidern und Edelsteinen besäße, zu sehen nicht verschmähte.

Aber zu nicht geringem Erſtaunen der Prinzeſſin dankte der Hirt für ihre Einladung: er wolle lieber bei ſeines Gleichen bleiben, und ſich, wie bisher, zu ſeiner Schweinheerde auf die Haide begeben.

Als der Morgen kam, und ſich in und außer der Burg ſchon Alles regte und bewegte, die Straßen von zahlloſem Volke wimmelten, ja ſelbſt die mühſeligſten Krüppel ſich ſchauluſtig herbei ſchleppten, trieb Piſta ganz gleichgültig ſeine Heerde aus, und ließ ſich nicht den geringſten Anſchein von Neubegierde merken.

Wer hätte aber vermuthet, was der verſchmitzte Junge geheim bei ſich beſchloſſen, und welch gewaltigen Streich er alle den fürſtlichen Freiern zu ſpielen vorhätte? — Kaum war er auf der Haide angelangt, ſo eilte er ſogleich in jenen Wald, wo er ehnlängſt ſein erſtes Abenteuer beſtanden. Hier begab er ſich gerade in den kupfernen Palaſt, trat in den Saal, und befahl durch einen Schlag mit der goldnen Gerte dem dienſtbaren Drachen, ihm das koſtbarſte Prachtgewand, wie auch das herrlichſte Reitpferd herbei zu ſchaffen. Der Drache befolgte den Befehl ſeines Gebieters auf's Schleunigſte; er kleidete denſelben ſo geſchickt und flink, als es

je ein Kammerdiener vermocht hätte, und führte ihm eben ſo bald ein prächtig gezäumtes Roß herbei, das ſchon im Herannahen vor Kampfbegier Funken zu ſprühen ſchien.

Kaum hatte Piſta den Renner beſtiegen, ſo donnerten von deſſen Hufſchlage die Hallen des Schloſſes hinter ihm; er flog, wie auf Schwingen des Blitzes getragen, über Haide und Straße, und erſchien, ehe man ſich's verſah, in den Schranken der königlichen Kämpfer. Der Schimmer ſeines Gewandes, die Kraft und Schnelle ſeines Pferdes, und die koſtbaren Edelſteine, die ihn ſchmückten, verblendeten Aller Augen, und Niemand hätte ſich beikommen laſſen, den Schweinehirten in ihm zu ſuchen. Alles wich bei ſeiner Ankunft von der Stelle, und verneigte ſich wie vor einem Gotte. Der König ſelbſt hielt ihn wenigſtens für ſeines Gleichen, und bot ihm vor allen Anweſenden ſogleich die Ehre des Vortritts an. Allein Piſta lehnte dieſe Auszeichnung beſcheiden ab, und bat vielmehr, der Letzte unter den Freiern ſein zu dürfen.

Endlich ward das Zeichen gegeben. Alles drängte ſich zu den Schranken, und der Wettlauf nahm ſeinen

Anfang. Reiter und Pferde flogen mit heißer Kampfbegier nach dem Ziele, aber Keinem gelang es, auch nur einen der drei Aepfel mit der Lanze zu berühren.

Auf einmal aber sprengte der unbekannte Gast wie ein Pfeil über die Bahn dahin, und traf alsobald den Ersten der drei Aepfel so glücklich, daß derselbe sammt der goldnen Schnur, woran er befestigt war, an seiner Lanze hängen blieb. Aller Blicke starrten ihm verwundert nach, er aber flog mit seiner Siegesbeute unverwandt, und in gerader Richtung über alle Schranken hinweg, und entschwand endlich in der Ferne.

Dieser unerwartete Vorfall bewirkte allgemeine Verlegenheit unter den Freiern und bestimmte den König, die Fortsetzung der Feier auf den kommenden Tag zu verschieben. Indessen schickte er sogleich einige seiner besten Reiter dem seltsamen Flüchtlinge nach, um dessen Aufenthalt zu erkundigen; aber ehe diese sich auf den Weg machten, war unser Ritter bereits unsichtbar geworden, und hatte sich in seiner Hirtentracht wieder bei seiner Heerde eingefunden.

Abends kam er, wie gewöhnlich, mit derselben nach Hause, und bestellte seine Geschäfte. Ehe er sich aber

zur Ruhe begab, erfah ihn auch diesmal die Jüngste der Prinzessinnen, eilte zu ihm herbei, und erzählte ihm mit großer Bestürzung den unerwünschten Vorfall, wodurch ihr heute der ihr bestimmte Apfel, und mit ihm zugleich der Bräutigam entrissen worden. Der Hirt tröstete sie mit vieler Theilnahme, indem er sagte, man könnte noch nicht wissen, ob der Unfall, der sie betroffen, ihr nicht noch zum Glücke gereichen werde.

Tags darauf, ehe die Feier des Festes von Neuem begonnen hatte, war Vista mit seiner Heerde wieder auf der Weide. Nun ging er aber in den silbernen Palast, kleidete sich in ein noch schöneres Prachtgewand als das gestrige war, und wählte sich auch ein noch weit herrlicheres Roß, als das vorige. Schnell wie der Wind, und leuchtend wie Gold und Juwelen, sprengte er nun abermals auf den Kampfplatz heran. Alles erstaunte über diese neue Erscheinung, Alles neigte sich vor ihm, und Niemand erkannte ihn für denselben Gast, welcher sich gestern auf eine so seltsame Weise hervorgethan hatte.

Aber eben so, wie gestern, gab er, als aller Augen auf ihn gerichtet waren, seinem Rosse die Sporen,

sprengte mit verhängtem Zügel auf das Ziel los, und flog, wie ein Pfeil, mit dem zweiten goldenen Apfel hinaus über die Schranken, und gar bald auch weit aus dem Gesichtskreis der erstaunten Menge.

Der König und seine hohen Gäste geriethen nun schon in Besorgniß, es walte irgend ein übernatürliches Wesen über diesem Vorfalle, und entschlossen sich beinahe, das Kampfspiel erst nach einem Jahre wieder erneuern zu wollen. Da nun aber schon zwei Goldäpfel verloren waren, so wollte man sich doch auch vom Schicksale des dritten und letzten überzeugen. Der König bestimmte daher die Beendigung des Festes auf den nächsten Morgen, und suchte sich indessen zu beruhigen so gut er konnte.

Wie bisher, geschah es auch zum dritten Male. Der Hirt war in aller Frühe auf die Haide gezogen, und erschien nun auf einem noch weit herrlichern Rosse, und in einem noch viel prächtigern Gewande als vormals in den Schranken. Er sprengte heran, erhaschte auch den dritten Goldapfel, und jagte zu Aller Erstaunen, schnell wie der Wind, in's Weite.

Das Fest war nun zu Ende; die Versammlung der Freier ging auseinander, und der König beklagte das Loos seiner lieben Töchter. Diese zerflossen beinahe in Thränen, und bejammerten ihr Schicksal als eine Fügung des Himmels, welcher zufolge Keiner von ihnen je ein Bräutigam zu Theil werden sollte.

Da der König schon über dem ersten dieser bedenklichen Vorfälle vergessen hatte, dem Hirten sein Tagelohn auszuzahlen, und dieser nun schon dreitägigen Gehalt zu Gute hatte, so bediente Vista sich der Befugniß, sein Dienstlohn zu fordern, als einer schicklichen Gelegenheit, zu erfahren, welche Wirkung bei Hofe seine drei Abenteuer hervorgebracht hätten. Noch denselben Abend, nachdem er seine Heerde nach Hause getrieben hatte, verfügte er sich zu dem Könige, verbarg aber seine drei goldenen Aepfel, aus Besorgniß, dieselben möchten ihm, wenn er sie im Schweinestalle zurückließe, entwendet werden, unter seinem Hute, und behielt diesen, gleichwohl im Angesichte seines Gebieters, auf dem Kopfe.

Der König bemerkte dieses gröbliche Benehmen seines Saubirten nicht ohne Befremden; da er ihm aber wegen

ſeiner wichtigen Dienſte überaus gewogen war, ſo fragte er ihn mit Nachſicht, was er verlangte. Piſta hatte ſich noch kaum geſammelt, ſeine Bitte vorzubringen, als die jüngſte nun ohnehin mißlaunige Prinzeſſin haſtig herbeieilte, und ihm, mit der Miene höchlich beleidigten Stolzes, den Hut vom Haupte riß. Sogleich fielen die drei Goldäpfel heraus, und rollten vor des Königs Füße hin.

Welches Staunen ergriff nicht den ganzen Hof! Die Königstöchter erkannten ſogleich ihre Namen, und konnten kaum Worte finden, ihre Freude über ihre wiedergefundenen Aepfel auszudrücken. Der König drang auf's Huldvollſte in den Jüngling, um zu erfahren, wie er zu denſelben gekommen wäre. Dieſer aber erwiderte mit ungemeiner Freimüthigkeit, er ſelbſt ſei der Eroberer der koſtbaren Beute, und glaubte daher, auf Eine der drei ſchönen Bräute vollkommenes Recht zu haben.

Da nun der König, wohl eingedenk jener beiſpielloſen Pracht und Herrlichkeit, wie auch des ſo ſeltſamen Siegeszeichens, wodurch der Fremdling ſich bei jedem Kampfſpiele ausgezeichnet hatte, noch gar manchen erheblichen Vortheil hinter dem Dunkel dieſes räthſelhaften

Ereigniſſes vermuthete, ſo willigte er ohne langes Bedenken in des Hirten Anſpruch. Die Jüngſte der Prinzeſſinnen fühlte ſich mit einem Male erheitert, und ſo liebevoll zu dem metamorphoſirten Saubirten hingezogen, daß ſie, ungeachtet ſeines zweideutigen Geruchs, ihm um den Hals fiel. Der König aber beſtimmte ihn ſogleich zum Gatten ſeiner Tochter, und den nächſten Morgen ward die Hochzeit im Angeſichte des ganzen Hofs auf der goldenen Waldburg, welche Piſta ſich ſogleich zur Reſidenz erſehen, auf's Glänzendſte vollzogen.

Nach geendigtem Mahle befahl der Bräutigam ſeinem dienſtbaren Drachen, welcher ſchon Tags vorher ein zahlreiches Dienerperſonal aus ſeinem geflügelten Geſchlechte geworben hatte, unverzüglich ſeine eilf Brüder herbei zu holen, indem er demſelben ihre Namen angab, und ihre Geſtalten nach Möglichkeit bezeichnete.

Ehe die Sonne geſunken war, ſah man dieſe eilf Brüder im geſtreckten Galopp zur Goldburg hereinſprengen. Alle waren auf Anſtalt des dienſtbaren Zauberdrachen überaus herrlich geziert, und ſie freuten und verwunderten ſich nicht wenig über die ſo unerwartete

Verwandlung ihres Schicksals. Zwei von denselben heiratheten die Schwestern ihrer königlichen Schwägerin, die Andern aber die neun Töchter des andern Königs. Bald eroberten sie eben so viele Königreiche, und lebten alle zusammen glücklich bis an ihr Ende.

Das wunderbare Tabakspfeifchen.

Ungarisches Märchen *).

Miska, der Jüngste von drei Söhnen eines armen Landmanns, hatte eine Zigeunerin zur Pathe, welche ihm noch in den Windeln prophezeite, er werde durch sein Schicksal einst in tiefe Noth und Schande gerathen, aber auch wieder zu den höchsten Ehren gelangen, die je ein Mensch zu erreichen fähig wäre. — Seine Eltern starben, noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, und bald nach ihnen ging auch seine Pathe zur ewigen Ruhe hin. In Kummer und Elend wuchsen nun die drei Waisen heran, und wußten endlich, da sie nichts Rechtes

*) Von G. von Gaal.

gelernt hatten, ſich nicht beſſer zu helfen, als daß ſie übereinkamen, ihr Glück bei dem Heere zu ſuchen.

Da eben Krieg war, ſo fand ihr Entſchluß kein Hinderniß. Sie erhielten Handgeld, und wurden, wie ſie es ſich gleich bei ihrem Antrage ausbedungen, alle Drei einem Hauptmanne übergeben, der ſie auch ſämmtlich einem Zuge einverleibte. Das Glück ſchien ſie in dieſem Stande allerdings zu begünſtigen, denn ſie thaten Wunder von Tapferkeit, und erwarben ſich in Kurzem die Auszeichnung, daß man ſie allgemein die drei Heldenbrüder nannte.

Als aber der Krieg zu Ende war, zogen ſie mit ihrem Heere wieder heim, und genoſſen, auf ihren Lorbeeren ruhend, die Früchte ihrer Thaten: Jeder derſelben hatte ſo viel Geld erbeutet, daß er davon geraume Zeit behaglich hätte leben können.

Aber Misla, der an thatenloſer Ruhe keinen Gefallen fand, beſchloß, das Heer und ſeine Brüder zu verlaſſen und auf andern Wegen ſein Glück zu ſuchen. Da man mit Zuverſicht einem dauerhaften Frieden entgegen ſah, erhielt er ohne Anſtand ſeinen Abſchied. Er kaufte ſich ein Pferd und einen Säbel, ſagte ſeinen Brü-

dern Lebewohl, und ritt gerade nach der nächſten Stadt, wo er vorher auf ſeinem Rückzuge gar manche Freude genoſſen hatte.

Als er daſelbſt in einem Gaſthofe ankam, ließ er ſich gleich die beſten Weine und Speiſen aufſetzen, und bald geſellten ſich mehrere luſtige Brüder zu ihm, denn Miska war freigebig und ein Freund heiterer Geſellſchaft.

Sie aßen und tranken den ganzen Tag, und auch in ſpäter Nacht durften die vollen Krüge nicht fehlen. Je mehr ſie tranken, deſto fröhlicher waren ſie, und deſto lebhafter ward auch ihr Verlangen, ſich immer mehr zu erheitern und zu erluſtigen. Bei dieſer frohen Stimmung machte einer der Geſellen den Vorſchlag, ein Spiel zu beginnen, und alle Andern gaben ihm ſogleich ihren Beifall zu erkennen. Indem ſie dem Miska wacker zutranken, wurden die Karten vertheilt, und das Glück ſchien alſobald ſich ſo günſtig auf ſeine Seite zu neigen, daß er ſchon in Kurzem die ganze Zeche ſeiner Schmauſegäſte gewonnen zu haben wähnte. Aber dieſes Glück war eitle Täuſchung. Die luſtigen Kumpane verloren anfangs nur in der Abſicht, Miska's Spieleifer immer

mehr und mehr zu befeuern. Plötzlich aber wandte ſich das Blatt; ſein Gewinnſt nahm zuſehends ab: je mehr er wagte, deſto mehr er auch verlor; bald hatte er ſeinen letzten Heller verſpielt, und ſomit auch alle Hoffnung, je wieder zu ſeinem Gelde zu gelangen. Dieſer Gedanke fuhr ihm wie ein Blitzſtrahl durch die Seele; es kam zu Zänkereien, endlich zu Schlägereien, und Miska ward ſo derb durchgeprügelt, daß er voll Striemen und blauer Flecken unter dem Tiſche liegen blieb, während die Andern froh mit ihrem Gewinnſte von dannen eilten.

Des Morgens kam der Wirth und forderte die Zeche. Miska, dem nichts als ſein Pferd und ſein Säbel geblieben war, ſah ſich genöthigt, Erſteres im Stich zu laſſen, und ob er gleich ſchwer auf den Beinen ſtand, ſeinen Weg zu Fuße anzutreten.

Seine ſchmähliche Lage erlaubte ihm nicht, vor ſeinen Brüdern zu erſcheinen; er beſchloß daher, auf gut Glück in die weite Welt zu gehen, und ſich blindlings dem Zufall zu überlaſſen.

Nachdem er, mühſeligen Schrittes, eine lange Strecke gewandert war, gelangte er bei finſterer Nacht in einen tiefen Wald, wo nichts als ſchauriges Rauſchen der

Bäume und Geheul der Eulen ſeinen Ohren entgegenkreiſchte. Da ihn ein gewaltiger Hunger plagte, tappte er neben und über ſich im Finſtern hin, um einiges Waldobſt zu erhaſchen; aber leeres Laub und trockene Zweige waren Alles, was er ergriff, und er gerieth dabei einige Male ſo tief ins Dorngeſträuch, daß er ſich Hände und Füße blutig ritzte und ſich genöthigt fand, unbeweglich auf einem Flecke ſtehen zu bleiben.

Indem er in dieſer kümmerlichen Lage ganz troſtlos ins Dunkel der Wildniß hineinblickte, erſah er plötzlich den matten Flimmer eines Lichtes in der Ferne. Dieſe Erſcheinung war ihm willkommen. So ſchwer er ſich auch aus dem Dickicht heraus arbeitete, ſo rang er doch zugleich mit aller Kraft nach der Gegend hin, wo das Licht ſich zeigte, und gelangte auch glücklich, obgleich nicht ohne große Mühe, in deſſen Nähe.

Dort angelangt, befand er ſich vor einer niedern, ſchmutzigen Hütte, aus der ihm ein über alle Maßen häßliches altes Weib voll Ingrimm, mit einem Lichte in der Hand, entgegen trat. Ihre Haare waren eisgrau, und ſtanden ihr wie Borſten zu Berge, und ihr Mund, der ihm eine vielfach unterbrochene Doppelreihe grüner

Zähne enthüllte, war so groß, daß er ohne Mühe ein Milchschweinchen mit Haut und Haar hätte beherbergen können. Ihr Gesicht aber, das so voll tiefer Runzeln und Falten war, daß es mehr einem Wespennester, als einem Menschenantlitz ähnlich schien, schnob Zorn und Rache, die ihn schon beim ersten Anblick zu vernichten drohten. Sie fuhr ihn also an:

Was such'st bei Nacht und Graus
Du Unglückseehn vor meiner Hütte?
Entfleuch, entfleuch mit schnellem Schritte,
Sonst reiß' ich Dir Dein Herz heraus! —

Dieser unholde Empfang erschreckte unsern Wanderer nicht wenig: aber sowohl sein heftiger Hunger, als auch der Gedanke, daß er nichts mehr zu verlieren hätte, und dies häßliche Ungethüm mit seinem Säbel doch noch kirre machen könnte, ließen ihn bald Muth fassen, um der Alten mit gleichem Trotze zu begegnen; er zog vom Leder und sagte:

Ich bin ein Fremdling, bin verirrt,
Und alles Gelds und Guts beraubt;
Bin matt von langer, schwerer Reise,
Und suche Obdach, Trank und Speise,
Versagst Du, Hexe, mir's, so klirrt
Mein Säbel Dir sogleich um's Haupt.

Einer ſo bündigen Antwort hatte die Alte ſich keineswegs verſehen; daher ließ ſie auch alſobald ſanftere Töne vernehmen. „Nu, nu," ſagte ſie, „ſo ſchlimm wirſt Du es doch nicht meinen; komm denn, und folge mir. Was ich habe, ſei Dir geboten, denn ohne Zweifel biſt Du derſelbe, auf deſſen Ankunft ich ſchon dreihundert Jahre warte." — Während ſie dieſe Worte ſprach, ſah ſie mit offenbarem Wohlgefallen auf ſeinen Säbel, nahm ihn am Arm und führte ihn ins Innere ihrer Hütte.

Dieſe Alte war das Weib eines ehernen Königs, der ſie einſt, wegen begangener Untreue, verdammt hatte, in der häßlichſten Geſtalt und voll des bitterſten Lebensüberdruſſes, in der ſchlechten Hütte zu leben, bis ein Fremdling, zum Danke für eine empfangene Wohlthat, ihr den Kopf abhauen würde. Der Anblick unſeres Fremdlings ſchien ihr die Nähe ihrer Erlöſung zu verkunden; da ſie derſelben ſchon ſo lange entgegen ſchmachtete, fand ſie ſich auch leicht geneigt, ihm Alles aufs Wirthlichſte zu reichen, was er begehrte. Sie ſetzte ihm ein gebratenes Schwein, einen Laib Brod, welchen kaum

ein Debreziner Backofen gefaßt haben würde, und einen ungeheuern Krug des trefflichſten Weines vor.

Miska ließ ſich Alles wohl ſchmecken, beſonders mundete ihm der Wein ſo ſehr, daß er bald einen zweiten Krug verlangte. So behaglich auch die Alte bisher die wackere Eß- und Trinkluſt ihres Gaſtes bemerkt hatte, ſo ängſtlich ward ſie doch über deſſen Forderung. Sie beſchwor ihn feierlich, ja keinen Tropfen mehr zu trinken, bevor er nicht Eins vollbracht hätte, das ihn und ſie zugleich auf immer glücklich machen würde.

„Glücklich?“ dachte Miska bei ſich, — „und zwar auf immer? — ei, das wäre wohl der Mühe werth, meinen Durſt auf kurze Zeit zu bekämpfen. — Die Alte drang um ſo nachdrücklicher in ihn, da eben jene Stunde ihr die einzig günſtige ſchien, ihre Rettung zu beſchleunigen.

Indem ſie ihm verſicherte, es werde nach einer Stunde ihm mehr Wein zu Gebote ſtehen, als er je getrunken, führte ſie ihn an einen unweit ihrer Hütte gelegenen Hügel, öffnete eine kleine Fallthüre, die den Eingang ins Innere deſſelben verſchloß, und bat ihren Gaſt, getroſt eine Treppe in dieſe unterirdiſche Wohnung hinab

zu ſteigen, und ihr aus dem dritten Gemach, das er da finden würde, ein Stück Kerze, einen Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen herauf zu holen. Sie ermahnte ihn aber zugleich, ja nicht über eine Stunde zu verweilen, da ſonſt ihr ehemer Gemahl, der in jener Tiefe hauſte, und nun eben des Schlafes pflegte, ihn ohne Gnade ermorden würde. Schon war es ſpät nach Mitternacht, und da der königliche Schläfer täglich auf den erſten Ruf eines ehernen Hahns, welcher auf dem Hügel ſaß, erwachte, ſo fürchtete ſie, durch den verhaßten Wächter noch viel zu frühe verrathen zu werden.

Miska kam ihrer Beſorgniß ſogleich dadurch entgegen, daß er ſeinen Säbel ſchwang und dem ehernen Hahne den Kopf wegputzte. Nun aber trat er, ihrer Weiſung gemäß, unverzüglich den geheimnißvollen Weg an, und begab ſich hinab in jene unterirdiſchen Gemächer, deren Eingang er um ſo leichter fand, da ihm aus jedem derſelben eine Lampe entgegen leuchtete, die alle Gegenſtände um ihn her mit zauberhaftem Licht erhellte.

Bald befand er ſich in einem prächtigen Gewölbe, wo ungeheure Haufen Kupfermünze, ſo blank, als wären ſie erſt geprägt worden, um ihn her lagen. Miska

faßte davon ſo viel in ſeine Taſchen, als er zu tragen vermochte, und begab ſich ſodann in ein zweites Gewölbe, das an Pracht ſeiner Einrichtung das erſte bei Weitem übertraf. Wie erſtaunte er, als er hier eben ſo viel Silbermünze ſah, wie er zuvor des Kupfergeldes gefunden hatte. Schnell leerte er ſeine Taſchen und füllte ſie mit dieſem viel edleren Gelde an. Nun trat er aber in das dritte und letzte Gewölbe, deſſen Schimmer ihn beinahe ganz verblendete. Rings um ihn her lag ein Haufe Goldes an dem andern, und ſogar die Wände und Meublen ſchienen ihm aus dieſem Metalle zu beſtehen. In einer Ecke des Gemachs ruhte der eherne König in hoher Majeſtät auf einem goldenen Bette und ſchnarchte gewaltig. Neben ihm ſtand ein goldner Tiſch, auf demſelben aber lagen die drei Dinge, welche die häßliche Alte von Miska verlangt hatte, nämlich ein Stuck Kerze, ein Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen. Der Anblick dieſer prachtvollen Umgebung, vielleicht aber auch das Geſchnarche des Königs, ſetzte den Fremdling in Verlegenheit. Er ſtarrte eine Weile vor ſich hin, ohne zu wiſſen, was er zuerſt verrichten ſollte. Dem Schläfer mit ſeinem Säbel den Kopf ab-

zuſchlagen, ſchien ihm gleich bei ſeinem Eintritt das Erſprießlichſte; aber da erwog er auch bald, daß es weit ſchwerer ſei, einen König zu köpfen, als einen Hahn; deshalb beſann er ſich ſchnell wieder eines Beſſern; er leerte ſeine Taſchen nochmals aus, und füllte ſie vollauf mit Gelde. Sobald er aber dies vollbracht, nahm er die drei Stücke vom Tiſche, und begab ſich über die Treppe hinauf, wo ihn bereits die Alte mit geſpannter Sehnſucht erwartete. Schon an der Schwelle ſtreckte ſie ihm ihre dürren Arme begierig entgegen, um ihm jene drei Dinge abzunehmen. Miska aber ſchloß die Fallthüre ganz gelaſſen hinter ſich, und that, als wäre er nie Willens geweſen, ihr Begehr zu erfüllen. Da ſie jedoch hierüber ſo böſe ward, daß ſie ihm drohte, durch ihr Geſchrei den ehernen Schläfer wecken zu wollen, und wirklich ſich ſchon bückte, um nach dem unterirdiſchen Gewölbe hinab zu rufen, verſah dieſer ſich ſogleich ſeines Augenblicks, und hieb ihr mit eben ſo raſchem als kräftigem Streiche den Kopf ab.

Die Alte blieb dahingeſtreckt in der Nähe des Hügels liegen, Miska aber eilte mit ſeiner reichen Beute um ſo froher aus dem Walde, als ihm durch die erſte Dämme-

rung des Tages seine Umgebung schon deutlich genug wurde, um einen Ausweg zu finden, der ihn auf die offene Straße zu führte.

Nachdem er einige Stunden gegangen war, begegnete ihm ein Zigeuner auf einem herrlichen Pferde. Die goldne Last in seinen Taschen hatte ihm sein Fortkommen immer mehr erschwert: deshalb fragte er den braunen Ritter sogleich, ob ihm das schöne Pferd nicht feil wäre. Jenem war diese Begegnung eben so willkommen, da er das Thier erst kürzlich in der Stadt gestohlen hatte, und eben Willens war, dasselbe nach einem nahen Flecken zu Markte zu führen. Beide kamen leichtlich überein; Miska gab dem Zigeuner zwanzig Goldstücke, setzte sich auf den Gaul, und ritt vergnügt nach der Stadt, deren Dächer ihm gar begehrlich entgegen winkten.

Wollte er sich je gütlich thun, so war es diesmal um so natürlicher, da er noch nie so viel Uebel erlitten, wie seit wenig Tagen, und auch nie so viel Geld in der Tasche hatte, wie jetzo. Er kehrte in dem schönsten Gasthof in der Stadt ein, befahl sein Pferd auf's Beste zu versorgen, und ließ sich eins der schönsten Zimmer öffnen.

Der Schweinebraten, womit ihn jene Alte bewirthet hatte, war nun ſchon längſt verdaut, und Hunger und Durſt regten ſich von Neuem. Der Wirth führte ihn in den Speiſeſaal, wo er Alles aufs Glänzendſte beſtellt, und eine Menge anſehnlicher Gäſte an der Tafel fand. Er ſetzte ſich und ſchmauſte ſo behaglich, daß Aller Augen, beſonders jene des Wirthes, mit ungemeiner Aufmerkſamkeit auf ihm ruhten, da er nur die köſtlichſten Speiſen forderte, und manche derſelben ſich zwei und dreimal reichen ließ. Eben ſo wacker leerte er eine Flaſche Wein nach der andern, und that im Ganzen ſo vornehm, als wäre er in der Abſicht gekommen, die Zeche aller ſeiner Tiſchgenoſſen zu bezahlen. So vornehm ihm auch dieſe Geſellen anfangs geſchienen hatten, ſo zutraulich fand er ſie in Kurzem. Allgemach rückte Einer nach dem Andern näher zu ihm heran, lobte bald die Farbe des Weins, bald den ſchmackhaften Geruch der Speiſen, die er genoß, und ehe man ſichs verſah, waren ein Dutzend Flaſchen des köſtlichſten und theuerſten Rebenſaftes auf Miska's Wohl und Rechnung ausgeleert. Auf einmal glänzte Frohſinn und muntere Laune aus Aller Augen; man ſang und trank, und ward da-

durch noch immer heiterer, und Alles drängte sich voll Jubel um den liberalen Gast, der mit wahrer Glorie als König des Festes sich diese Huldigung gefallen ließ.

Bald aber regte sich auch hier eben so lebhaft, wie vormals im Kreise anderer Schmausgesellen unsers Abenteurers, der Spielgeist wieder, und bot demselben Gelegenheit, sich die viel zu schwere Bürde seines Goldes zu erleichtern. Das Spiel begann und endete eben so wie vormals; nur machte diesmal der Umstand einigen Unterschied, daß Miska tausendmal mehr Geld verlor, als neulich, und nun nicht unter dem Tische liegen blieb, sondern durch den Wirth selbst, so ehrerbietig auch dieser ihn anfangs behandelt hatte, zum Hausthore hinaus geprügelt, bald nachher aber von Häschern ergriffen, und als Dieb, der das Pferd, so er dem Wirthe für die Zeche zurück ließ, aus dem Stalle eines Grafen gestohlen hätte, festgesetzt wurde.

In dieser mißlichen Lage wußte Miska sich weder zu rathen noch zu helfen. Er schwor und betheuerte, das Pferd von einem Zigeuner gekauft, und weder jenen Grafen, noch dessen Stall jemals gesehen zu haben. Aber dies Alles half nichts; er saß drei Tage und drei

Wächter in einem finstern Loche, und hatte keine andere Nahrung als Brod und Wasser, welches ihm nur einmal des Tags, und obendrein sehr kärglich gereicht wurde.

Obschon er vor Kummer und Betrübniß immer matter ward, und auch durch Schlaf sich nicht zu erholen vermochte, da dieser durchaus nicht über seine Augen kommen wollte; so sehnte er sich doch gar sehr nach Licht, und bat den Wächter seines Gefängnisses, ihm solches zu geben. Aber vergebens. Endlich fiel ihm das Stück Kerze ein, welches er aus den unterirdischen Gemächern geholt, und immer noch in der Tasche hatte. Er zog Stahl, Feuerstein, Zunder hervor, welche er als Tabakschmaucher stets bei sich trug, schlug sich Feuer, und drehte den glimmenden Schwamm in einer Hand voll Stroh, das er aus seinem Lager genommen, so lange im Kreise herum, bis dieses zu brennen anfing, und er seine Kerze anzünden konnte.

Aber welch' ein Staunen ergriff ihn, als er in dem Augenblick, da die Flamme den Docht ergriff, den ehernen König, den er in dem unterirdischen Gewölbe schlafend gefunden hatte, vor sich erblickte. Demüthig beugte dieser sein Haupt vor Mikka, und sprach: „Durch die Ent-

wendung meiner drei Zauberschätze, der Kerze, des Tabaksbeutels und des Pfeifchens, welche du nun besitzest, aller meiner Herrlichkeit beraubt, stehe ich nun als ein dienstbarer Geist vor Dir, und erwarte Deine Befehle."

Miska, welchen diese Erscheinung viel zu sehr überraschte, als daß er gleich zur Besinnung hätte kommen können, starrte eine gute Weile vor sich hin, ehe er im Stande war, ein Wort hervor zu bringen. Endlich aber, nachdem ihm der Kobold erklärt hatte, daß er, durch die Zaubermacht der Kerze hierher gebannt, ihm nun und jedesmal, wenn er dieselbe anzünden würde, in allen Dingen, die er von ihm verlangen wolle, behülflich sein müsse, faßte er sich dennoch, und that Bescheid auf den so günstigen Antrag. Er schilderte dem ehernen Gaste seine Lage und forderte alsobald einen Sack Goldes, ein schönes Pferd, und sicheres Geleit aus seinem verhaßten Gefängnisse. Der Kobold versprach alles dieses mit ehrerbietiger Verbeugung und verschwand. In wenig Minuten befand Miska sich wirklich vor den Thoren der Stadt auf einem herrlichen Rappen, über dessen Rücken ein ungeheurer Sack Goldes befestigt war. Froh segnete er nun sein Glück, verwünschte die böse Stadt, wo ihm so großes

Unheil widerfahren war, und machte ſich getroſt auf den Weg, um in eine Gegend zu gelangen, wo er ſein Geld wenigſtens mit heiler Haut verzehren könnte.

Nachdem er mehrere Tage geritten, und ſich unterwegs weidlich gepflegt hatte, kam er in ein Land, welches ihm bis jetzt nur dem Namen nach bekannt war.

Hier herrſchte ein ſehr geiziger und grauſamer König, welcher aber eine überaus ſchöne Tochter hatte, um deren Hand ſich bereits eine Menge Prinzen fruchtlos beworben. Denn da keiner derſelben ſo reich und mächtig war, wie es der Vater der Schönen gewünſcht hätte, ſo mußten ſie Alle leer abziehen, und durften ſich nie wieder mit ähnlichen Geſuchen bei Hofe blicken laſſen.

Der Gaſthof, wo Miska einſprach, befand ſich in der Nähe der Königsburg und war der größte und glänzendſte, den er je geſehen hatte. Unſer Glücksritter forderte fürſtliche Bewirthung, und ließ ſich eine prachtvolle Wohnung einräumen. Bald wimmelten ſeine Vorzimmer von reichverbrämten Leibhuſaren, Kutſchern und Reitknechten, und in ſeinem Stalle wieherten die herrlichſten Pferde, die man nur wünſchen könnte. Das ſaftigſte Gulyasfleiſch, die köſtlichſten Speckklöße mit

Sauerkraut und zarten Schweinsschwärtchen wurden ihm, seinem Befehle zufolge, täglich in silbernen Geschirren zum Frühstück aufgesetzt, und auch seiner Dienerschaft durfte nichts fehlen, was sie bedurfte.

Schon die ersten Tage nach seiner Ankunft schmolz all sein Gold dahin, denn er hatte nicht nur beträchtliche Ankäufe an Kleidern, Wagen, Pferden und allerlei Kostbarkeiten gemacht, sondern auch für jeden Tag für hundert und mehrere Gäste offene Tafel gegeben, und dieselben auf eine wahrhaft königliche Weise bewirthet. Da mußte denn die Zauberkerze bald wieder herhalten, und der ehrne Kobold seine Künste in's Werk setzen. Dieser fehlte nie, sobald das Licht brannte, und legte jedesmal einen Sack Goldes zu seines Gebieters Füßen, welcher mit jedem Tage herrlicher lebte, und Letztern beinahe jede Woche ein Paar Mal citirte.

Einst, nachdem er des Gastirens und Banketirens allgemach satt geworden war, fühlte er eine gewisse Leere in seinem Lebenskreise, die ihn von Tag zu Tage immer kälter und gleichgültiger gegen all seine bisherigen Belustigungen und Liebhabereien zu machen schien. Zugleich regte sich aber ein Bedürfniß in seinem Herzen, das er

bisher nur selten, und leicht vorübergehend gefühlt hatte. Er sehnte sich nach Mitgefühl und Theilnahme eines empfindenden Wesens, so wenig er auch den Gegenstand seiner Wünsche zu nennen oder zu bezeichnen wußte. Da er von den Reizen der Königstochter viel Rühmens gehört hatte, mischte sich unwillkürlich der Gedanke in seine Absichten, sie zu sehen, und ihr seine Herzensnoth klagen zu können. Er malte sich ihr Bild, so gut er konnte, im Geiste aus, und reihte an dasselbe zugleich eine Menge Folgen, die er kaum zu übersehen vermochte. „Ei," sagte er einst zu sich selbst, „wenn mir meine Kerze auch aus dieser Noth helfen könnte, wie herrlich wäre das!" Schnell zündete er sie an, und alsobald stand der eherne Mann ehrerbietig vor seinen Augen.

„Könntest Du wohl," begann Miska, „auch mein Herz so gut versorgen, wie Du meine andern Bedürfnisse bisher befriedigt hast? — Siehe, ich sehne mich nach Liebe, und dies mein Verlangen ist viel dringender, als es je meine Geldnoth werden kann. Kannst Du mir behülflich sein, unbeschadet die so hoch gepriesene Königstochter zu umarmen, so will ich diesen Dinst Dir weit höher anrechnen, als alle, die Du mir bisher geleistet."

Der eherne Mann bejahte Miska's Frage in aller Demuth, indem er ſagte, er wolle ihm die nächſte Nacht die ſchöne Prinzeſſin in die Arme führen, nur habe er weder bei Tage, noch ſonſt, wenn ſie nicht ſchliefe, Gewalt über ſie: Miska wolle daher um Mitternacht getroſt ſeine Kerze anzünden, und der Erfüllung ſeines Wunſches gewärtig ſein. Dieſer war außer ſich vor Freude, und von nun an wuchs ſeine Begierde und Ungeduld immer mehr und mehr, ſo daß er die Stunde ſeines Glücks kaum erwarten zu können glaubte.

Endlich erſcholl des Wächters Ruf vom Thurme der Königsburg, und Miska eilte über Hals und Kopf, ſeine Wunderkerze anzuzünden. Sogleich öffnete ſich die Thür ſeines Gemachs ganz leiſe, und der Eherne brachte das ſchönſte und liebenswürdigſte Mädchen, das je der Mond beſchienen, in tiefem Schlafe ruhend, auf den Armen. Nachdem er die Prinzeſſin ſanft auf ein Ruhebett niedergelegt hatte, ermahnte er ſeinen Gebieter, das Kerzenlicht nicht über zwei Stunden brennen zu laſſen, weil er die Schöne ſodann wieder zurück in ihr Schlafgemach bringen müſſe, und nicht über dieſe Friſt verweilen dürfe.

Miska ſtand wie verſteinert von Verwunderung über den Ausbund aller nur erdenklichen Schönheit, der das ganze Weſen der Schlafenden bezeichnete, und es währte lange, bis er ſich von der Wahrheit dieſer Erſcheinung überzeugte. Entzückt ſtürzte er der Prinzeſſin zu Füßen, und glaubte gleich bei dem erſten Kuß, den er auf den Saum ihres Nachtkleides drückte, in Wonne hinzuſchmelzen. Sie erwachte wie aus tiefer Betäubung und erſtaunte nicht allein über ihre Umgebung, ſondern weit mehr über die Geſtalt ihres Anbeters, denn dieſer war, vermuthlich durch die zauberhafte Einwirkung des Kobolds, ihr erſt vor wenig Stunden im Traume erſchienen, und hatte einen ſo tiefen und vielvermögenden Eindruck in ihrem Herzen zurück gelaſſen, wie ihn nur die heftigſte Gluth der erſten Liebe irgend zu bewirken fähig wäre. Schüchtern und ſchweigend ſahen ſich Beide an, und nur ihre Herzen ſprachen mit einander: aber mit einem Male rötheten ſich die Wangen der Prinzeſſin, ſanfte Gluth ſtrahlte aus ihren himmelblauen Augen, und allgemach wie eine Roſe auf die Berührung eines liebevollen Zauberers ſichtbar ihren Kelch erſchließt, gaben ihm Blick und Lippen zu verſtehen, daß er das Urbild ihrer Liebe ſei.

Miska glaubte bei diesem Geständniß in Entzückung zu zerfließen, aber kaum wagte er seiner Empfindung Ausdruck zu geben, so stand der eherne Mann schon wieder an der Thüre, um die Schöne in ihr Schlafgemach zurück zu bringen, denn die zwei Stunden waren bereits vorüber, obgleich Miska erst so viele Sekunden verträumt zu haben wähnte. Der Kobold berührte ihre Stirne sanft mit seinem Zeigefinger, worauf sie sogleich wieder einschlief, nahm sie ganz sachte auf seine Arme und verschwand, ehe Miska sich Zeit genommen hatte, Abschied von ihr zu nehmen.

Der Ueberglückliche löschte nun sein Licht aus, und warf sich in seliger Trunkenheit auf sein Lager hin, um die Folge seines Glückes im Traume fort zu genießen. Und wirklich gelang ihm dieses nicht nur im Schlafe, sondern auch Tags darauf so ganz, daß er auch bei offenen Augen nichts als ihre Stimme zu hören, ihr Antlitz zu sehen, und am Strahle ihres holden Blickes dahin zu schmelzen wähnte.

Als die zwölfte Stunde der zweiten Nacht gekommen war, zündete er seine Kerze wieder an, und sogleich erschien der Kobold mit der schönen Schläferin wie Nachts

vorher. Beide Liebenden umfing auch nun das ſüßeſte Glück mit ſeinen Wonnen, und ließ ſie den allzuraſchen Verlauf der Stunden nicht eher gewahr werden, als bis der dienſtbare Kobold wieder kam und ſeine holde Bürde von hinnen trug.

Indeſſen hatten aber die drei Zofen der Prinzeſſin dem Könige hinterbracht, daß ſie das Bett ſeiner Tochter leer fanden. Er eilte ſogleich herbei, überzeugte ſich von der Wahrheit ihrer Meldung, und ließ alle Drei, noch in derſelben Stunde, vor den Fenſtern ſeiner Tochter hängen. Kaum aber war das Urtheil vollzogen, ſo fand man die Prinzeſſin wieder ruhig und ſüß in ihrem Bette ſchlafen, als hätte ſie daſſelbe noch keinen Augenblick verlaſſen. Staunen und Wuth bemächtigte ſich des Königs. Jähzornig wie er war, ſtürzte er mit gezücktem Dolche auf die Schlafende los, und drohte ſie zu durchbohren, wofern ſie nicht alſogleich geſtünde, was es mit ihrer Abweſenheit für eine Bewandtniß habe. —

Bleich vor Schrecken und zitternd vor Angſt, ſich auf ſo grauſame Art aus dem ſüßeſten aller Träume geweckt zu ſehen, geſtand ſie, es wäre ihr, als hätte ſie ein ehemer Mann mit Gewalt zu einem Jünglinge gebracht,

deſſen Bild ihr erſt kürzlich im Traume erſchienen war, und ſie ganz mit Entzücken erfüllte.

Der König drang voll Ingrimm in ſie, ihm den Namen und Aufenthalt jenes Verwegenen anzugeben, der ſich ſolchen Frevels an ihr vermaße. Aber die Prinzeſſin wußte dieſe Frage nicht zu beantworten, denn Beides war ihr fremd geblieben, und auch das, was ſie wirklich eingeſtanden, ſchien ihr ſelbſt nur geträumt zu haben.

Außer der Reſidenz des Königs, in einem waldigen Thale, lebte ein frommer Klausner, welchen Jung und Alt verehrte, und in allerlei Nöthen um Rath zu fragen pflegte. Diesen ließ der König rufen, und als er erſchien, erzählte er ihm den Vorfall und fragte ihn, was in der Sache zu thun wäre.

Der fromme Mann gab ihm ein Stück Kreide, über welche er zuvor ſeinen Segen geſprochen hatte, und verſicherte ohne viel Bedenken, er werde jenen Frevler leicht auskundſchaften, wenn die Prinzeſſin in dem Augenblicke, als ſie in deſſen Zimmer gebracht würde, die Thüre deſſelben mit einem Kreuze bezeichnen, der König aber, ſobald man ſie in ihrem Bette vermiſſen ſollte, alle Thüren in der Stadt beſichtigen laſſen wollte. Die Be-

folgung dieſes Raths ſchien dem Könige eben ſo zweckmäßig als leicht; daher eilte er ſogleich zu ſeiner Tochter, gab ihr das Stück Kreide, und wiederholte ihr die Worte des frommen Einſiedlers mit dem nachdrücklichen Beiſatz, daß, wofern ſie unterließe, dieſelben pünktlichſt zu befolgen, ſie ohne Weiteres das Schickſal der drei Hafen würde theilen müſſen. Todtenblaß vor Grauen über den Anblick des unſeligen Kleeblatts vor ihrem Fenſter, verſprach ſie, treulich ſeinem Befehle zu wenden, und bat vor der Hand nur um die Gnade, ihre Fenſter verhängen zu dürfen.

Als die dritte Nacht herannahte, ſtellte der König mehrere Wachen vor die Thüre ſeiner Tochter, und auch ſie ſelbſt mußten Rieſen, Zwerge, Pagen und allerlei Hofgeſinde genau beobachten. — Aber Mitternacht brach ein, die Argusſe wachten mit geſpannten Augen, und doch war die Prinzeſſin mit einem Male aus dem Bette verſchwunden, ohne daß man den ehernen Mann oder ſie ſelbſt beim Weggehen bemerkte. Der Rebell, welcher gleich bei ſeiner Ankunft die Wachen erblickt hatte, machte ſowohl ſich ſelbſt, als auch die Schöne unſichtbar, und brachte ſie ungefährdet, wie bisher, in ihres Ge-

liebten Arme. Indeſſen ermangelte ſie nicht, des ſtrengen Befehls eingedenk, in dem Augenblicke, als ihr Träger ſie über Miska's Schwelle brachte, deſſen Thüre mit einem Kreuze zu bezeichnen.

Froh empfing Miska auch nun den holden Gegenſtand ſeiner Liebe, wie auch ihres Theils die Prinzeſſin, obſchon durch ihres Vaters Drohung nicht wenig beunruhigt, willig ſeine Gefühle theilte. Denn nicht nur die Macht des Zaubers, womit der Kobold ihre Beſorgniß zu beſchwichtigen wußte, ſondern die Alles überwindende Liebe ſelbſt beſiegte ihre Angſt ſehr bald, und um ſo leichter, da der Zuſtand, worin ſie ſich während der zwei kurzen Schäferſtündlein befand, doch mehr jenem des Träumens als des Wachens ähnlich war.

Indeſſen geſchah, was geſchehen ſollte; die geweihte Kreide entſprach ihrer Beſtimmung. Leicht gelang es den Häſchern, das Kreuz an Miska's Thüre zu erſpähen, und mit wildem Ungeſtüm ſtürzten ſie in deſſen Gemach und überraſchten die Liebenden ſehr unſanft in ihren ſchönſten Träumen. Ihn führten ſie ſogleich in ſchweren Feſſeln ins Gefängniß, die Prinzeſſin aber zurück in ihre Schlafkammer.

Obgleich Miska über dieſe gewaltſame Erſcheinung nicht wenig erſchrak, ſo behielt er doch ſo viel Beſinnung, ſogleich nach dem Kobolde zu rufen. Aber wie groß war ſeine Beſtürzung, als er weder dieſen, noch ſeine Kerze erblicken konnte. Da Letztere nur aus einem unvollkommenen Stücke beſtanden, und durch den bisherigen Gebrauch verzehrt war, ſo hatte auch der Talisman, womit er den ehernen Mann zu bannen vermochte, nun mit einem Mal ſein Ende.

Bald befand ſich der unglückliche Liebesritter im tiefſten Kerker, und durch den Ausſpruch des Königs, der ſeiner Rache kaum mehr einen Tag Aufſchub zu geben vermochte, verurtheilt, ſchon den nächſten Tag gehangen, ſodann gerädert und endlich geſpießt zu werden.

Schon vor Tages Anbruch verſammelte ſich Jung und Alt auf den Richtplatze, und bald erſchien auch der König ſelbſt an der Spitze eines Geſchwaders und von ſeinen Höflingen begleitet, um Zeuge der Vollſtreckung ſeines Befehls zu ſein. Miska ward zum Hochgericht hinan geführt, und ſollte, nachdem man dem Volke ſein Verbrechen, und ihm nochmals ſein Urtheil bekannt gemacht hatte, den Todesweg über die Leiter hinauf wan-

deln. Als er schon hoch oben stand, neigte er sich mit überaus wehmüthigen Blicken gegen den König herab, und flehte also:

Verwirkt' ich Aermster auch das Leben,
Und bin nun da, es hinzugeben,
So reu't es mich doch keinen Augenblick;
Genossen hab' ich all sein höchstes Glück. —
Doch eh' ich meinen Geist verhauche,
Sei gnädig mir, o König, und gewähre,
Daß ich, zu Deines Namens Ehre,
Nur noch ein Pfeifchen Tabak schmauche!

Alles schwieg und wunderte sich höchlich über diesen seltsamen Wunsch des auf seinem letzten Wege begriffenen Verbrechers. Da man in jenem Lande, einem uralten Gesetze zu Folge, auch Missetbätern eine letzte Bitte zu gewähren pflegte, so stand der König nicht an, bei aller seiner Rache, womit er das Todesurtheil vollzogen wissen wollte, ihm diese Gnade zu gestatten.

Miska zog sein Pfeifchen und seinen Tabaksbeutel aus der Tasche, stopfte Ersteres, und begann mit seltsamem Behagen zu schmauchen. Kaum aber hatte er den ersten Zug gethan, so stand sein ehemer Kobold neben ihm auf der Leiter und fragte, was er befehle, ohne daß

ihn sonst Jemand bemerkte. Miska besann sich schnell, und beschwor ihn bei allen Wundern seiner Zaubermacht, ihn zu retten. Der Eberne bejahte es, und verschwand. Aber in wenig Augenblicken sprengte ein ungeheures Heer ehrner Reiter aus dem nächsten Walde heran, und richtete ein so gewaltsames Gemetzel unter der Menge an, daß der König sammt seinem Geschwader mausetodt auf dem Platze blieb, und das Volk haufenweise auseinander lief. Und alsobald sah Miska sich nicht nur gerettet, sondern, rings von dem schützenden ehrnen Heer umgeben, auf die Burg geleitet, wo er noch denselben Morgen zum Könige ausgerufen und mit seiner geliebten Prinzessin vermählt wurde.

Nun ließ er durch die Hilfe des Kobolds, welcher ihm fortan stets getreu blieb, seine beiden Brüder herbei holen, und betheilte sie mit Würden und reichen Gütern. Durch sein Tabakspfeifchen aber, das er immer bei sich trug, ward er in Kurzem so reich und mächtig, daß ihm alle benachbarten Könige und Fürsten zinsbar und unterwürfig wurden.